

Nr. 98, Juni 2014

TTIP und Freihandelsideologie

Wahl - **Bedeutungsverlust der WTO**/Speckmann - **Ein atlantisches Klassenprojekt (TTIP)**/Eberhardt - **EU-Investitionspolitik am Scheideweg**/Luft - **Freihandel und Machtverhältnisse**

August 1914 - Kriegsursachen und Kriegsschuld

Scherer - **100. Jahrestag des Ersten Weltkrieges**/Röhr - **Bremser in der Wiener Kriegsfabrik**/Pätzold - **Zur Debatte um Kriegsursachen und Kriegsschuld**/Bollinger - **Arbeiterbewegung und Linke im Ersten Weltkrieg**

Nachrufe: Reinhard Kühnl, Horst Heining

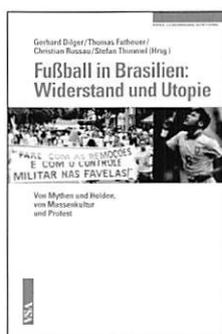
Und: Wollenberg - Die „Luxemburgisten“ - am Beispiel von Walter Fabian/Hautsch - **Medienwirtschaft: Umstrukturierung durch Digitalisierung**/Leibiger - **Eigentum im deutschen Finanzmarktkapitalismus**/Stache - **Bundeswehr und Spitzensportförderung**

Sowie: Berichte, Buchbesprechungen

VSA: Widerstand & Utopie



Harald Klimenta /
Andreas Fisahn u.a.
Die Freihandelsfalle
Transatlantische Industriepolitik
ohne Bürgerbeteiligung – das TTIP
AttacBasisTexte 45
128 Seiten | € 9.00
ISBN 978-3-89965-
592-6



G. Dilger/T. Fatheuer/
C. Russau/S. Thimmel (Hrsg.)
**Fußball in Brasilien:
Widerstand und Utopie**
Von Mythen und Helden,
von Massenkultur und
Protest
240 Seiten | mit Farb-
fotos | € 16.80
ISBN 978-3-89965-
595-7



Steffen Lehndorff (Hrsg.)
Spaltende Integration
Der Triumph gescheiterter Ideen
in Europa – revisited
Zehn Länderstudien
350 Seiten | € 24.80
ISBN 978-3-89965-
574-2



Die Monatszeitschrift
Sozialismus, das Forum
für die politische und
theoretische Debatte
der Linken: jeweils ca.
65 Seiten, Einzelpreis
€ 7.00, Jahresabo
€ 70,- (nur € 50,- für
Arbeitslose, Studierende,
SozialhilfeempfängerIn-
nen, RentnerInnen).
www.sozialismus.de



Heiner Karuscheit
Deutschland 1914
Vom Klassenkompromiss
zum Krieg
256 Seiten | € 19.80
ISBN 978-3-89965-
591-9



David Harvey
**Das Rätsel des
Kapitals entschlüsseln**
Den Kapitalismus und
seine Krisen überwinden
Aus dem Amerikanischen
von Christian Frings
288 Seiten | € 19.80
ISBN 978-3-89965-
442-4



Klaus Pickshaus
**Rücksichtslos gegen
Gesundheit und Leben**
Gute Arbeit und
Kapitalismuskritik –
ein politisches Projekt
auf dem Prüfstand
176 Seiten | € 14.80
ISBN 978-3-89965-
609-1



Das Abo enthält alle
zwei Monate ein Supple-
ment (auch separat
bestellbar). Im April
2014 erschien:

A. Buntenbach/
F. Bsirske/A. Keller/
W. Lemb/D. Schäfers/
H.-J. Urban
**Ist Europa
noch zu retten?**
56 Seiten | € 4.20
ISBN 978-3-89965-
976-4

ZEITSCHRIFT MARXISTISCHE ERNEUERUNG

**Vierteljahresschrift
25. Jahrgang
Heft 98 (Juni 2014)**

Herausgegeben vom Forum Marxistische
Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.)
und dem IMSF e.V.

Redaktionsbeirat:

Dr. Joachim Bischoff
Prof. Dr. Dieter Boris
Prof. Dr. Frank Deppe
Prof. Dr. Werner Goldschmidt
Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling
Dr. Harald Werner

Redaktion:

Dr. Jörg Goldberg, Dr. André Leisewitz, Dr. Jürgen Reusch,
Dr. David Salomon, Alan Ruben van Keeken, Dr. Gerd Wiegel

5 Editorial

TTIP und Freihandelsideologie

Peter Wahl

- 8 Der kranke Mann des Multilateralismus**
Krise und Bedeutungsverlust der WTO – Ursachen, Hintergründe, Perspektiven

Guido Speckmann

- 18 Ein atlantisches Klassenprojekt**
Das EU-USA-Freihandelsabkommen (TTIP)

Pia Eberhardt

- 31 EU-Investitions politik am Scheideweg:
Riss oder Kitt im globalen Parallelrecht für Konzerne?**

Christa Luft

- 41 Freihandel und Machtverhältnisse**
Zur Kritik klassischer Freihandelstheoreme
-

August 1914 – Kriegsursachen und Kriegsschuld

Peter Scherer

- 55 Zum 100. Jahrestag des Ersten Weltkrieges**

Werner Röhr

- 65 Bremser in der Wiener Kriegsfabrik**
Dokumentation: Friedrich Wiesners Tagebuchblätter 4.- 8. Juli 1914

Kurt Pätzold

- 81 Im Sumpf**
Zur Debatte um Kriegsursachen und Kriegsschuld vor dem 100. Jahrestag des Weltkrieg-I-Beginns

Stefan Bollinger

- 94 „Sonst kriege ich die Sozialdemokraten nicht mit“**
Deutsche Arbeiterbewegung und Linke im Ersten Weltkrieg
-

Weitere Beiträge

Jörg Wollenberg

- 111 Rosa Luxemburg und die „Freiheit der Andersdenkenden“**
Teil II: Rosa Luxemburgs „Gefängnismanuskripte“ und die „Luxemburgisten“ am Beispiel von Walter Fabian

- Gert Hautsch*
117 Medienwirtschaft: Umstrukturierung durch Digitalisierung
- Jürgen Leibiger*
130 Wem gehört die Republik?
 Empirisches zum Eigentum im deutschen Finanzmarktkapitalismus
- Christian Stache*
150 Deutsche Militärparade bei Olympia
 Die Bundeswehr und die militärische Spitzensportförderung in Deutschland
-

Nachrufe

- Gudrun Hentges/Gerd Wiegel*
157 Zum Tod von Reinhard Kühnl (1936 – 2014)
- Gretchen Binus/André Leisewitz*
159 Horst Heininger 1928 – 2014
-

Berichte

- André Leisewitz*
162 Zukunft der (Industrie-)Arbeit
 Frankfurt am Main, 30. Januar 2014
- Armin Stolle*
**168 1914 – 2014. 100 Jahre Krieg –
 100 Jahre Pazifismus und Friedensbewegung**
 Köln, 21. bis 22. Februar 2014
- Valentin Johannes Hemberger*
169 Stalin-Hitler-Pakt?
 Berlin, 21. bis 22. Februar 2014
- Hermann Dworzak*
173 Ukrainische Krise und Extreme Rechte in Osteuropa
 Brüssel, 27. Februar 2014 / Budapest, 3. April 2014
- Olaf Gerlach*
175 Vorbild skandinavischer Sozialstaat?
 Frankfurt am Main, 1. März 2014
- Sarah Nagel*
**178 Kapitalismus in der BRD – Neoliberaler Umbau, Alternativen,
 Kräfte der Veränderung**
 Frankfurt am Main, 10. bis 14. März 2014

David Salomon

181 Wallenstein, Mittenzwei und ein Bronzekopf
Berlin, 10. April 2014

183 Buchbesprechungen

Zwei neue Briefbände der MEGA (Georg Fülberth zu MEGA III/12 und III/30)

Rosa Luxemburg 1893 – 1906 (Hartmut Henicke zu Laschitz/Müller [Hrg.])

Zur Kritik der reinen Politik (Hermann Klenner zu Frank Deppe)

„Marburger Schule“ (Rainer Rilling zu Lothar Peter)

Aide-Mémoire (Joachim Schwammborn zu Heinz Düx)

Gewerkschafter: Kritische Haltung, fehlende Perspektive? (Michael Boedecker zu Richard Detje u.a.)

Anregungen für *politische* Bildungsarbeit in den Gewerkschaften (Falk Prahl zu Heinz-J. Bontrup)

„Uns hat der Krieg behütet für den Krieg“ (Manfred Weißbecker zu Arndt Weinrich)

Weißer Fleck der Faschismusforschung (Karl-Heinz Roth zu Manfred Wichmann)

Kolonialismus und Siedlergesellschaften (Jörg Goldberg zu Thomas Kiefer)

Demografie und Ökologie (Guido Speckmann zu Horst Hesse/Dieter Jancke [Hrsg.])

EU – Krise ohne Ende? (Patrick Ölkrug zu Leo Mayer/Fred Schmid)

Kämpfe um Hegemonie im „Staatsprojekt Europa“ (Sebastian Klauke zu Sonja Buckel u.a.)

224 Autorinnen und Autoren

4 Impressum

Impressum

„Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung“ wird herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.) und vom IMSF e.V. (Frankfurt/M.)

Redaktionsbeirat: Dr. Joachim Bischoff, Prof. Dr. Dieter Boris, Prof. Dr. Frank Deppe, Prof. Dr. Werner Goldschmidt, Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling, Dr. Harald Werner.

Redaktion: Dr. Jörg Goldberg, Dr. André Leisewitz, Dr. Jürgen Reusch, Dr. David Salomon, Alan Ruben van Keeken, Dr. Gerd Wiegel.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung des Verfassers bzw. der Verfasserin, nicht unbedingt die der HerausgeberInnen oder der Redaktion wieder. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Nachdruck nur mit Zustimmung der Redaktion.

Z. erscheint vierteljährlich. Der Abonnementpreis (vier Hefte) beträgt Euro 35,-. Bei Bezug aus dem Ausland Euro 43,-. Das Einzelheft kostet Euro 10,-. Abo zum reduzierten Preis (Studenten u.a., gegen Nachweis) Euro 28,-, Ausland Euro 36,-. Das Abonnement verlängert sich jeweils um vier Hefte, wenn nicht sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums eine schriftliche Kündigung beim Verlag eingegangen ist. Änderungen der Anschrift sind unverzüglich mitzuteilen. Bankverbindung: Forum Marxistische Erneuerung e.V., Frankfurter Sparkasse, BLZ: 500 502 01, Konto: 34595. Postanschrift von Redaktion und Vertrieb: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Postfach 500936, 60397 Frankfurt am Main, Tel./Fax. 069/53054406.

e-mail: redaktion@zme-net.de; internet: www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de

Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza. ISSN: 0940-0648. Redaktionsschluss: 30. 04. 2014. Bitte beachten Sie die Prospektbeilage des Verlags Westfälisches Dampfboot, Münster.

Editorial

Mit tiefer Betroffenheit müssen wir mitteilen, dass unser Beiratsmitglied Prof. Dr. Horst Heininger am 9. April d. J. verstorben ist. Als ein mit der Entwicklung des internationalen Kapitalismus und des Weltmarktes bestens vertrauter Kapitalismus-Forscher der DDR war er auch ein wichtiger Anreger für viele Marxisten in der alten Bundesrepublik. Er hat zusammen mit anderen wie Peter Heß, Kurt Zieschang, Rudi Gündel, Lutz Maier die Entwicklung der Theorie des staatsmonopolistischen Kapitalismus und des heutigen Imperialismus maßgeblich geprägt. „Z“ hat Horst Heininger viel zu verdanken. Er war seit 1993 Mitglied des Beirats unserer Zeitschrift. Zwischen 1991 und 2010 erschienen fünfzehn Beiträge von ihm in unserer Zeitschrift (Nachruf auf den Seiten 159-161).

Internationale Handelsvereinbarungen sind heute einer der wichtigsten politische Hebel nicht nur zur Vereinfachung des internationalen Austauschs von Waren und Dienstleistungen, sondern mehr noch zur Beschränkung der Regulierungskompetenz nationaler Regierungen zugunsten der ‚Märkte‘, d.h. zugunsten der großen transnationalen Unternehmen und Finanzinstitutionen. Sie dienen dem Export eines bestimmten markoliberalen Kapitalismusmodells, in dem soziale und ökologische Schutzrechte als Beschränkung von privaten Eigentumsrechten interpretiert und sanktioniert werden. Diese Vereinbarungen sind inzwischen zur größten Bedrohung der Demokratie geworden – denn sie entziehen in der Konsequenz den zentralen Bereich der menschlichen Existenz, die Wirtschaft, jedem Einfluss von demokratischen Prozessen.

Diese Überdehnung der Reichweite von Handelsvereinbarungen hat letzten Endes zum Bedeutungsverlust der Welthandelsorganisation (WTO) geführt. *Peter Wahl* zeigt eindringlich, wie die mit der WTO institutionalisierte „permanente Revolution“ des Welthandelssystems als „permanente Liberalisierung“ an die Grenzen veränderter internationaler Kräfteverhältnisse gestoßen ist. Die aufstrebenden Schwellenländer sind inzwischen so stark geworden, dass die USA und die übrigen Länder der ‚Triade‘ nicht mehr in der Lage sind, allein die globalen Regeln zu bestimmen. In der Konsequenz gehen die Länder dazu über, wieder mehr auf bilaterale Abkommen wie z.B. das TTIP zwischen den USA und der EU auszuweichen.

Dass diese bilateralen Vereinbarungen – u.a. weil sie weniger komplex und leichter umzusetzen sind – für die Erhaltung demokratischer, sozialer und ökologischer Grundrechte nicht weniger gefährlich sind als multilaterale Abkommen zeigt *Guido Speckmann*, der einen Überblick über Inhalt und Stand der TTIP-Verhandlungen zwischen EU und USA gibt. Der Artikel warnt davor, sich beim Kampf gegen diese und ähnliche Abkommen allzu sehr auf einzelne Fragen wie z.B. Chlorthühnchen oder Gen-Getreide zu konzentrieren: Die Hauptgefahr bestehe darin, dass mittelfristig ganz neue Verfahren institutionalisiert werden, bei denen alle Fragen mit handelspolitischen Auswirkungen dem Einfluss von Parlamenten entzogen sind.

Pia Eberhardt macht dies am Beispiel des Klagerichts vor privaten internationalen Schiedsgerichten deutlich, das oft Bestandteil von Handelsvereinbarungen ist. Unter dem Vorzeichen ‚Investorenschutz‘ können Konzerne vor nicht-staatlichen Schiedsgerichten milliardenschwere Schadensersatzklagen einreichen, wenn sie meinen, dass Regierungen durch demokratisch zustande gekommene Gesetze ihre Profitmöglichkeiten beschränken.

Tatsächlich geht es bei diesen und ähnlichen Vereinbarungen nur noch am Rande um Freihandel. *Christa Luft* stellt die wichtigsten wirtschaftswissenschaftlichen Freihandelstheoreme vor und zeigt, dass die damit verbundenen Debatten über angebliche oder wirkliche wirtschaftliche Effekte des Freihandels nichts anders als Etikettenschwindel sind. Der Neoliberalismus habe den „Freiheitsbegriff auf den internationalen Handel bezogen okkupiert“; dies habe unter dem Vorzeichen freier Konkurrenz noch eine gewisse Berechtigung gehabt. Heute aber geht es in Wirklichkeit nicht um Handel, sondern um die Absicherung ungleicher politischer und ökonomischer Machtverhältnisse.

Im August jährt sich der Beginn des Ersten Weltkriegs zum hundertsten Mal. Von vielen Marxisten (etwa Friedrich Engels und August Bebel) seit langem befürchtet, war der „Große Krieg der weißen Männer“ (Arnold Zweig) Ausdruck der wachsenden zwischenimperialistischen Konkurrenz zwischen den kapitalistischen Hauptländern. Wenn sich „Z“ im vorliegenden Heft in einem Schwerpunkt den Ereignissen zwischen 1914 und 1918 zuwendet, so auch deshalb, weil der Erste Weltkrieg in der Erinnerungsdebatte der BRD erneut zum Politikum geworden ist. *Peter Scherer* rekapituliert in seinem Beitrag den Verlauf des Krieges. Hierbei geht er nicht nur auf die zentralen Ereignisse und das Versagen der Arbeiterparteien ein, sondern zeichnet anhand von Quellen auch die psychischen Wirkungen des Krieges auf einzelne Soldaten und ihre an der Heimatfront verbliebenen Nächsten nach. Eingeleitet und kommentiert durch *Werner Röhr* dokumentieren wir erstmals die Tagebuchblätter des Sektionsrates im Wiener Außenministerium *Friedrich Wiesner*, der während der „Julikrise“ als Experte für strafrechtliche Fragen Mitglied der Kommission zur Untersuchung des Attentats auf den österreichischen Thronfolger war und in dieser Funktion als „Bremser“ in Konflikt zu den Kriegstreibern geriet. Dem gegenwärtigen „Historikerstreit“ zur Kriegsschuldfrage widmet sich der Beitrag *Kurt Pätzolds*, der bis in die Analyse von Schulbüchern nachzeichnet, wie deutsche Selbstentlastungsversuche die Debatte bestimmen. Christopher Clarks Versuch einer Revision der Arbeit Fritz Fischers fällt, wie Pätzold nachzeichnet, in der Bundesrepublik somit auf den fruchtbaren Boden einer Geschichtswissenschaft, die zunehmend versuche, struktur- und gesellschaftsgeschichtliche Zusammenhänge zugunsten reiner Ereignis- und Diplomatiegeschichte zu verdrängen. *Stefan Bollinger* analysiert in seinem Beitrag detailreich die Rolle der deutschen Arbeiterbewegung und ihrer Organisationen vor und im Ersten Weltkrieg. Hierbei behandelt er sowohl das Verhalten des SPD-Parteivorstands im Wechselspiel mit der Reichsregierung als auch die Reaktionen der Basis während des

Beginns, des Verlaufs und des Endes des Krieges. Die Gründe des historischen Versagens kommen ebenso zur Sprache wie jene Momente des Widerstands, die schließlich zur Spaltung der Sozialdemokratie führten.

Weitere Beiträge: Jörg Wollenberg hatte in Z 97 über die Herausgabe von Rosa Luxemburgs „Die Russische Revolution“ durch die Gruppe „Neu Beginnen“ im Pariser Exil 1939 berichtet. Im zweiten Teil seines Beitrags geht er dem politischen Lebensweg von Walter Fabian seit der Pariser Exilzeit bis in die 1970er Jahre nach. Fabian war eine der wichtigen Gestalten der außerparlamentarischen Opposition der alten Bundesrepublik. Die aktuellen Veränderungen in der Medienwirtschaft unter dem Einfluss der digitalen Revolution sind Gegenstand des Beitrags von Gert Hautsch. Er analysiert die ganz unterschiedlichen Reaktionen des Medienkapitals in der Musikindustrie, bei wissenschaftlichen Journalen, in der Zeitungs- und der Buchbranche. Konzentration und Expansion in die online-Märkte gehören zu den Anpassungsstrategien der Konzerne. Jürgen Leibiger gibt einen empirisch fundierten Überblick über die wichtigsten Eigentumsformen im heutigen Deutschland. Es dominiert der Sektor mit kapitalistischem Privat- oder Gesellschaftseigentum (etwa die Hälfte der Erwerbstätigen, drei Viertel der Bruttowertschöpfung), der zu seiner Entfaltung auch des staatlichen Eigentums bedarf. Die Bedeutung des Staatsbereichs zeigt sich weniger in seinem Beschäftigten- und Wertschöpfungsanteil (15 bzw. 11 Prozent), sondern in erster Linie darin, dass annähernd 44 Prozent des Bruttoinlandsproduktes über den Staat umverteilt und verbraucht werden. Die Sektoren der kleinen Warenproduktion und des Genossenschaftswesens sind demgegenüber untergeordnet. Leibiger diskutiert die verschiedenen Eigentumsformen auch unter dem Gesichtspunkt sozialistischer Gesellschaftsveränderung. Ausmaß und Zweck der militärischen Sportförderung in der Bundesrepublik untersucht Christian Stache. Bei der Winter-Olympiade in Sotschi stammte von 153 dort präsenten deutschen Sportlerinnen und Sportlern knapp die Hälfte aus den „Sportfördergruppen“ der Bundeswehr. Dazu kamen weitere von Bundespolizei und Zoll geförderte Teilnehmer. Stache stellt das System der militärischen Spitzensportförderung vor und diskutiert dessen politische Funktion.

Die *Nachrufe* auf Reinhard Kühnl und Horst Heiningen würdigen deren theoretische und politische Praxis und lassen zugleich erahnen, welcher Fundus an Wissen und methodischer Reflexion mit dem Ableben der durch sie repräsentierten Generation marxistischer Forscher in Deutschland verloren zu gehen droht.

Es folgen wie Z-üblich *Veranstaltungsberichte* vom ersten Quartal 2014 sowie der *Rezensionsblock* mit der Besprechung von Neuerscheinungen, die aktuelle gewerkschaftliche, politische und historische Fragestellungen betreffen.

Der Schwerpunkt des September-Heftes 2014 (Z 99) ist dem Thema „Kapitalismus in Osteuropa“ gewidmet.

Peter Wahl

Der kranke Mann des Multilateralismus

Krise und Bedeutungsverlust der WTO – Ursachen, Hintergründe und Perspektiven

Es war ein richtiger Knalleffekt, als die Welthandelsorganisation (WTO) 1999 mit den spektakulären Bildern der „*Battle of Seattle*“, der Proteste gegen die WTO-Ministerkonferenz, ins Rampenlicht der Weltöffentlichkeit trat. Es war zugleich der erste global wahrgenommene Auftritt der globalisierungskritischen Bewegung. Obgleich schon 1995 formal ins Leben getreten, war die WTO bis dahin nur auf den Wirtschaftsseiten der Tageszeitungen präsent gewesen.

Die WTO sollte sich von der Krise in Seattle nie wieder richtig erholen. Dabei hätte die Konferenz ein großer Wurf werden sollen, der Auftakt einer neuen Welthandelsrunde, der der damalige EU-Handelskommissar, Leon Brittan, den leicht größenwahnsinnigen Titel „*Millennium-Round*“ (Jahrtausendrunde) gegeben hatte. Die WTO erschien als neuer Stern am Himmel der neoliberalen Globalisierung, die damals wenige Jahre nach dem Kalten Krieg noch ungebrochen als Triumph einer neuen Epoche galt. Umso größer war der Schock.

Bei den Ursachen für die Pleite kommt ein ganzes Bündel von Faktoren zusammen, von denen Kritik und Widerstand aus der Zivilgesellschaft nur einer und nicht einmal der Wichtigste war. Tatsächlich durchzog eine ganze Reihe von unterschiedlichen Widersprüchen und Konflikten die Konferenz, darunter die Differenzen zwischen der EU und den USA, sowie ein erstes Aufbegehren der Entwicklungs- und Schwellenländer gegenüber den Industrieländern. Da zudem der Präsidentschaftswahlkampf begonnen hatte, wollte die Clinton-Administration sich nicht auf Kompromisse einlassen, die ihr vor heimischem Publikum als Schwäche ausgelegt würden.

Nach der harten Landung in Seattle wurde ein neuer Anlauf genommen. Bei der Konferenz in Doha im Dezember 2001 wurde etwas entwicklungspolitisches Rouge aufgelegt und die neue Runde wurde „Entwicklungsrunde“ getauft. Damit sollte der Eindruck erweckt werden, es ginge vor allem um die Interessen der Entwicklungs- und Schwellenländer. Zwar gab es in der Tat einige Zugeständnisse – so sollten den Entwicklungsländern längere Übergangsfristen und Sonderbedingungen bei der Implementierung von Beschlüssen gewährt werden (*special and differential treatment*) – aber natürlich mutierte die WTO mitnichten zu einer Entwicklungshilfeorganisation.

Zunächst schien es auch so, als ob es wieder aufwärts ginge. Dazu beigetragen hatte, dass Doha zwei Monate nach den Anschlägen vom 11. September in einem psychologischen Klima stattfand, in dem sich niemand so recht traute, die nach wie vor vorhandenen Problem offen zu thematisieren. Zudem waren Proteste in dem feudalistischen Scheichtum am Persischen Golf nicht mög-

lich. So machte sich wieder Optimismus breit, und man fasste für den Abschluss der Verhandlungen das Jahr 2005 ins Auge.

Aber bereits bei der folgenden Konferenz, 2003 im mexikanischen Cancun, wurde deutlich, dass die Krise nicht vorbei war. Im Gegenteil, die Entwicklungs- und Schwellenländer hatten sich untereinander inzwischen koordiniert und organisiert und ihre Verhandlungsmacht deutlich gesteigert. Es kam wiederum zum Clash und die Konferenz endete ergebnislos.

In informellen Verhandlungen in Arbeitsgruppen zwischen den großen Konferenzen wurde eine Annäherung versucht. Dies gelang aber nur an wenigen und eher sekundären Punkten, sodass die nächste Konferenz 2005, in Hongkong, zwar kein völliges Desaster war, aber auch keinen Durchbruch brachte. Das Ziel für einen Abschluss war geplatzt.

Obwohl die Satzung der WTO vorsieht, alle zwei Jahre eine Ministerkonferenz durchzuführen, dauerte es jetzt vier Jahre, bis in Genf 2009 das nächste große Treffen möglich wurde. Doch auch dieses Meeting verlief ergebnislos, was aber kaum noch Aufsehen erregte. Selbst die Zivilgesellschaft hatte inzwischen weitgehend das Interesse verloren. Das Feindbild WTO begann zu verblasen, Proteste hatten sich anderen Themen zugewandt. Nur noch eine enge Fach-Community verfolgte das zähe Geschehen. Zudem stand die nächste Ministerkonferenz, 2011 ebenfalls in Genf, im Schatten der Finanzkrise. Einziges Ergebnis waren Verfahrensvorschläge, deren Zweck darin bestand, einen Ausstieg aus der verfahrenen Lage zu finden. Bei der jüngsten Konferenz im indonesischen Bali 2013 wurde schließlich ein Minimalpaket verabschiedet (s.u.). Aber 18 Jahre nach ihrer Gründung ist die WTO heute nur noch ein Schatten ihrer selbst.

Die ursprüngliche Absicht, unter westlicher Führung eine globale Organisation für die Regelung des Welthandels unter einem Dach mit gleichen Regeln für alle schaffen zu wollen, war gescheitert. Die Dialektik zwischen Veränderungen der globalen Rahmenbedingungen und problematischen Binnenstrukturen führte schon in Seattle zur Handlungsunfähigkeit. Eine lange Agonie mit dramatischem Bedeutungsverlust war die Folge.

Enormer Kompetenzzuwachs

Die Gründung der WTO 1995 bedeutete zunächst einen qualitativen Sprung in der Geschichte der Welthandelsregulierung. Während ihr Vorläufer, das GATT (*General Agreement on Trade and Tariffs*) lediglich ein Vertrag war, der sich auf die Liberalisierung des Güterhandels konzentriert hatte, bildete nun eine eigene Institution mit einem Hauptquartier, mit Personal, Satzung und formeller Mitgliedschaft das Zentrum des Welthandelsregimes. Mit heute 159 Mitgliedsländern und 26 Beobachtern ist die WTO de facto universal und repräsentiert weit über 90 Prozent des Welthandelsvolumens. Die spektakulärsten Neueintritte nach der Gründungsphase waren China (2001) und Russland (2012). Keine Verbindung mit der WTO haben faktisch nur Nordkorea, Somalia, Südsudan und der Vatikan.

Im Vergleich zum GATT ist der Zuständigkeitsbereich der WTO beträchtlich gewachsen. So kam nicht nur der Agrarhandel – der vom GATT noch ausgenommen war – unter ihre Ägide, sondern auch eine Reihe völlig neuer Bereiche:

- geistiges Eigentum, also Patente, Copyright, Warenzeichen, Design, geographische Namen (Scotch, Cognac, Champagner, Roquefort) wurden im TRIPS-Abkommen (*Trade Related Aspects of Intellectual Property Rights*) geschützt, um so kommerziell besser verwertbar zu sein. Angesichts der enorm gewachsenen ökonomischen Bedeutung von Wissen und Information ist das TRIPS-Abkommen von großer Tragweite;
- erstmals wurde in der WTO ein Rahmenabkommen für den Handel mit Dienstleistungen geschaffen, das GATS (*General Agreement on Trade in Services*).

Damit reagierte die WTO auf die gewachsene Bedeutung des Dienstleistungshandels. Es handelt sich dabei aber auch um genau jene Bereiche, in denen USA und EU eine führende Rolle spielen, darunter Finanzdienstleistungen, Telekommunikation, audiovisuelle Dienstleistungen, Luft- und Weltraumfahrt. Alles Bereiche, wo die alten Industrieländer über Wettbewerbsvorsprünge gegenüber dem Rest der Welt verfügen.

Auf diese Weise entstand in der WTO allerdings auch eine grundlegende Asymmetrie zwischen jenen, die auf diesen Gebieten wettbewerbsstark sind und dementsprechend international expandieren wollen und anderen, die dafür ihre Märkte öffnen sollen. Dies ist eines der strukturellen Probleme, die zur Krise der WTO führten.

Zu dieser Asymmetrie kommt hinzu die Konkurrenz zwischen den Industrieländern. Dabei geht es nicht nur um öffentlichkeitswirksame Fälle wie Hormonfleisch und Chlorhühnchen. Wichtiger sind z.B. die Finanzdienstleistungen, wo die Versicherungsbranche der USA ein brennendes Interesse am Zugang zu jenen Sektoren der Daseinsfürsorge (Gesundheit und Alterssicherung) hat, die in Europa häufig noch öffentlich organisiert sind. Auch Bildung und die audio-visuellen Medien, also öffentlich-rechtliches Radio und Fernsehen sowie die europäische Filmförderung sind hier im Visier.

Auch die Aufnahme des Agrarhandels in den Kompetenzbereich der WTO hat einen grundlegenden Widerspruch etabliert. Er berührt in starkem Maße die Interessen der Entwicklungsländer. Denn zum einen sind Agrarprodukte oft ihre wichtigsten Handelsgüter, und zum anderen ist damit die Ernährungssicherheit tangiert. Für Indien etwa, das heute die weltweit größte Armutsbevölkerung hat, stehen vitale Interessen auf dem Spiel. Gleichzeitig ist im Agrarsektor der Protektionismus der USA und der EU direkt oder indirekt (durch Subventionen) besonders ausgeprägt.

Die meisten Blockaden in den Verhandlungen sind daher auf den Feldern entstanden, wo ausgeprägte Asymmetrien oder hoher Konkurrenzdruck bestehen. Dabei hatten USA und EU ursprünglich sogar noch mehr „innovati-

ve“ Themen auf die Agenda packen wollen, wie Investitionen und öffentliche Beschaffung, konnten sich damit aber schon in Seattle nicht mehr durchsetzen.

Schiedsgericht und Sanktionen

Eine weitere neue Qualität im Handelsregime bringen die Schiedsgerichtsverfahren. Diese sind sanktionsbewehrt und haben damit eine völkerrechtliche Verbindlichkeit, wie sie auf anderen Politikfeldern – mit Ausnahme des UN-Sicherheitsrats – keine andere internationale Organisation einsetzen kann. Das Streitschlichtungsverfahren, so der erste WTO-Generalsekretär Ruggiero, sei die „zentrale Säule des multilateralen Handelssystems und der originellste Beitrag der WTO zur Stabilität der Weltwirtschaft.“¹ Entscheidungen des Gremiums berechtigen einen erfolgreichen Kläger, Schadensersatz zu verlangen bzw. Vergeltungsmaßnahmen in Form von Strafzöllen zu ergreifen. Damit verfügt die WTO juristisch sogar über weitergehende Befugnisse als die andere starke Organisation der Weltwirtschaft, der IWF.² Insofern ist mit den Schiedsgerichtsverfahren und den Sanktionsmöglichkeiten ein Moment von supranationaler Staatlichkeit entstanden. Die Kehrseite ist allerdings, dass die hohe Verbindlichkeit auch dazu führt, dass umso hartnäckiger verhandelt wird. Schließlich steht besonders viel auf dem Spiel.

Zwar ist die Etablierung eines Schiedsgerichts ein zivilisatorischer Fortschritt gegenüber einer Situation, in der sich das Recht des Stärkeren gegenüber der Stärke des Rechts ungebrochen durchsetzen kann. Allerdings ist die Ausgestaltung dieses Rechts im Wesentlichen von den Stärkeren bestimmt worden. Und diese wissen, dass ihre Interessen am besten über den stummen Zwang der ökonomischen Verhältnisse und deren Verkörperung im Freihandel verwirklicht werden.

Liberalisierung als permanente Revolution

Die Grundphilosophie der WTO beruht auf der Freihandelsdoktrin. In der Präambel der Satzung, dem „*Agreement Establishing the World Trade Organization*“³ ist die Liberalisierung des internationalen Handels als Organisationsziel verankert. Deren theoretischen Wurzeln gehen auf das 18. Jahrhundert, Adam Smith und David Ricardo und dessen These von den komparativen Kostenvorteilen zurück. Als wissenschaftliche Modellannahme trifft die Theorie zwar einige Dimensionen der Realität – so erklärt sie z.B. die internationale Arbeitsteilung und deren ökonomischen Vorteile – angesichts der

¹ Ruggiero, Renato (1997), www.wto.org/wto/abaout/dispute0.htm

² Womit nicht gesagt ist, dass der IWF über geringere Durchschlagskraft verfügt. Zwar ist die Annahme von dessen Bedingungen bei der Kreditvergabe für die Empfängerländer „freiwillig.“ Wie aber gegenwärtig am Beispiel der Ukraine besichtigt werden kann, bleibt einem Land, dem das Wasser am Halse steht, letztlich keine Wahl.

³ www.wto.org/wto/legal/04-wto.pdf

Komplexität der heutigen Weltwirtschaft ist sie aber theoretisch völlig unzureichend und als Leitbild nur noch Ideologie.⁴

Die beiden wichtigsten Prinzipien zu Durchsetzung der Liberalisierung sind:

- das Nicht-Diskriminierungsgebot, d.h. dass ausländische Wettbewerber genauso zu behandeln sind wie inländische, und
- die Meistbegünstigungsklausel, wonach Handelsvorteile für ein Land, automatisch auch für alle anderen Mitgliedsländer der WTO gelten.

Dem Regelwerk der WTO ist damit die kontinuierliche und dynamische Weiterentwicklung der Liberalisierung inhärent, quasi die „permanente Revolution“ des Welthandelssystems. Diesem Ziel dient auch die statutengemäße Vorgabe, nach Abschluss einer Handelsrunde immer wieder eine neue Runde zu starten. Bewirken das Nicht-Diskriminierungsgebot und die Meistbegünstigungsklausel der Ausbreitung der Liberalisierung in der Fläche, so soll der Druck zu stets neuen Handelsrunden die Ausdehnung in die Zeit gewährleisten.

Die Dynamik der permanenten Liberalisierung ist in einer ungleichen Welt aber eine systematische Überforderung und Benachteiligung der ökonomisch Schwächeren, während die Wettbewerbsstarken und ihre Unternehmen ebenso systembedingt davon profitieren.

Allerdings – und das ist wiederum eine überraschende Dialektik: Da die WTO eine globale Plattform bietet, haben die Schwellen- und Entwicklungsländer gelernt, sich in Unter- und Interessensgruppen zu organisieren und somit mehr Verhandlungsmacht zu bekommen. Sie sind damit in die Lage versetzt worden, Sand ins Getriebe der Liberalisierungsmaschinerie zu streuen oder sie auf einigen Gebieten ganz zu blockieren. Hier liegt einer der Hauptgründe für die Dauerkrise der WTO.

All dies ist bedeutet nicht, dass Liberalisierungsmaßnahmen immer und unter allen Umständen schlecht sein müssen. Eingebettet in einen politischen Rahmen, der die Souveränität demokratischer Akteure über den Handel gewährleistet, kann Liberalisierung Entwicklungsimpulse geben und zu Wohlfahrtsgewinnen führen. Die Liberalisierung des hoch protektionistischen EU-Agrarmarktes gegenüber den Entwicklungsländern wäre ein Beispiel. Doch das Problem beginnt dort, wo Liberalisierung zum immer und überall gleichermaßen gültigen Patentrezept verabsolutiert wird, dem alles andere unterzuordnen ist..

Die Demokratieprobleme der WTO

Formal funktioniert die WTO nach dem Prinzip *Ein Land - eine Stimme*. Ebenso gilt, dass Beschlüsse im Konsens zu fassen sind. Daher hat theoretisch jedes

⁴ Eine der besten Auseinandersetzungen mit Theorie und Praxis des Freihandels aus jüngerer Zeit und zu recht preisgekrönt ist: Chang, Haa-Joon (2002): *Kicking Away the Ladder – Development Strategy in Historical Perspective*. London. Eine kommentierte Literaturliste von Ingo Stützel zu Grundfragen der Freihandelstheorie findet sich unter: <http://stuetzle.cc/2006/12/kommentierte-literatur-zum-thema-freihandel/>. Vgl. auch den Artikel von Christa Luft in diesem Heft.

Land, auch das kleinste, ein Vetorecht. Insofern unterscheidet sich die WTO von den anderen großen multilateralen Institutionen der Weltwirtschaft, IWF und Weltbank, wo das Prinzip *Ein Dollar – eine Stimme* gilt, d.h. es gibt wie bei einer Aktiengesellschaft eine Stimmrechtsquote, die sich nach der Höhe der Kapitaleinlage richtet. Außerdem verfügen die USA über eine Sperrminorität, mit der Satzungsänderungen blockiert werden können. Dass das bei der WTO demokratischer ist, ist einer der Gründe dafür, dass die Entwicklungs- und Schwellenländer nach Seattle durch Selbstorganisation Einfluss auf die Organisation bekommen und einen ungehinderten Durchmarsch des Westens verhindern konnten. Andererseits liegt unter der Oberfläche der formalen Gleichberechtigung jedoch auch nach wie vor das, was Bourdieu „*die verborgenen Mechanismen der Macht*“ nennt,⁵ wie z.B. der oben erwähnte permanente Liberalisierungsdruck.

Das daraus resultierende Demokratieproblem der WTO hat mehrere Dimensionen. Die erste ist die Tatsache, dass Handelsliberalisierung in das Verhältnis zwischen (National)Staat und Privatsektor eingreift und dabei den Staat systematisch zugunsten der privaten Marktakteure schwächt. Er darf keine Zölle erheben und andere als Protektionismus gebrandmarkte Maßnahmen ergreifen. Abgesehen davon, dass dadurch vielen Entwicklungsländern eine Einnahmequelle entgeht, wird auch der regulatorische Zugriff auf einen wichtigen Teil des ökonomischen Prozesses eingeschränkt. Die Bindewirkung des ‚Multilateralismus‘ der WTO beschränkt demokratisch legitimierte Regierungen und deren regulatorischen Eingriffsmöglichkeiten. Unter diesen Bedingungen wirkt Multilateralismus selektiv. Er läuft tatsächlich auf die Fesselung von Regierungen gegenüber der Wirtschaft, d.h. konkret gegenüber transnationalen Konzernen, hinaus. Dem Privatsektor dagegen wird freie Bahn bereitet, wovon wiederum am meisten die großen transnational operierenden Unternehmen profitieren.

Privilegierung von Handelspolitik gegenüber Sozialem und Umwelt

Eine weitere Dimension des Demokratiedefizits hat auf den ersten Blick gar nichts mit der WTO selbst zu tun, sondern erschließt sich erst, wenn man die WTO im Gesamtkontext der internationalen Institutionen betrachtet. Dabei geht es um folgendes: Der Handel hat Auswirkungen über die Wirtschaft hinaus, so z.B. in hohem Maße auf Soziales und Umwelt. Durch die Liberalisierung steigt der Wettbewerbsdruck und wenn nun beispielsweise wettbewerbsstarke Supermarktketten aus den USA und der EU auf afrikanische Märkte drängen, so führt dies dazu, dass afrikanische Anbieter verdrängt werden. Arbeitsplätze gehen verloren, soziale Probleme, Prekarisierung und Armut nehmen zu.

Für diese Problemlagen besteht aber kein dem Handelsregime vergleichbarer multilateraler Regulierungsrahmen, der gar mit Schiedsgerichten und Sanktionen operieren könnte. Zwar gibt es die Internationale Arbeitsorganisation (ILO) so wie verschiedene UN-Organisationen, die sich mit sozialen und Entwick-

⁵ Bourdieu, Pierre (1992): *Die verborgenen Mechanismen der Macht*. Hamburg

lungsproblemen befassen. Diese können aber nur Empfehlungen aussprechen, sog. *soft laws*, nicht aber bindende oder gar sanktionsbewehrte Entscheidungen treffen. Im Vergleich zur völkerrechtlichen und materiellen Durchgriffsfähigkeit des Handelsregimes sind sie also allesamt Papiertiger. Wenn dann z.B. die Industrieländer fordern, Entwicklungsländer sollten Subventionen für einheimische Nahrungsmittelpreise abschaffen, weil das ein Verstoß gegen das Nichtdiskriminierungsprinzip sei, dann ist das in handelspolitischer Logik durchaus zutreffend. Dass das aber zugleich die Nahrungsmittelsicherheit und damit existentielle Probleme von Millionen von Menschen berührt, wird dabei ausgeblendet. Hunger und Armut aber gehören ins Ressort Entwicklungspolitik – und dafür ist die WTO nicht zuständig.

Ähnlich sieht es im Bereich Umwelt aus. Dass die rasante Zunahme des Welthandels, z.B. über den Transportsektor, beträchtliche Auswirkungen auf die Umwelt hat, ist unbestritten. Der Verbrauch an Treibstoffen und die Emissionen von Flugzeugen, Schiffen und LKWs sowie der Landschaftsverbrauch von Verkehrsinfrastruktur sind zu einer enormen Umweltbelastung geworden. Der Verkehr ist zu etwa einem Drittel für die CO₂-Emissionen verantwortlich.

Im Gesamtkontext der multilateralen Regulierungsversuche besteht also eine Asymmetrie zugunsten handelspolitischer Interessen während Arbeit, Soziales und Umwelt nicht über die gleichen Möglichkeiten verfügen.

Zwar ist auf die Privilegierung von handelspolitischen Interessen von zivilgesellschaftlicher Seite, von Gewerkschaften, NGOs und sozialen Bewegungen reagiert worden, indem versucht wurde, diese Fragen auf die WTO-Agenda zu setzen. Im Sinne von *Agenda Setting* ist dies zunächst auch tatsächlich gelungen. Unter dem Titel *non-trade concerns* wurden dazu bereits in Seattle Arbeitsgruppen eingerichtet. Doch stellte sich bald heraus, dass es dafür allenfalls unverbindliche Empfehlungen geben würde. Sozialstandards und umweltpolitische Beschränkungen werden von der großen Mehrheit der WTO-Mitglieder eher als *Handelshemmnis* und *Wettbewerbsnachteil* definiert.

Dabei verlaufen die Fronten durchaus auch quer durch die verschiedenen Ländergruppen. Während die Entwicklungs- und Schwellenländer Umwelt- und Sozialauflagen generell als verkappten Protektionismus ablehnen, sind die Kernarbeitsnormen der ILO zumindest in der EU meist ohnehin schon verwirklicht, in Nord- und Westeuropa sogar übererfüllt. Ganz anders jedoch in den USA, wo z.B. die Koalitionsfreiheit rechtlich nicht garantiert ist und die verbindliche Durchsetzung der ILO-Normen ein echter Fortschritt für gewerkschaftliche Organisationsfreiheit wäre.

Unterm Strich gilt für die Versuche, Sozial- und Umweltstandards über die WTO im Welthandel zu etablieren die resignierte Einsicht aus einem NGO-Papier: „Eine wirklich ernsthafte Auseinandersetzung um den richtigen Pfad zu einer nachhaltigen Entwicklung fand dagegen in der WTO nie statt.“⁶

⁶ Frein, Michael/Reichert, Tobias (2012): Aus der Wüste in die Leere. Die politischen und ökonomischen Gründe für das Scheitern der Doha-Runde der Welthandelsorganisation. Bonn

Mangelnde Transparenz, parlamentarische Kontrolle und Lobbyismus

Weitere Aspekte des Demokratieproblems der WTO sind der Mangel an Transparenz der Verhandlungen und parlamentarischer Kontrolle, der Lobbyismus und die Kapazitätsprobleme der kleineren Länder.

Das fängt an mit den berüchtigten *Green-Room* Praktiken.⁷ Gemeint ist damit, dass die WTO-Spitze oder der Konferenzvorsitz parallel zu den offiziellen Verhandlungen informelle Gespräche in kleinem Kreis führt, zu denen immer die USA und die EU gehören, sowie je nach Thema und Problemlage weitere Mitgliedsdelegationen eingeladen werden. Das ist natürlich nicht per se illegitim und wird auch in anderen Verhandlungen praktiziert. Allerdings wurde dies völlig intransparent gehandhabt und ging sogar so weit, dass Delegationsleiter von Entwicklungsländern vor den Türen von *Green Rooms* vom Sicherheitsdienst abgewiesen wurden.

Ein weiteres Problem, das vor allem kleine Länder betrifft, sind deren zu geringe Kapazitäten, bei den komplexen Verhandlungen wirklich gleichberechtigt mitzuwirken. Während die großen Handelsmächte mit Delegationen von über hundert Diplomaten vertreten sind,⁸ verfügen kleinere Länder nicht über diese Möglichkeiten.

Hinzu kommt, dass die Gespräche zum großen Teil vertraulich sind und selbst den Parlamenten der Mitgliedsländer der Einblick in die laufenden Verhandlungen verwehrt ist. Sie können dann nur noch am Ende über das Ergebnis abstimmen. Da dieses in der Regel ein Gesamtpaket ist, stehen sie dann vor dem Dilemma, entweder das ganze Paket abzulehnen, oder die problematischen Elemente zu schlucken.

Last but not least sind die WTO-Verhandlungen Ziel intensiver Lobbybemühungen der einschlägigen Branchen. In Brüssel sind ca. 13.000 Unternehmenslobbyisten aktiv, die zwischen 750 Millionen bis einer Milliarde Euro aufwenden, um die Entscheidungsprozesse zu beeinflussen. In Washington ist der Lobbyismus noch massiver.⁹ Dabei sagt der Aufwand auf Seiten der Unternehmen natürlich noch nicht per se etwas darüber aus, wie erfolgreich die Lobby ist. Dazu gehören immer zwei. Und da liegt eigentlich das noch größere Problem des Lobbyismus: In der EU weisen der Beamtenapparat und die zuständigen Kommissare durch Sozialisation, Ausbildung, politische Selektion und politische Präferenzen in ihrer großen Mehrheit eine große Affinität

⁷ Der Name kommt von der Farbe der Tapete in kleineren Verhandlungsräumen am Hauptquartier der WTO.

⁸ Und dahinter steht dann noch ein Apparat von wissenschaftlichen Diensten und Think Tanks.

⁹ Action Aid International (2006): UNDER THE INFLUENCE. Exposing undue corporate influence over policy-making at the World Trade Organization. Johannesburg. S. auch: Corporate Europe Observatory (CEO)/Austrian Federal Chamber of Labour (Arbeiterkammer) Austrian Trade Union Federation (ÖGB) Hg. (2014): The fire Power Power of the Financial Lobby. Brüssel.

zur Freihandelsdogmatik auf. Ihr wirtschaftliches Leitbild ist Fleisch vom Fleische der Privatwirtschaft.

Genutzt hat dies der WTO alles nichts. Das Demokratiedefizit hat zum einen die Schwellen- und Entwicklungsländern dazu motiviert, ihre Interessen selbstbewusster und organisierter zu vertreten. In der Öffentlichkeit hat es die Imageprobleme der WTO verstärkt, sodass heute die Skepsis – auch unter Parlamentariern – zugenommen hat.

Das „Balipaket“ – die Rettung?

Mit der jüngsten Ministerkonferenz im Dezember 2013 wurde nach 18 Jahren schließlich ein Abkommen geschlossen, das sog. „Bali-Paket.“ Die Öffentlichkeit hat den Vorgang kaum mehr wahrgenommen. Zu sehr war der Bedeutungsverlust der WTO bereits fortgeschritten und zu sehr wurde die handelspolitische Agenda von anderen Projekten wie dem *Transatlantische Investitions- und Handelsabkommen* (TTIP) überlagert.

Gemessen an dem Anspruch, mit dem die WTO einst antrat, ist das Ergebnis sehr dünn. Es bezieht sich auf drei Themen: Handelserleichterungen, Landwirtschaft und Entwicklung. Bei den Handelserleichterungen geht es um administrative und technische Vereinfachungen. Die Bürokratie soll verschlankt und digitalisiert, Fristen sollen verkürzt, Verfahren vereinheitlicht und Abläufe an den Grenzen vereinfacht werden. Das ist sinnvoll und sollte eigentlich problemlos sein. Dass es aber selbst bei solchen einfachen Dingen so lange dauert, bis eine Einigung zustande kommt, wirft ein bezeichnendes Licht auf die Lage der WTO.

Beim Thema Landwirtschaft hat man sich auf eine vierjährige „Friedensfrist“ bei Agrarsubventionen geeinigt. Hintergrund war die Forderung der Entwicklungsländer, Subventionen an ihre Bauern zahlen zu dürfen und Maßnahmen zur Ernährungssicherheit ergreifen zu können, wie z.B. staatliche Vorratshaltung. Das widerspricht natürlich den ideologischen Grundlagen der WTO, und vor allem die USA hatten sich vehement dagegen gestemmt. Die Vereinbarung sieht jetzt aber vor, dass bei diesem Thema keine Partei für vier Jahre beim Schiedsgericht Klage einreicht. Eine Art Moratorium.

Schließlich wurden für die Gruppe der ärmsten Entwicklungsländer Ausnahmeregelungen zugelassen. Demnach bekommen sie privilegierten Zugang zu den Märkten der Industrieländer (auch für Dienstleistungen) und dürfen ohne Mengenbeschränkung und komplizierte Herkunftsregeln dorthin exportieren.

Die Zukunft der WTO

Bali hat keine grundlegende Wende gebracht. Zwar wurde ein Abkommen erzielt, aber es ist zugleich deutlich geworden, dass es nicht möglich ist, mit der WTO die großen und substantiellen Probleme des Welthandels zu lösen, vor allem wenn dazu beigetragen werden soll, Wohlfahrtseffekte für alle und nicht nur für die ohnehin schon ökonomisch Starken hervorzubringen.

Die Organisation wird sich deshalb nicht auflösen. Aber sie wird mit einem dauerhaften Bedeutungsverlust und einem viel engeren Mandat als ursprünglich gedacht leben müssen. Die Erwartung der USA und der EU, mit einer globalen und zentralistischen Organisation den Welthandel in ihrem Interesse regulieren zu können, wurde aus den hier dargelegten Gründen nicht erfüllt.

Damit steht die WTO freilich nicht alleine da. Auch bei anderen Politikfeldern, wie z.B. dem Klimawandel, scheitern globale Regelungen an der Heterogenität der Interessen und der Komplexität der Probleme.

Hinzu kommt, dass das internationale System insgesamt dabei ist, sich von der unipolaren Ordnung, die sich nach Ende des Kalten Krieges mit den USA als dem einzigen globalen Hegemon herausgebildet hatte, hin zu einem multipolaren System zu entwickeln. Handelspolitisch hatte es ohnehin schon so etwas wie ein Duopol gegeben, denn die Handelspolitik ist der einzige Bereich, in dem die EU tatsächlich eine Weltmacht ist. Die EU-Handelspolitik ist vergemeinschaftet, d.h. Brüssel hat die Federführung und das Außenhandelsvolumen der Union ist weltweit die Nummer eins und übersteigt das der USA deutlich.

Mit dem Aufstieg Chinas und anderer Schwellenländer, die begonnen haben, sich in der Gruppe der BRICS (Brasilien, Russland, Indien, China, Südafrika) locker zusammenschließen, entsteht ein macht- und auch handelspolitisches Gegengewicht zur traditionellen Triade aus USA, EU und Japan. Auch regionale Integrationsprozesse wie der MERCOSUR in Lateinamerika oder bilaterale Vereinbarungen mit neuem Charakter, wie die zwischen Südkorea und China, wonach der Handel nicht mehr auf Dollarbasis abgewickelt wird, zeigen eine Pluralisierung der Konzepte und einen Trend weg von großen, globalen Ansätzen.

Die USA und die EU haben aus all dem inzwischen selbst die Konsequenz gezogen, mit ihren handelspolitischen Interessen stärker auf bilaterale und plurilaterale (d.h. in ausgewählte Koalitionen) Abkommen zu setzen. Das nordamerikanische Handelsabkommen (NAFTA) oder die jeweiligen Abkommen der EU mit Kanada, mit Südkorea und mit dem MERCOSUR sind beredte Beispiele dafür. Im Kern unterscheiden sich diese Abkommen nicht von der Logik der WTO, sind aber aufgrund der geringen Zahl der Teilnehmer viel weniger komplex. Jüngste Beispiel sind das Transatlantische und das Pazifische Investitions- und Freihandelsabkommen. Hier kann man die Auswahl der Themen eingrenzen, die Anzahl der Mitspieler ist überschaubar und die Verhandlungsstärke lässt sich besser im Vorhinein kalkulieren. Insofern kann man das Scheitern der WTO nicht durchgängig als Niederlage für die führenden Handelsmächte interpretieren. Sie haben das Format gewechselt und können auch mit den neuen Formen ihre Interessen realisieren.

Als Konsequenz daraus droht der WTO ein ähnliches Schicksal wie der UNO: die USA und – mit Modifikationen – auch die EU marginalisieren sie und etablieren stattdessen parallele und multiple Formate, mit denen sich die eigenen Interessen einfacher durchsetzen lassen als in der universalen WTO.

Guido Speckmann

Ein atlantisches Klassenprojekt

Das EU-USA-Freihandelsabkommen (TTIP)

Das Versprechen – und damit die Legitimation in der Öffentlichkeit – ist immer ähnlich: Liberalisierungsvorstöße in Gestalt von Freihandelsabkommen sollen Wachstum schaffen. Und somit Jobs und Einkommen. So lauteten die Begründungen für den europäischen Binnenmarkt, für die Einführung einer gemeinsamen Währung in Europa oder zur Schaffung des Nordatlantischen Freihandelsabkommens (NAFTA) zwischen den USA, Kanada und Mexiko. Allerdings: Die tatsächlichen Entwicklungen sehen in der Regel anders aus – und die Verheißungen der Politiker und Wirtschaftsführer entpuppten sich nicht selten als geschickte Deklarierung von Partikular- als Allgemeininteressen.¹

Auch derzeit sind vergleichbare Argumente zu hören, wenn es um die Transatlantische Handels- und Investitionspartnerschaft (TTIP) zwischen den Vereinigten Staaten und der Europäischen Union geht. Zudem wird die Hoffnung geäußert, dass sie helfen könnte, die Folgen der Wirtschaftskrise von 2008/09 zu überwinden. Seit dem Juli vergangenen Jahres wird über TTIP verhandelt, bekannt auch unter dem Namen Transatlantisches Freihandelsabkommen (TAFTA). Werbewirksam werden von EU-Seite die Ergebnisse einer Studie ins Feld der Meinungsschlacht geführt, die eine Zunahme des europäischen Bruttoinlandsprodukts um 0,5 bis 1 Prozent prognostizieren. Dieser abstrakte makroökonomische Wert wird auf eine Zahl heruntergebrochen, die jeder EU-Bürger auf seine konkrete Lebenssituation beziehen kann. Mit einem jährlichen Plus von 545 Euro könne demnach ein Vierpersonenhaushalt rechnen. Und die wirtschaftsnahe Bertelsmann-Stiftung rechnet vor, dass die Beschäftigung in Deutschland bei durchschnittlicher Liberalisierung um 181.000 Jobs zunehmen könne. In den USA könnten es sogar eine Million neue Stellen sein.² Auf den zweifelhaften Wert dieser Untersuchungen wird zurückzukommen sein.

Doch nicht das vermeintliche Versprechen von mehr Jobs und Wachstum steht derzeit im Zentrum der immer lauter werdenden Kritik an den TTIP-Verhandlungen. Sondern die Furcht vor der Aufweichung von sozialen und

¹ Vgl. Serge Halimi, *Transatlantische Falle*, in: *Le Monde diplomatique*, März 2014, S. 23. Halimi bezieht sich auf den Ökonomen Jean-Luc Gréau: „So wurde 1988 in dem Bericht ‚Europa 1992 – Die große Herausforderung‘ angekündigt, wir würden dank des Binnenmarkts fünf bis sechs Millionen Arbeitsplätze gewinnen. ‚Tatsächlich‘, so Gréau, ‚trat in Europa nach dessen Durchsetzung eine Rezession ein, die drei bis vier Millionen Stellen kostete.“ Vgl. zu den Jobverlusten durch NAFTA: Seattle to Brussels Network, *A Brave New Transatlantic Partnership. The proposed EU-USA Transatlantic Trade and Investment Partnership (TTIP/TAFTA) and its socio-economic & environmental consequences*, Brüssel 2013, S. 9.

² Vgl. Harald Klimenta/Andreas Fisahn u.a., *Die Freihandelsfälle. Transatlantische Industriepolitik ohne Bürgerbeteiligung – das TTIP*, Hamburg 2014, S. 38f. (=AttacBasisTexte 45).

ökologischen Standards in Europa. Symbolisch hierfür stehen Chlorhühnchen, genmanipuliertes Essen und Hormonfleisch. All dies werde, so die Befürchtung der Kritiker, mit dem Freihandelsabkommen von den USA aus nach Europa exportiert werden können. Auch die Einführung von Investor-Staat-Klagerechten sowie das Verhandeln hinter verschlossenen Türen erregen die Gemüter. Die Kritik hat erste Früchte getragen, zumindest die Verhandlungen über die Schiedsgerichte sind ausgesetzt. Dennoch bleiben die Fragen, ob wir derzeit Zeuge eines neuen Versuchs eines „Klassenprojekts einer atlantischen Elite“³ sind, mit Hilfe von TTIP die neoliberalen Dogmen von Deregulierung und Sozialabbau zu verwirklichen. Oder ob das Freihandelsabkommen zwischen Europa und den USA gar ein neuer Anlauf ist, „die Herrschaft der mächtigsten Kapitalgruppen über den Großteil der Welt“ zu zementieren und juristisch abzusichern?⁴ wie die auf Handelsrecht spezialisierte US-Anwältin Lori Wallach befürchtet.⁴ Vieles spricht dafür, doch der Reihe nach.

Der Ursprung: ein Lobbyistenprojekt

Offiziell wurde das Ziel einer Freihandelszone zwischen der EU und den USA am 13. Februar 2013 durch US-Präsident Barack Obama und EU-Kommissionspräsident José Manuel Barroso bekannt gegeben. Doch erste Überlegungen für das, was zurzeit zwischen der EU-Kommission und der US-Regierung verhandelt wird, gehen zurück auf das Jahr 1990 – und sind eng verwoben mit regen Tätigkeiten von diversen Lobbyorganisationen beiderseits des Atlantiks. Nach dem Ende des Kalten Krieges wurde das Ziel eines gemeinsamen liberalisierten Wirtschaftsraumes auch als Wirtschafts-Nato bezeichnet. In den 1990er Jahren gab es diverse Netzwerke und Erklärungen, die sich zur ökonomischen Zusammenarbeit bekannten.⁵ Zudem liegen Entschlüsse der EU, über die Schaffung einer Freihandelszone mit den USA zu verhandeln, aus den Jahren 1990, 1998 und 2005 vor. Als wichtiger Schritt hin zu den TTIP-Verhandlungen gilt die Gründung des Transatlantischen Dialogbündnisses 1995, welche das Ziel verfolgt, auf den Außenhandel von EU und USA und die Welthandelsorganisation (WTO) Einfluss zu nehmen. Das Lobbynetzwerk besteht aus Vertretern transnationaler Konzerne wie Nokia, Bayer, Ford, Monsanto, Siemens oder Unilever. Die Gründung des Transatlantischen Wirtschaftsrats (TEC) im Jahr 2007 bot dem Dialogbündnis neue Einflussmöglichkeiten zur Schaffung einer Freihandelszone, die auf der Deregulierung der EU- und US-Märkte basieren soll.

Im November 2011 wurde im Rahmen des TEC die Gründung einer ‚High-Level Working Group on Jobs and Growth‘ gegründet. Ihre Mitglieder blie-

³ Seattle to Brussels Network, a.a.O., S. 27.

⁴ Lori Wallach, TAFTA – die große Unterwerfung, in: *Le Monde diplomatique*, November 2013.

⁵ Vgl. Christine Wicht, Die Instrumente des neoliberalen EU-Orchesters, in: *NachDenkSeiten*, 10.2.2014.

ben lange geheim – bis die Nichtregierungsorganisation Corporate Europe Observatory Licht in ihre Zusammensetzung brachte.⁶ Dem Beratungsgremium gehören demzufolge in erster Linie liberale Technokraten von BusinessEurope, einem Arbeitgeberverband mit Sitz in Brüssel, und der für ihre neoliberalen Expertisen bekannten deutschen Bertelsmann-Stiftung an. Dieselbe NGO deckte überdies auf, dass die EU-Kommission mehr als 100 vertrauliche Treffen mit Vertretern von Großkonzernen hatte, während die „Zivilgesellschaft“ außen vor gelassen wurde. Insgesamt wurden zur Vorbereitung der Verhandlungen mit den USA 130 Treffen mit Interessenvertretern abgehalten, davon rund 120 mit Lobbyisten von Konzernen.⁷

Die erste offizielle Verhandlungsrunde zu TTIP fand im Juli vergangenen Jahres statt. Infolge der von Edward Snowden aufgedeckten Überwachung des Internets durch amerikanische und britische Geheimdienste gab es europäische Stimmen, die die Aussetzung oder das Ende der Verhandlungen forderten. Sie konnten sich nicht durchsetzen. Im März fand die nunmehr vierte Verhandlungsrunde in Brüssel statt.

Das Versprechen: angeblich mehr Wachstum und Jobs

Der Abbau von protektionistischen Barrieren und die Beseitigung von Zollschranken fördere die wirtschaftlichen Aktivitäten, Freihandel schaffe Wachstum und Jobs – so oder ähnlich lautet das Mantra der Befürworter einer neoliberalen Globalisierung. Dass Studien dieses mit guten Gründen in Zweifel ziehen,⁸ verunsichert sie nicht. Vielmehr entlarvt das Beharren auf den Freihandel diesen als ein Instrument, das die fortgeschrittenen kapitalistischen Staaten einsetzen, um ihre Machtposition in der globalisierten Welt zu verteidigen und auszubauen – und die ehemaligen Kolonialstaaten in einem Zustand der Abhängigkeit zu halten. Zwar ist das ökonomische Entwicklungsniveau zwischen der EU und den USA recht ähnlich und das Niveau der Zölle sehr niedrig. Dennoch wird TTIP mit dem Versprechen auf mehr Wachstum und Jobs gerechtfertigt.⁹

Von verschiedenen Seiten ist darauf hingewiesen worden, dass die oben erwähnte Studie des Londoner Centre for Economic Policy Research einseitig benutzt wird. Auch die EU-Kommission greift werbewirksam wenige Zahlen heraus, so die über die Einkommenszuwächse für die Vierpersonenhaushalte. Ein genauer Blick in die Studie zeigt indes, dass die Wohlfahrtsgewinne der

⁶ <http://corporateeurope.org/trade/2013/06/who-scripting-eu-us-trade-deal>

⁷ <http://corporateeurope.org/trade/2013/09/european-commission-preparing-eu-us-trade-talks-119-meetings-industry-lobbyists>

⁸ Vgl. Ha-Joon Chang, *Bad Samaritans. The guilty secrets of rich nations & the threat to global prosperity*, London 2007; Erik S. Reinert, *How rich countries got rich ... and why poor countries stay poor*, London 2007.

⁹ Auch wenn der Wachstumsgedanke an sich zu hinterfragen ist, wird dieses Problem an dieser Stelle nicht diskutiert.

geplanten Freihandelszone nicht sonderlich groß sind. Nicht mit einem Zuwachs von 545 Euro pro Jahr könne der Vierpersonenhaushalt rechnen, vielmehr ziehe sich diese Entwicklung bis zum Jahr 2027 hin. „Auf 14 Jahre gerechnet bedeutet dies ein Plus von drei Euro im Monat oder ein jährliches Lohnplus in Deutschland von ca. 1,5 Promille.“¹⁰ Des Weiteren ist nicht plausibel, warum es zu einer gleichmäßigen Verteilung des Einkommens kommen sollte.

Der „Informationsbrief Weltwirtschaft und Entwicklung“ urteilt, dass die bescheidenen Einkommenszuwächse von maximal einem halben Prozentpunkt sich trotz aller Werbung angesichts des Zeitraumes ihrer Realisierung doch eher bescheiden ausnehmen: „Bis dahin sind die Beschäftigungs- und Einkommensgewinne marginal und könnten durch kurz- und mittelfristige Anpassungsverluste sogar aufgewogen werden.“¹¹

Sehr bescheiden nimmt sich auch die vom ifo-Institut prognostizierte Auswirkung auf die Arbeitslosenquote aus. Eine Abschaffung der Zölle hätte gar keine Folgen für die strukturelle Arbeitslosigkeit in den USA und in der EU. „Wenn das Abkommen zu einer ambitionierten Absenkung nichttarifärer Barrieren führt, dann entstehen bis zu 110.000 neue Arbeitsplätze in Deutschland und insgesamt 400.000 Arbeitsplätze in der EU.“ Die Beschäftigungszuwächse in den USA seien geringer.¹² Allerdings kommt eine ambitionierte Absenkung nichttarifärer Barrieren laut ifo-Instituts einem „Binnenmarktszenario“ gleich – eine äußerst unrealistische Erwartung. Das realistischere Szenario sagt dann auch nur 25.000 neue Jobs für Deutschland und ca. 69.000 für Europa voraus. Wohl gemerkt: nicht pro Jahr, sondern auf eine Dekade gerechnet. Die EU-Arbeitslosenquote würde in diesem Szenario von 6,9 auf 6,85 Prozent sinken.

Die Bertelsmann-Studie, häufig angeführt, um die positiven Aspekte des Abkommens zu unterstreichen, wurde im Wesentlichen von den Wissenschaftlern des ifo-Instituts durchgeführt und kommt zu denselben – bescheidenen – Ergebnissen. Mit einer Ausnahme: Für Deutschland prognostiziert die Untersuchung aufgrund anderer Modelle mehr neue Jobs als die ifo-Studie. „So könnten in Deutschland nun (bei durchschnittlicher Liberalisierung) statt 25.000 zusätzlich 181.000 Jobs entstehen, und in den USA statt 68.800 sogar 1.08 Millionen, also um den Faktor 15 mehr“, zitiert Klimenta hieraus – und kommentiert: „Nimmt man die Studienergebnisse ernst, so bedeutet dies, dass die Realität jedes Ergebnis zeitigen kann.“ Denn die möglichen Prognosefehler sei größer als die Ergebnisse selbst. Zwei jeweils ausführlich begründet

¹⁰ Harald Klimenta, in: ders./Fisahn, a.a.O., S. 38.

¹¹ Stefan Beck/Christoph Scherrer, Die große Fehlkalkulation, in: Informationsbrief Weltwirtschaft & Entwicklung 02/Februar 2014.

¹² Vgl. Gabriel Felbermayr u.a., Dimensionen und Auswirkungen eines Freihandelsabkommens zwischen der EU und den USA. Studie im Auftrag des Bundesministeriums für Wirtschaft und Technologie, München 2013, S. 9.

Studiendesigns produzierten somit völlig unterschiedliche Ergebnisse – und seien somit unbrauchbar, um zukünftige Entwicklungen auch nur abzuschätzen.¹³ Studien des gewerkschaftsnahen Instituts für Makroökonomie und Konjunkturforschung¹⁴ unterstützen diese Ergebnisse, sodass als Fazit festgehalten werden kann: Die Wachstums- und Jobversprechungen sind so gering, dass sie die im Folgenden diskutierten Risiken bei Weitem nicht aufwiegen.

Die Gefahren: Absenkung von Standards

Angst vor Chlorhühnchen oder gen-manipulierten Nahrungsmitteln, die mit der Schaffung einer Freihandelszone aus den USA nach Europa eingeführt werden könnten, sind in der europäischen Öffentlichkeit weit verbreitet. Das Ziel der Freihandels-Befürworter ist, mit dem TTIP-Pakt einheitliche Verbraucherschutzstandards einzuführen und die Regeln im Sozial-, Arbeitnehmer-, Gesundheits- oder Umweltbereich anzupassen. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn der höhere Standard als Maßstab genommen würde. Danach sieht es jedoch nicht aus. Nach allem, was von den Verhandlungen an die Öffentlichkeit dringt, geht es um eine Angleichung nach unten. Beziehungsweise darum, das europäische Vorsorgeprinzip durch die US-amerikanische ‚wissenschaftlich‘ basierte Risikoabschätzung zu ersetzen. Das bedeutet, dass das Verbot von Nahrungsmitteln, Chemikalien oder anderen Produkten erst dann erfolgt, wenn bewiesen ist, dass diese schädliche Auswirkungen auf Mensch und/oder Umwelt haben. In Europa indes wird mit dem Vorsorgeprinzip gewährleistet, dass Hersteller zunächst beweisen müssen, dass ihre Produkte keine gesundheitlichen Risiken bergen oder die Umwelt belasten.

EU-Kommission wie auch die deutsche Bundesregierung behaupten, dass durch das TTIP-Abkommen keine qualitativen Verschlechterungen im Verbraucher- und Umweltschutz, bei Arbeitnehmerrechten und beim Datenschutz entstünden. Doch Skepsis ist angebracht. Die Linksfraktion im Bundestag drückt diese wie folgt aus: „Laut Ergebnisbericht der EU-Kommission zur 4. Verhandlungsrunde, der über das kritische Netzwerk deutscher Nichtregierungsorganisationen (ttip-unfairhandelbar) veröffentlicht wurde, hat sie [die EU-Kommission, G. Sp.] insbesondere das für den europäischen Verbraucher- und Umweltschutz essentielle Vorsorgeprinzip nur sehr halbherzig verteidigt. Erwogen wird vielmehr eine gleichwertige Anerkennung der US-amerikanischen wissenschaftlich basierten Risikoabschätzung (science-based risk assesment), was die Beweislast für ein Verbot bestimmter Produkte und Verfahren umkehrt und das Vorsorgeprinzip aushebeln kann.“¹⁵

¹³ Harald Klimenta, a.a.O., S. 39.

¹⁴ Sabine Stephan/Jonas Löbbing, Außenhandel der EU27. Eine regionale und sektorale Analyse, in: IMK-Report Nr. 83, Juni 2013, S. 14; Jan Behringer/Nikolaus Kowall, Außenhandel der USA. Eine regionale und sektorale Analyse, in: imk-Report Nr. 85, Juli 2013, S. 17.

¹⁵ Deutscher Bundestag, Drucksache 18/1093, Die Verhandlungen zum EU-USA-Freihandelsabkommen stoppen, 8.4.2014.

Die Beseitigung von nicht-tarifären Handelshemmnissen – so der handelspolitische Begriff für Verbraucher-, Umweltschutz- und Sozialstandards – kommt für die global operierenden Konzerne dem gleich, was der Abbau von Zöllen bei anderen Freihandelsabkommen ist: eine preisliche Entlastung ihrer Exporte. Nicht-tarifäre Handelsbeschränkungen würden in einzelnen Industriesektoren in der Europäischen Union eine geschätzte (preisliche) Belastung erreichen, die in etwa einem Zollsatz von über 50 Prozent entsprächen, heißt es mit Bezug auf die einschlägige Studie des ifo-Instituts in einem Papier der IG Metall.¹⁶ Zu diesen Sektoren gehören Chemie, Papierprodukte und Lederproduktion.

Ein Beispiel, wie eine Harmonisierung aussehen könnte: In Europa ist im Gegensatz zu den USA die Reinigung von Hühnchen mit Chlor verboten. Drei Möglichkeiten gibt es, wie diese unterschiedlichen Standards angeglichen werden könnten: Erstens könnte der Einsatz von Chlor in Europa erlaubt werden. Das würde eine Absenkung der gesundheitlichen Schutzstandards bedeuten. Zweitens könnte Chloreinsatz auch in den USA verboten werden – doch damit ist nicht zu rechnen. Drittens könnte sich beiderseits des Atlantiks auf die gegenseitige Anerkennung der Standards geeinigt werden. Folge: Die USA könnten in Zukunft auch Chlorhühnchen in Europa verkaufen – dort würde mithin der Standard abgesenkt.

Wie ernst zu nehmen ist die mehrfache Versicherung von EU-Handelskommissar Karel De Gucht, ein Aufweichen der europäischen Regeln nicht zuzulassen? So beteuerte er: „Ich werde sicherstellen, dass das TTIP kein Unterbietungsabkommen wird.“ Von den kritischen Beobachtern warnen zumindest einige vor der Konzentration auf einzeln symbolträchtige Fälle wie „Chlorhühnchen“ und „Hormonfleisch“. So hält die taz-Redakteurin Ulrike Herrmann De Guchts Beteuerungen durchaus für glaubhaft: „Die Anti-TTIP-Bewegung manövriert sich in eine Sackgasse, wenn sie weiterhin mit Schlagworten wie ‚Hormonfleisch‘ mobilisiert. Diese Ekel-Begriffe sind zwar publikumswirksam, könnten sich aber als Bumerang erweisen“. Die EU-Kommission müsse sich nur mit den Amerikanern einigen, dass Chlorhühnchen ausgeschlossen seien, und schon sei es spielend einfach, die Kritiker vorzuführen und mundtot zu machen, schreibt Herrmann.¹⁷ Sie bezieht sich dabei auf Aussagen von Corporate Europe Observatory, denen zufolge es durchaus sei könne, dass der endgültige TTIP-Text keine unmittelbaren Zugeständnisse in Bezug auf das Gesundheitswesen oder Umweltrichtlinien enthalte. Möglich sei auch, dass sich die EU und die USA zunächst auf Standards einigten, die wenig Verhandlungsaufwand erforderten, weil sie bereits recht ähnlich seien.

An diesem Argument könnte durchaus etwas dran sein. Da die Öffentlichkeit jedoch nicht über den Inhalt und den Stand der Verhandlungen informiert wird, fällt

¹⁶ IG Metall Vorstand, Wirtschaftspolitische Informationen: Wachstum und Wohlstand durch Liberalisierung? Nr. 03/August 2013, S. 9.

¹⁷ Ulrike Herrmann, Freihandel – Projekt der Mächtigen. TTIP EU-USA Freihandels- und Investitionsabkommen, Brüssel 2014, S. 17.

eine Beurteilung schwer. Hinzuweisen ist noch auf einen weiteren problematischen Aspekt: nämlich der mitunter erweckte Anschein, dass die USA in sämtlichen Bereichen die niedrigeren Standards hätten. Dies gilt zum Beispiel nicht für die Bankenregulierung. Infolge der Finanzkrise würden derzeit in Amerika striktere Finanzmarktregeln als in Europa gelten, meint etwa Michael Krätke.¹⁸ Auch ist daran zu erinnern, dass in Amerika aus durchaus nachvollziehbaren Gründen Angst vor mit BSE verseuchtem Rindfleisch aus Europa besteht.

Demokratiedefizit: Verhandeln hinter verschlossenen Türen

Gravierendster Kritikpunkt aus demokratiepolitischer Sicht ist, dass das, worüber verhandelt wird, der Öffentlichkeit und selbst Parlamentariern und Regierungen von EU-Ländern nicht bekannt bzw. einsehbar ist. Demgegenüber haben mehr als 600 Berater von transnationalen Konzernen Zugang zu wichtigen Dokumenten und können Vorschläge einbringen. Handelspolitik findet in Europa in einem weitgehend vordemokratischen Raum statt, stellt daher Jörgen Maier, Geschäftsführer des Forums Umwelt und Entwicklung, fest.¹⁹ Seit dem Vertrag von Lissabon kann die EU-Kommission Freihandelsabkommen autonom aushandeln – also eine Institution, deren demokratische Legitimierung umstritten ist. Begründet wird die Geheimhaltung seitens der EU mit dem Verweis auf taktische Nachteile in den Verhandlungen.²⁰

Aus diesen und weiteren Gründen ist die Kritik inzwischen so stark geworden, dass die EU-Kommission sich genötigt sah, auf diese einzugehen. Zumindest die Verhandlungen über die Schiedsgerichte sind ausgesetzt. Ende März begann ein dreimonatiges Konsultationsverfahren im Internet, in dem jeder EU-Bürger seine Kritik vortragen kann. Das wird jedoch als „Pseudo-Rückzug“ interpretiert.²¹ Und konterkariert durch die klammheimliche Verabschiedung eines Gesetzes über „Rahmenbedingungen für die Regelung der finanziellen Zuständigkeit bei Investor-Staat-Streitigkeiten vor Schiedsgerichten“ durch das Europaparlament kurz vor Ostern. Medienberichten zufolge soll damit ein zentraler Pfeiler von TTIP abgesegnet worden sein.²² Überdies soll EU-Handelskommissar De Gucht vor dem Europäischen Gerichtshof eine Klage gegen EU-Mitgliedsstaaten vorbereiten – in der Hoffnung, dass ausschließlich

¹⁸ Michael Krätke, TAFTA: Das Kapital gegen den Rest der Welt, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 1/2014, S. 5-9, hier S. 6.

¹⁹ Jürgen Maier, Die Entmachtung der Parlamente, in: Publik Forum Dossier „Der Beutezug. Freihandelsabkommen EU-USA: Die geheimen Pläne und die Folgen“, S. 10f.

²⁰ Ulrike Herrmann interpretiert dies so: „Indem die EU-Kommission zwischen den Zeilen zugeht, dass es sich beim Freihandel nicht um eine Win-Win-Situation handelt, liefert sie den besten Grund, warum man das Abkommen nicht abschließen sollte.“ Herrmann, a.a.O., S. 14.

²¹ Vgl. kritisch: Pia Eberhardt, Der Pseudo-Rückzug der Kommission, in: Informationsbrief Weltwirtschaft & Entwicklung 02/Februar 2014.

²² Vgl. Investorenschutz durch die Hintertür. Heimlich nickt das Europaparlament eine EU-Verordnung zu Klagen von Investoren ab, in: taz, 17.4.2014; Streit um Investitionsschutz, in: Süddeutsche Zeitung, 22.4.2014.

die Kommission über das Investitionsabkommen entscheiden darf.²³ Offensichtlich sitzt den europäischen Eliten der Schrecken über das noch im Geheimen ausgeklügelten ACTA-Abkommen im Nacken. Im Frühjahr 2012 war sehr plötzlich eine europäische Protestbewegung gegen dieses Anti-Produktpiraterie-Handelsabkommen entstanden – mit dem Resultat, dass es im Juli 2012 im Europaparlament mit großer Mehrheit durchfiel. Ebenso dürfte das Beispiel des Multilateralen Investitionsabkommens (MAI) noch in Erinnerung sein. Nach Protesten, die zur Entstehung der globalisierungskritischen Bewegung führten, und des Widerstandes Frankreichs scheiterte dieses Vorhaben, die Rechte von Investoren zu stärken, im Jahr 1998.

Im Dezember 2013 wurde wiederum vom Corporate Europe Observatory ein Papier der EU-Kommission veröffentlicht,²⁴ das auf einen weiteren demokratiepolitisch bedenklichen Aspekt aufmerksam machte. Es hört auf die Namen „regulatorische Kooperation“ bzw. „regulatorischer Rat“ und „living agreement“. Im Prinzip würde die Umsetzung auf eine Außer-Kraftsetzung parlamentarischer Verfahren zugunsten großer Konzerne hinauslaufen. Auch die zunächst denkbare Ausnahme von der Angleichung der Standards bei Fleisch könnte sich langfristig durch die Anwendung dieser Prinzipien als obsolet erweisen.

Worum geht es? Maier fasst das so zusammen: Die Kommission möchte mit diesem Abkommen die Art und Weise grundlegend verändern, „wie in der EU Gesetze verabschiedet werden“. Und weiter: „Lange bevor Parlamente Vorschläge zu Gesicht bekämen, will man künftig der US-Regierung und Unternehmen großzügige Einflussmöglichkeiten gewähren. Auf gut Deutsch: Die Kommission schlägt den USA eine weitreichende Entmachtung gewählter Parlamente und der Zivilgesellschaft vor.“²⁵

Laut Corporate Observatory Europe bekämen die Verhandlungspartner mit der regulatorischen Kooperation eine Möglichkeit an die Hand, mit ihren unterschiedlichen Positionen langfristig besser umzugehen und Unternehmen mehr Einfluss zu gewähren. Es könnte gut sein, so die Einschätzung der NGO, dass der finale TTIP-Text zunächst keine Konzessionen in den Bereichen Gesundheit oder Umwelt enthält. Stattdessen könnte aber eine Klausel für die Zukunft enthalten sein, die den Bürgern sagt, dass Regulierung nicht euch, sondern in erster Linie die Geschäftswelt etwas angeht. Regulierende Kooperation, so heißt es weiter, sei ein Langzeitprojekt. Es zielt auf den Umgang mit Gegensätzen, die nicht sofort am Verhandlungstisch gelöst werden konnten und die auch auf neue auftauchende Regulierungsversuche zielten. „Die Idee ist, TTIP als ‚living agreement‘ zu gestalten, nicht beschränkt auf das, über was sie sich zunächst einigen können, sondern als einen kontinuierlichen

²³ Vgl. Angst vor den Turboschweinen, in: Süddeutsche Zeitung, 29.4.2014, S. 17.

²⁴ <http://corporateeurope.org/trade/2013/12/regulation-none-our-business>

²⁵ Maier, a.a.O.

Prozess einer tiefer reichenden Integration.“²⁶

Ulrike Herrmann fasst zusammen, dass das Abkommen also vorsehen würde, „dass bei jedem neuen Gesetz sehr frühzeitig geprüft werden muss, ob es einen ‚wesentlichen‘ Einfluss auf die Handelsbeziehungen hätte. Derartige Klauseln würde es europäischen und amerikanischen Unternehmen erlauben, ihren Lobbyismus extrem auszuweiten, weil sie auf beiden Kontinenten ständig einbezogen werden müssten.“²⁷ Die eigentliche Gefahr bestünde also in der Etablierung undemokratischer Verfahren, die den Konzernen im Vergleich zu den Parlamenten mehr Macht einräumen. Das zeigt sich auch in einem weiteren Punkt: den sogenannten Schiedsgerichten, die Investoren Schutz vor „indirekten Enteignungen“ bzw. Profitausfall gewähren sollen.

Investor-Staat-Klagerechte: Privatjustiz für Multis

Die sogenannten Investor-Staat-Klagerechte gehören zu den am stärksten kritisierten Aspekten bei den Verhandlungen zum transatlantischen Freihandelsabkommen. Die Kritik wurde in Europa so stark, dass – wie erwähnt – EU-Handelskommissar Karel De Gucht gezwungen war, einen Schritt zurückzuweichen und zunächst eine Online-Anhörung durchzuführen.

Warum die Aufregung? Die nachteiligen Folgen des Investorenschutzes beschrieb ein kanadischer Regierungsbeamter fünf Jahre nach Inkrafttreten des ebenfalls Investorenschutzklauseln beinhaltenden NAFTA-Freihandelsabkommens zwischen Mexiko, Kanada und den USA wie folgt: „Bei beinahe jeder neuen umweltpolitischen Maßnahme gab es von Kanzleien aus New York und Washington Briefe an die kanadische Regierung. Da ging es um chemische Reinigung, Medikamente, Pestizide, Patentrecht. Nahezu jede neue Initiative wurde ins Visier genommen, und die meisten haben nie das Licht der Welt erblickt.“²⁸

Das heißt, dass Konzerne gegen nationalstaatliche Regelungen – seien es umwelt-, sozial-, gesundheits- oder wirtschaftspolitische – klagen können, weil diese ihre Aussichten auf Gewinne verringern. Ursprünglich wurden Investorenschutzbestimmungen in Verträgen zwischen Industrieländern und „Entwicklungsländern“ aufgenommen, weil befürchtet wurde, dass aufgrund von politischen Instabilitäten Investitionen verloren gingen. Doch in den letzten Jahren haben sich die Investorenschutzbestimmungen von diesem Motiv entfernt. In den Vordergrund rückte ein neues: der Schutz vor sogenannten indirekten Enteignungen. Damit kann jegliche staatliche Regulierung gemeint sein, die die Profite der global agierenden Konzerne schmälern könnte – aber der Mehrheit der Bevölkerungen zugute kommt. Zum Beispiel Mindestlöhne oder Umweltauflagen wie das derzeit diskutierte Verbot von Fracking, einer

²⁶ <http://corporateeurope.org/trade/2013/12/regulation-none-our-business>

²⁷ Herrmann, a.a.O., S. 17.

²⁸ Pia Eberhard/Peter Fuchs, in: Klimenta/Fisahn, S. 68.

umstrittenen Förderungsmethode von unkonventionellen Gasen und Ölen.²⁹

Zurzeit gibt es ungefähr 3000 Investitionsschutzabkommen, die Unternehmen Klagerrechte einräumen – und zwar vor einem weitgehend abgeschotteten und parallelen Rechtssystem. In der Regel laufen die Verfahren vor internationalen Schiedsgerichten, die aus drei von den Streitparteien selbst ernannten Privatpersonen bestehen. Die zumeist hinter verschlossenen Türen gefällten Schiedssprüche lassen keine Revision zu – und sind bindend. Bis Ende 2012 gab es mindestens 514 Investor-Staat-Klagen. Doch die Dunkelziffer dürfte höher liegen, die Tendenz sei ansteigend, schätzt Pia Eberhardt.³⁰ 244 Verfahren seien abgeschlossen. Die Bilanz: „Etwa 42 Prozent der Klagen gingen zugunsten des Staates aus, rund 31 Prozent wurden im Sinne des Investors entschieden. 27 Prozent wurden durch einen Vergleich beendet, dessen Einzelheiten vertraulich blieben.“³¹

Ein prominentes Beispiel für eine Investor-Staat-Klage ist die des schwedischen Konzerns Vattenfall gegen die deutsche Bundesregierung, weil diese als Reaktion auf den Atomreaktorunfall in Fukushima den Ausstieg aus der Atomenergie beschlossen hat. Für Vattenfall ein Geschäftsausfall, für den es 3,7 Milliarden Euro Schadensersatz fordert. Ein weiteres Beispiel ist die Klage des kanadischen Öl- und Gaskonzerns Lone Pine. Dieser prozessiert über eine US-Tochter gegen die kanadische Regierung. Der Grund ist ein Fracking-Moratorium der Provinz Quebec, weil Umweltschäden durch diese Förderungstechnik befürchtet werden. Und ein letztes Exempel betrifft die Klage des französischen Konzerns Veolia gegen die ägyptische Regierung, weil diese die Löhne an die Inflationsrate anpassen möchte.

In den Jahren seit der Finanzkrise von 2008 zeichnet sich überdies eine neue Tendenz ab. Gerade Staaten, die eine wirtschaftliche Krise durchleben, sind von Investor-Staat-Klagen betroffen. Argentinien, das 2002 vor dem Bankrott stand, ist ein frühes Beispiel. Im Zuge der europäischen Staatsschuldenkrise sind aber auch europäische Länder wie Griechenland und Zypern zunehmend Opfer von Investor-Staat-Klagen geworden, wie die Studie „Profiting from Crisis“ erstmals zeigt.³²

Pia Eberhardt und Peter Fuchs bewerten internationale Investitionsabkommen daher „als Instrumente zur Durchsetzung transnationaler Kapitalinteressen gegen Regulierungen, Umverteilung und gegenhegemonialer Kräfte.“ Sie ließen sich als Teil des sogenannten neuen Konstitutionalismus verstehen – „also als politisch-rechtliche Strukturen, die den Neoliberalismus und bestehende Eigentumsverhältnisse durch die Einschränkung staatlicher Interventionen de-

²⁹ Vgl. Seattle to Brussels Network, a.a.O., S. 12.

³⁰ Pia Eberhardt, Ein transatlantische Verfassung der Konzerne, in: Ska Keller (Hrsg.), Das Freihandelsabkommen mit den USA in der Kritik, Brüssel 2013, S. 17-24.

³¹ Herrmann, a.a.O., S. 19. . Vgl. zur jüngsten Entwicklung auch UNCTAD (Hrsg.): Recent Developments in Investor-State-Dispute Settlement (ISDS), Genf 2014.

³² Transnational Institute and Corporate Europe Observatory (Hrsg.), Profiting from Crisis. How corporations and lawyers are scavenging profits from Europe's crisis countries, Brüssel 2014.

mokratischer Kontrollmöglichkeiten quasi konstitutionell absichern.“³³ Und Michael Krätke urteilt: „De facto ist der Ruf nach überstaatlichen Schiedsgerichten, in denen Wirtschaftsanwälte statt Richtern das Sagen haben, ein Affront und eine Herausforderung der Souveränität aller beteiligten Staaten. Große Konzerne und Vereinigungen privater Geschäftemacher maßen sich an, eine Sondergerichtsbarkeit für ihre Privatinteressen zu verlangen, die es ihnen erlauben soll, gegen jede Regelung, jede Gesetzgebung eines Staates, die ihnen nicht passt, milliardenschwere Schadensersatzklagen anzustrengen.“³⁴

Inzwischen haben sich selbst Staaten wie die Bundesrepublik Deutschland gegen die Investor-Staat-Klagerechte als Bestandteil der möglichen Freihandelspartnerschaft ausgesprochen. Mit dem Verweis auf das Grundgesetz wurde dieser Schritt indes nicht begründet. Doch das wäre durchaus angebracht, wie manche Kritiker meinen, die den Investorenschutz als unvereinbar mit der im Grundgesetz festgeschriebenen Sozialpflichtigkeit des Eigentums erachten.

Der geostrategische Hintergrund: Angst vor China

Wird das 21. das chinesische Jahrhundert, wie das 20. ein US-amerikanisches war? Der viel diskutierte Aufstieg Chinas sowie anderer sogenannter Schwellenländer zu hoch industrialisierten, exportorientierten Staaten ruft Ängste in den etablierten kapitalistischen Zentren wie Europa und den USA hervor. Auch die vor gut einem Jahr vorgelegte Einschätzung über die Lage der Welt im Jahr 2030 des US-amerikanischen National Intelligence Council (Nationaler Geheimdienst) schätzt realistisch ein, dass heutige Schwellenländer in Asien, Afrika und Südamerika zusammen mächtiger sein werden als der Westen. Wenige Jahre später könnte China allein die USA und die EU überholt haben.

Aus diesem Grund wird das Streben nach einem transatlantischen Freihandelsabkommen auch als Versuch gedeutet, die Vormachtstellung der alten Zentren zu wahren. Äußerungen von Hillary Clinton und des einflussreichen Geostrategen Zbigniew Brzezinski belegen das. Clinton sprach von einer „ökonomischen Nato“. Und Brzezinski erhofft sich von der Handelsgemeinschaft „mehr Lebenskraft, mehr Sicherheit und einen stärkeren Zusammenhalt im Westen“.³⁵

Die prognostizierten Folgen im Falle einer Realisierung der Investitionsgemeinschaft deuten in der Tat darauf hin, dass es den USA und der EU gelingen könnte, die „nachholenden“ Industriestaaten auf Distanz zu halten. Vor allem aber hätten die wenig industrialisierten Länder des globalen Südens unter den Folgen zu leiden. In der Zusammenfassung der Studie der Bertelsmann-Stiftung heißt es: „Weitere Verlierer wären die Entwicklungsländer; vor allem in Afrika und Zentralasien.“ Der Grund? Die Intensivierung der Han-

³³ Pia Eberhardt/Peter Fuchs in: Klimenta/Fisahn, a.a.O., S. 72.

³⁴ Krätke, a.a.O., S. 7.

³⁵ Zit. nach: Angst vor dem Machtverlust: Warum die USA in TTIP die Rettung sehen, in: dpa, 13.02.2014.

delsbeziehungen zwischen den USA und der EU hätten, so heißt es, zur Folge, dass diese Volkswirtschaften weniger Güter und Dienstleistungen aus dem Rest der Welt importieren würden. Es käme dort zu einer Verringerung des realen Pro-Kopf-Einkommens. Wenngleich die Zahlen auch hier mit Vorsicht zu genießen sind, seien sie hier angeführt: „Das beträfe vor allem traditionelle Handelspartner der USA wie Kanada (minus 9,5 Prozent) und Mexiko (minus 7,2 Prozent). Auch in Japan würde sich das langfristige Pro-Kopf-Einkommen um fast 6 Prozent vermindern.“³⁶

Das TTIP-Abkommen richtet sich in erster Linie gegen China.³⁷ Die Überlegung: Die alten kapitalistischen Zentren erbringen noch die Hälfte der globalen Wirtschaftsleistung. Im Falle des Erlasses einheitlicher Regeln und Standards „würde das wahrscheinlich Chinas Bemühungen beenden, eigene autonome Standards zu setzen“, meint der US-Experte Edward Alden vom Außenpolitik-Institut Council on Foreign Relations.³⁸ Sven Hilbig von der NGO Brot für die Welt spricht von einem neuen handelspolitischen globalen Paradigma. Die USA und die EU würden in dem mit Abstand größten Wirtschaftsblock der Welt Normen und Standards schaffen, „um die Wettbewerbsvorteile, welche die USA und die EU in vielen Wirtschaftsbereichen genießen, weiter auszubauen und abzusichern.“³⁹

Hinzu kommt, dass die USA parallel an einem anderen Wirtschaftsbündnis mit ähnlicher Abkürzung arbeiten: TPP (Trans-Pacific Partnership) soll eine Freihandelszone für den pazifischen Raum werden, die zwölf Staaten einschließt, darunter Japan, die drittgrößte Volkswirtschaft der Welt. China ist nicht Teil dieser Bestrebungen. Es fällt auf, dass die USA in den Verhandlungen auf klare Regeln für Staatsbetriebe drängen, obwohl diese in den meisten TPP-Staaten keine große Rolle spielen. »Ziel ist, Regeln zu schaffen, die China Fesseln anlegen, wenn es am Ende feststellt, auch beitreten zu müssen«, erläutert Alden.⁴⁰ Wer auch immer sich im Ringen um die geostrategische Vormachtstellung wird durchsetzen können, Verlierer werden vermutlich die „Entwicklungsländer“ des globalen Südens sein. Hilbig resümiert: „Das TTIP birgt die Gefahr, die in der Vergangenheit gemachten Fortschritte in den Nord-Süd-Beziehungen zu unterminieren und möglicherweise neue Konfrontationen zu provozieren, anstatt zur Lösung globaler Probleme wie Hunger, Klimawandel sowie einer fairen und gerechten Verteilung von Rohstoffen und anderer natürlicher Güter für diese und kommende Generationen beizutragen.“⁴¹

³⁶ http://www.bertelsmann-stiftung.de/cps/rde/xchg/bst/hs.xml/nachrichten_116768.htm

³⁷ Vgl. auch Vasilis Trigkas: The strategic implications of TAFTA/TTIP: Will it engage or contain China?, in: Daniel Cardoso u.a. (Hrsg.): The Transatlantic Colossus. Global Contributions to broaden the debate on the EU-US Free Trade Agreement, Berlin 2013, S. 54-58.

³⁸ Angst vor dem Machtverlust, a.a.O.

³⁹ Sven Hilbig, in: Klimenta/Fisahn, a.a.O., S. 91.

⁴⁰ Zit. nach: Angst vor dem Machtverlust, a.a.O.

⁴¹ Sven Hilbig, in: Klimenta/Fisahn, S. 97.

Fazit: Klassenprojekt einer transatlantischen Elite

In den vergangenen Jahrzehnten gab es bereits internationale Liberalisierungs- und Deregulierungsvorstöße. Manche scheiterten: Kaum hatten indes Protestbewegungen einen Kopf der neoliberalen Globalisierung in Gestalt von MAI oder ACTA abgeschlagen, wuchs ein neuer nach. Derzeit heißt der Kopf TTIP oder TAFTA. Sollte auch dieser Versuch infolge von Protesten von Verbraucherschutzorganisationen, Gewerkschaften, von umweltpolitischen und globalisierungskritischen Bewegungen scheitern – es ist bereits ein neues Vertragswerk im Entstehen begriffen: TISA (Trade In Services Agreement).⁴² Nach einem Scheitern der TTIP-Verhandlungen sieht es trotz NSA-Affäre und immer stärker werdender Kritik derzeit (noch) nicht aus. Eine Verzögerung ist aber durchaus wahrscheinlich.

Wie dem auch sei, die erste Schlacht um das TTIP könnte bereits verloren sein. Denn es gibt ein weiteres Vertragswerk, das die negativen Auswirkungen des TTIP-Pakts schon vorwegnehmen könnte: nämlich CETA, das europäisch-kanadisches Handelsabkommen. „Denn“, so schreibt Krätke, „die Verhandlungen zwischen der EU und Kanada um ein ganz ähnliches Abkommen namens CETA sind bereits abgeschlossen.“ Und über ihre kanadischen Standorte und Töchter könnten die US-Konzerne jederzeit zu gleichen Bedingungen auf den europäischen Markt vordringen wie kanadische Unternehmen – umgekehrt würde das schon erheblich schwieriger sein. „Eigentlich bräuchten die Amerikaner TAFTA dann gar nicht mehr“, meint Krätke.

Insofern könnte sich die derzeitige Fokussierung von „zivilgesellschaftlichen“ Akteuren und Nichtregierungsorganisationen auf TTIP als problematisch erweisen. Freilich bleiben Kritik und der Widerstand gegen das EU-USA-Freihandelsabkommen wichtig, doch sie müssten stärker ergänzt werden durch eine ebenso fundierte Kritik jeglicher Freihandels-, Liberalisierungs- und Deregulierungsbemühungen sowie der Implementierung von Investor-Staat-Klagerechten. Denn eines, um auf die Eingangsfrage zurückzukommen, steht fest: Gerade vor dem Hintergrund der gescheiterten MAI- und ACTA-Abkommen steht zu befürchten, dass die transatlantische Handels- und Investitionspartnerschaft in der Tat ein weiterer Versuch ist, die Herrschaft der mächtigsten Kapitalgruppen über den Großteil der Welt zu zementieren und juristisch abzusichern – mit der Absicht, die sozialen Errungenschaften der vergangenen Jahrzehnte zurückzunehmen.

⁴² <https://www.piratenpartei.de/2014/03/27/diesmal-heisst-es-tisa/>

Pia Eberhardt

EU-Investitionspolitik am Scheideweg: Riss oder Kitt im globalen Parallelrecht für Konzerne?

„Ich möcht' auch so ein Privatgericht haben! Das nächste Mal, wenn sie mich erwischt haben, wenn ich mit 120 durch die Fußgängerzone gebretert bin – ja warum nett, ich fühl mich eingeschränkt in meiner persönlichen Freiheit! – dann frag ich ein Privatgericht und in dieses Privatgericht setz' ich meine Tante, meine Nichte und vielleicht noch den Bernersennenhund meines Vermieters. Und die entscheiden dann ganz neutral.“

Erwin Pelzig in der Kabarett-Fernseh-Show „Pelzig Hält sich“, 11. Februar 2014

Mit der Debatte um das transatlantische Handelsabkommen (Transatlantic Trade and Investment Partnership, TTIP) ist die Auseinandersetzung um das globale Investitionsrecht endlich auch in Europa angekommen. Insbesondere in Deutschland wächst die Kritik an diesem Parallelrecht für Konzerne – bis hinein in bürgerliche Mainstream-Medien und das konservative Parteienlager. Doch auch jenseits von Deutschland entzündet sich der Widerstand gegen TTIP vor allem an den im Abkommen geplanten Sonderklagerechten für Konzerne.

Weltweit gibt es bereits zahlreiche internationale Verträge, die diese Klage-rechte enthalten. Sie ermöglichen ausländischen Investoren¹, Staaten vor privaten internationalen Schiedsgerichten zu verklagen – und zwar wegen jeder Politik, die ihre Eigentumstitel und die geplanten Gewinne aus ihren Investitionen bedroht, sei es wegen Gesundheits- und Umweltschutzaufgaben oder durch eine Sozial- und Wirtschaftspolitik, die ihre unternehmerischen Freiheiten beschränkt. So verklagt der Energiekonzern Vattenfall derzeit die Bundesrepublik Deutschland, weil ihm der Atomausstieg nicht passt. In Australien und Uruguay geht Philip Morris gegen Anti-Tabak-Politiken vor. Der kanadische Öl- und Gaskonzern Lone Pine verklagt über eine US-Niederlassung seine eigene Regierung, weil die Provinz Quebec aufgrund von Umweltrisiken bei der Gasförderung ein Moratorium für die als Fracking bekannte Tiefenbohrtechnik erlassen hat. Und der Ölkonzern Chevron greift über eine Investor-Staat-Klage ein ecuadorianisches Gerichtsverfahren an, in dem er wegen massiver Umweltzerstörung im Amazonas-Gebiet zu Schadensersatz-Zahlungen verpflichtet wurde. (siehe zu diesen und anderen Klagen Democracy Center 2013).

Die Klagen werden vor internationalen Schiedsgerichten verhandelt. Sie setzen sich meist aus drei, von den Streitparteien ernannten Privatpersonen zusammen, die nach den Schiedsregeln agieren, die im jeweiligen Investitionsabkommen genannt sind. Nationale Gerichte haben keinen Einfluss auf die Verfahren.

¹ Bei Worten wie „Investor“ verwende ich dann keine geschlechtergerechte Formulierung (z.B. Investor_innen), wenn es sich i.d.R. nicht um Personen, sondern um Unternehmen handelt.

Im Fall des transatlantischen Handelsabkommens bergen die Sonderklagerechte für Konzerne unkalkulierbare Risiken. Schon heute kommt über die Hälfte der ausländischen Direktinvestitionen in den USA und in der EU von der jeweils anderen Seite des Atlantiks. Es gibt zigtausend Niederlassungen US-amerikanischer Konzerne in Europa und vice versa. Investor-Staat-Klagerechte in einem EU-US Abkommen würden diesen Konzernen ermöglichen, über Filialen im Ausland auch gegen ihre eigene Regierung vorzugehen. Und die jeweils progressivere Gesetzgebung zum Gesundheits-, Umwelt- oder Arbeitsschutz anzugreifen – egal, auf welcher Seite des Atlantiks.²

Kein Wunder also, dass sich der Widerstand gegen TTIP in der Ablehnung der geplanten „transatlantischen Verfassung der Konzerne“ (Eberhardt/Fuchs 2013) einig ist. Um den Kritiker_innen Wind aus den Segeln zu nehmen, hat die Europäische Kommission die Verhandlungen über den Investitionsschutz im TTIP vorerst ausgesetzt. Ende März 2014 wurde eine öffentliche Konsultation zum Thema gestartet, die bis Anfang Juli laufen wird (Europäische Kommission 2014). Darin geht es allerdings nicht um die Frage, ob und warum es den Investitionsschutz in einem EU-USA-Abkommen überhaupt braucht, sondern allein darum, wie er ausgestaltet sein soll. Es geht der Kommission also nicht um eine offene Diskussion mit offenem Ausgang, sondern darum, ihre eigene Agenda zu verkaufen und auszuweilen.

Nichtsdestotrotz öffnet die Konsultation einen Raum für eine grundsätzlichere Debatte um globale Investitionsschutzregeln. Ihr Ausgang wird nicht nur Folgen haben für das geplante EU-USA-Abkommen, sondern für den globalen Kampf gegen die „Globalisierung der Konzernherrschaft“ (Mies/von Werlhof 2003): Gelingt es, die Konzernklagerechte aus dem TTIP zu kegeln, stärkt das weltweit soziale Bewegungen und linke Regierungen, die sich transnationalen Konzernen entgegen stellen und versuchen, aus einst geschlossenen neoliberalen Knebelverträgen auszubrechen. Gelingt es dagegen der EU, ihre ‚reformierten‘ Investoren-Rechte im TTIP zu verankern, wird das dem global umkämpften Investitionsschutz-Regime einen Legitimierungsschub geben.

Zur Einordnung der Debatte werde ich im Folgenden einen kurzen Überblick über die Entwicklung des internationalen Investitionsrechts geben, einige Problemfelder und polit-ökonomische Einordnungen des Rechtsfelds nennen und anschließend auf aktuelle Brüche in und Kämpfe um dieses Feld eingehen. Abschließend werde ich auf die aktuellen Auseinandersetzungen in der EU eingehen: Wer sind die relevanten Akteur_innen? Welche Strategien verfolgen sie? Und vor welchen Herausforderungen stehen emanzipatorische gesellschaftliche Kräfte?

Die Entwicklung des internationalen Investitionsrechts

Ohne Auslandsinvestitionen gäbe es weder transnationale Konzerne noch globale Produktionsketten. Sie bieten direkten Zugang zu Absatzmärkten, Tech-

² Siehe die von der Organisation Public Citizen erstellte ‚Corporate Empowerment Map‘: <https://www.citizen.org/TAFTA-investment-map>.

nologien, billigen Rohstoffen und Arbeitskräften. Da sie ab einem gewissen Umfang in den Empfängerstaaten Produktions- und Gesellschaftsverhältnisse maßgeblich prägen, spielen sie eine wichtige Rolle für globale Hegemonie (im gramscianischen Sinne eines Macht- und Herrschaftsverhältnisses, das Staaten- und Klassenbeziehungen umfasst und sich neben Zwang und Gewalt auch auf Konsens stützt).

Seit der Nachkriegszeit werden vermehrt zwischenstaatliche Abkommen abgeschlossen, die den Vertragsparteien bestimmte Verpflichtungen im Umgang mit Investitionen und Investoren aus dem jeweils anderen Land auferlegen. Sie können z.B. festlegen, dass Staaten für Enteignungen bzw. ‚enteignungsgleiche‘ Maßnahmen umgehend Entschädigung zahlen müssen und Investoren im Konfliktfall direkte Klagerechte vor einem internationalen Schiedsgericht einräumen. Weltweit gibt es über 3.000 solcher Abkommen, der Großteil davon auf bilateraler Basis (Bilateral Investment Treaties, BITs). Laut der UN Organisation für Handel und Entwicklung (United Nations Conference on Trade and Development, UNCTAD) wurde in den letzten Jahren im Durchschnitt jede Woche ein neues Investitionsabkommen abgeschlossen (UNCTAD 2013: 4).

Anfangs handelte es sich fast ausschließlich um Nord-Süd-Abkommen. In den 50er und 60er Jahren wollten kapitalexportierende Staaten so ihre Investoren in den ehemaligen Kolonien schützen. In den 70ern waren die Abkommen Teil der Konterrevolution gegen Bestrebungen nach veränderten Wirtschaftsbeziehungen wie sie in der Erklärung zur Errichtung einer Neuen Weltwirtschaftsordnung ihren Ausdruck fanden. In den 90ern kam es in Teilen des globalen Südens schließlich zu einem regelrechten Investitionswettlauf, der zu einem explosionsartigen Anstieg von Investitionsabkommen führte. Begünstigt wurde dieser Investitionswettlauf durch die Abhängigkeit von privaten Kapitalflüssen als Folge der Schuldenkrise der 80er Jahre, die immer stärker neoliberale Ausrichtung der Programme des Internationalen Währungsfonds IWF und der Weltbank sowie den Siegeszug des Neoliberalismus. Entsprechend basieren die zentralen Vorkehrungen in Investitionsabkommen auf der Idee vom „Reichtum-schaffenden Spiel“ (Friedrich August von Hayek) privater Kapitalflüsse in einem gegenüber staatlichem Interventionismus und den Launen demokratischer Politik immunisierten freien Markt, der zu seiner Entfaltung jedoch starker, staatlich garantierter Eigentumsrechte bedarf.

Noch heute sitzt der globale Süden in Investor-Staat-Verfahren am häufigsten auf der Anklagebank: Laut UNCTAD (2014:7-8) richteten sich etwa drei Viertel aller Klagen, die bis Ende 2013 bekannt geworden sind, gegen Entwicklungs- und Schwellenländer; in der überwältigenden Mehrheit der Fälle, 85 Prozent, klagte ein Investor aus dem globalen Norden. Argentinien und Venezuela sind die Länder, die am häufigsten vor Investitionsschiedsgerichte gezerrt wurden. Allerdings müssen sich in Zeiten veränderter Kapitalströme auch Industrieländer immer häufiger dort behaupten: Tschechien ist mittlerweile der am dritt-häufigsten verklagte Staat; und fast die Hälfte aller 2013 eingereichten Verfahren richten sich gegen Industrieländer (ibid: 1). Bei einer

wachsenden Zahl von Nord-Nord-Investitions- bzw. Freihandelsabkommen mit Investitionsschutzkapiteln wie dem geplanten zwischen der EU und den USA dürfte dieser Trend anhalten.

Auch die staatlichen ‚Verstöße‘, die in solchen Verfahren geahndet werden, wurden in den letzten zwei Jahrzehnten sukzessive ausgeweitet. Während ursprünglich willkürliche Enteignungen und die Diskriminierung ausländischer Investoren Anlass zu Investor-Staat-Klagen boten, richten sie sich zunehmend gegen Gesetze, die auf demokratischem Wege, im öffentlichen Interesse und im Einklang mit nationalem Recht verfasst wurden. Unter anderem dieser Entwicklung ist es geschuldet, dass das internationale Investitionsrecht wieder auf stärkeres Interesse stößt.

Dass derartige Klagen überhaupt Aussicht auf Erfolg haben, liegt am schwammig formulierten, aber weitreichenden Eigentumsschutz, der Investoren im internationalen Investitionsrecht garantiert wird (siehe Krajewski 2013; Hoffmann 2013). Einige Schiedsgerichte interpretieren beispielsweise den Standard der ‚fairen und gerechten Behandlung‘ so, dass Staaten immer völlig transparent und ohne Widersprüche zu handeln hätten und die ‚legitimen Erwartungen‘ eines Investors bezüglich des regulatorischen Umfelds seiner Investition nicht enttäuschen dürften (siehe Bernasconi-Osterwalder/Liu 2013). Und während der Schutz vor ‚indirekter Enteignung‘ in den meisten nationalen Verfassungen so nicht zu finden ist, garantiert dieses Recht, in Investitionsabkommen verankert, ausländischen Investoren Entschädigung, wenn ihr Eigentum durch Regulierungen an Wert verliert. So lässt sich ein Fracking-Moratorium ebenso angreifen wie der Atomausstieg.

Internationales Investitionsrecht als Teil des neuen Konstitutionalismus

Die Gefahren für öffentliche Haushalte und demokratische Politik liegen auf der Hand: Investor-Staat-Klagen können Entschädigungszahlungen in Milliardenhöhe nach sich ziehen. Durch politische Reformen verursachte Gewinneinbußen einzelner Unternehmen werden auf diese Weise sozialisiert. Die Kosten für die Staaten steigen dabei immer höher: 2012 verpflichtete ein Schiedsgericht Ecuador zu einer historisch bislang einzigartigen Schadenersatzsumme von 2,3 Milliarden US-Dollar. Geklagt – und Recht bekommen – hatte der US-Konzern Occidental, weil das Land die Ölförderverträge mit dem Unternehmen einseitig aufgekündigt hatte.

Die Anzahl der Investor-Staat-Klagen ist seit der Jahrtausendwende explodiert. Bis Ende 2013 verzeichnete die UNCTAD (2014: 1) weltweit 568 Klagen – Mitte der 1990er waren es erst ein Dutzend. Die Dunkelziffer dürfte aufgrund der Intransparenz des Systems noch um einiges höher liegen. Und die Tendenz ist steigend. Allein im Jahr 2013 kamen 57 neue Verfahren dazu – nur eines weniger als im Jahr zuvor, das Rekordjahr bei den neu eingeleiteten Verfahren.

Manchmal genügt allein die Androhung einer Klage, um geplante Gesetze abzuwürgen oder zu verwässern. ‚Regulatory chill‘ heißt das im Fachjargon.

Fünf Jahre nach Inkrafttreten des Freihandelsabkommens zwischen Mexiko, Kanada und den USA beschrieb ein kanadischer Regierungsbeamter das Phänomen folgendermaßen: „Bei beinahe jeder neuen umweltpolitischen Maßnahme gab es von Kanzleien aus New York und Washington Briefe an die kanadische Regierung. Da ging es um chemische Reinigung, Medikamente, Pestizide, Patentrecht. Nahezu jede neue Initiative wurde ins Visier genommen und die meisten haben nie das Licht der Welt erblickt“³ (Greider 2001).

Tatsächlich scheinen Unternehmen internationales Investitionsrecht heute mehr als Waffe bzw. „Präventivschlag“ in politischen Auseinandersetzungen um Regulierungen zu nutzen, denn als Schutzschild gegen staatliche „Übergriffe“.⁴ So verschwanden in Kanada zweimal Anti-Tabak-Gesetze in der Schublade, nachdem die Tabakindustrie mit NAFTA-Klagen gedroht hatte. In Indonesien wurden Unternehmen von einem Bergbau-Verbot im Regenwald ausgenommen, nachdem sie gedroht hatten, den Staat deshalb vor einem Schiedsgericht zu verklagen (Tienhaara 2011). Auch Vattenfall hat im Rahmen einer Einigung bei seiner ersten Investitionsklage gegen Deutschland die Verwässerung einer Umweltauflage für das umstrittene Kohlekraftwerk im Hamburger Stadtteil Moorburg erreicht (Krajewski 2013: 354).

Letztendlich geht es beim Investitionsrecht darum, gegenhegemoniale Kräfte und die Demokratie einzuhegen. Ein Zitat zweier Mitarbeiter von Milbank, einer der führenden Kanzleien im internationalen Investitionsrecht, macht das deutlich: „Unerwünschte Maßnahmen von Regierungen gibt es nicht nur im Rahmen von autokratischer Herrschaft. Der Populismus, den Demokratien mit sich bringen können, ist oft Katalysator für solche Aktionen“.⁵ Kein Wunder, dass Länder wie Argentinien, Venezuela und Ecuador, die nach heftigen sozialen Kämpfen Privatisierungen zurückgenommen und Unternehmen verstaatlicht haben, zu den Ländern gehören, die sich am häufigsten vor Investitionsschiedsgerichten verantworten mussten.

Zur kritischen Analyse des internationalen Investitionsrechts eignet sich daher das maßgeblich von Stephen Gill (z.B. 2002) geprägte Forschungsprogramm zum „neuen Konstitutionalismus“. Es untersucht politisch-juridische Strukturen, welche den Neoliberalismus und bestehende Eigentumsverhältnisse durch die Einschränkung staatlicher Interventions- und demokratischer Kontrollmöglichkeiten quasi konstitutionell absichern.

Dabei wird das Politische neu definiert – z.B. wenn Investitionspolitik durch die Festschreibung ökonomischer Prinzipien in Investitionsabkommen entpolitisiert und der popular-demokratischen Kontrolle entzogen werden. Der neue

³ Übersetzung durch die Autorin.

⁴ Zachary Douglas, damals noch an der Universität Cambridge und heute Anwalt der Kanzlei Matrix Chambers, erwähnte diesen Trend auf der Konferenz 50 Years of Bilateral Investment Treaties in Frankfurt, 1.-3.12.2009.

⁵ Nolan, Michael/Baldwin, Teddy (2012): Minimising Risk in the Face of Government Action, in: Project Finance International, May, 47-49; Übersetzung durch die Autorin.

Konstitutionalismus geht zudem einher mit einer Rekonfiguration von Staatsapparaten und Verschiebungen im Klassengefüge: dass Investor-Staat-Klagen vor privaten Schiedsgerichten verhandelt werden, und zwar unter Ausschluss der Öffentlichkeit und ohne Information der Parlamente, wertet private Netzwerke wie das der Schiedsrichter_innen ebenso auf wie Finanz- und Wirtschaftsministerien, während „massenintegrativere“ Staatsapparate wie Parlamente und deliberative Diskussionsprozesse geschwächt werden. Die Tatsache, dass Investitionsabkommen ausländischen Investoren durch exklusive Klagerechte eine privilegierte Stellung im Politikprozess einräumen, verschiebt gesellschaftliche Kräfteverhältnissen zudem zugunsten weltmarktorientierter Kapitalfraktionen.

Ein weiterer Effekt von Investitionsabkommen ist die konstitutionelle Festbeschreibung des neu konfigurierten Wettbewerbsstaats (Joachim Hirsch), der weniger als kontrollierende Instanz ökonomischer Akteure auftritt als vielmehr die nationalen und regionalen Ebenen durch die Harmonisierung von Politiken auf den globalen Wettbewerb ausrichtet. Der Rechtswissenschaftler David Schneiderman (2008) hat das am Beispiel zahlreicher Verfassungsänderungen z.B. in Lateinamerika untersucht, im Rahmen derer infolge eines Investitionsabkommens Eigentumskonzeptionen, die private Eigentumsrechte zum Zwecke gesellschaftlicher Umverteilung durch den Staat einschränkten, zugunsten der liberalen Konzeption aus nationalen Verfassungen verdrängt wurden. In seiner Funktion als Durchsetzungsinstanz privater Eigentumsrechte wird der Staat damit gestärkt, während verteilungs- und sozialpolitische Kompetenzen beschnitten werden.

Brüche im System

Allerdings sind diese Prozesse nicht widerspruchsfrei. Im Gegenteil: Es gibt heftige Kämpfe um das internationale Investitionsrecht und unübersehbare Brüche in dessen Regime. Soziale Bewegungen skandalisieren erfolgreich einzelne Klagen;⁶ kritische Wissenschaftler_innen brandmarken die Risiken für staatliche Regulierung, öffentliche Haushalte und die Demokratie;⁷ einige Staaten haben sich in den letzten Jahren von Teilen des Regimes abgewandt und versuchen, Alternativen aufzubauen; und auch unter den Verfechter_innen des Regimes wird von einer Legitimationskrise gesprochen, die es zu bearbeiten gilt.⁸

Vor allem im globalen Süden regt sich massiver Widerstand gegen die neoliberale Supra-Verfassung internationalen Investitionsrechts. Bolivien, Ecuador

⁶ Einen Überblick bietet die Webseite des Network for Justice in Global Investment, <http://justinvestment.org/>.

⁷ Siehe z.B. Public Statement on the International Investment Regime, http://www.osgoode.yorku.ca/public_statement; An open Letter from Lawyers to the Negotiators of the Trans-Pacific Partnership Urging the Rejection of Investor-State Dispute Settlement, <http://tpplegal.wordpress.com/open-letter/>.

⁸ Siehe z.B. Waibel/Kaushal/Chung/Balchin (Hrsg.) (2010): The Backlash against Investment Arbitration. Perceptions and Reality.

und Venezuela haben einige Abkommen und die ICSID-Konvention über die Einrichtung des gleichnamigen Investitionsschiedsgerichts bei der Weltbank aufgekündigt. In Ecuador prüft eine Kommission, ob die Investitionsabkommen des Landes mit nationalem Recht vereinbar sind. Auf einem Treffen der Länder des ALBA-Bündnisses (Bolivarianische Allianz für Amerika) im April 2013 wurde ebenfalls eine Überprüfung bestehender Abkommen beschlossen, sowie die Einrichtung einer eigenen regionalen Institution zur Lösung von Konflikten mit ausländischen Investoren. Südafrika hat Investitionsabkommen mit einigen EU-Staaten, darunter Deutschland, aufgekündigt und erklärt, dass weitere Abkommen aus der Post-Apartheid-Ära folgen werden, die das Land damals hastig abgeschlossen hatte, um Investitionen anzuziehen. Indonesien leitet gerade ähnliche Schritte ein. Und Indien erarbeitet laut Medienberichten einen Modellvertrag für Investitionsschutz, der sich stark von den Modellen der postkolonialen Ära bzw. der 90er und 2000er Jahre unterscheiden soll.

Auch in manchen Industrieländern und internationalen Organisationen vollzieht sich ein Paradigmenwechsel. Die sozialdemokratische Gillard-Regierung Australiens hatte 2011 angekündigt, dass sie in ihren Freihandelsabkommen keine Investor-Staat-Klagerechte mehr verhandeln werde. Auch die konservative Nachfolgerregierung hat jüngst ein Abkommen mit Japan abgeschlossen, das keine Klagerechte enthält. Und während die UNCTAD vor allem in den 90er Jahren Länder des Südens drängte, Investitionsabkommen zu unterzeichnen, skizzierte sie in jüngeren Publikationen (2012, 2013a) Optionen zur Reform gegenwärtiger Investitionspolitik – von klarer begrenzten Rechten für Investoren bis zu Investorenpflichten. Neben der UNCTAD warnt inzwischen sogar der Internationale Währungsfonds IWF (2012: 42) davor, dass Investitionsabkommen Staaten bei der Bekämpfung von Wirtschafts- und Finanzkrisen stark einschränken können.

Konflikte in der Höhle des Löwen

Inmitten dieses zähen Ringens um das globale Investitionsrecht platzt nun das Ringen um die Investitionspolitik auf europäischer Ebene. Denn bis zu dem im Dezember 2009 in Kraft getretenen Vertrag von Lissabon hatte die EU überhaupt keine Kompetenz, Investitionsschutzverträge und entsprechende Kapitel in Freihandelsabkommen zu verhandeln. Das oblag allein den EU-Mitgliedstaaten. Diese sind bis heute Weltmeister in diesem Geschäft: Kein Land hat so viele bilaterale Investitionsabkommen abgeschlossen wie Deutschland (131 Verträge).⁹ Konzerne mit Hauptsitz in einem EU-Staat stehen ganz oben auf der Liste der Kläger: Die meisten der weltweit bekannten Investor-Staat-Klagen wurden zwar von Investoren aus den USA eingeleitet (127 Verfahren) – darauf folgen dann aber Investoren aus den Niederlanden

⁹ <http://www.bmwi.de/BMWi/Redaktion/PDF/B/bilaterale-investitionsfoerderungs-und-schutzvertraege-IFV,property=pdf,bereich=bmwi,sprache=de,rwb=true.pdf>.

(61 Verfahren), Großbritannien (43 Verfahren) und Deutschland (39 Verfahren) (UNCTAD 2014: 8).

Seit 2009 gibt es nun eine Auseinandersetzung darum, wie der Investitionsschutz in Zukunft EU-weit ausgestaltet werden soll. Hier gibt es einerseits Kompetenzgerangel: Die Mitgliedstaaten möchten die neu gewonnene Rolle der Kommission beschränken, während die Kommission, in weiten Teilen unterstützt vom Europaparlament, ihre neu gewonnene Kompetenz nutzen und ausweiten möchte. Es gibt aber auch Streit um die Substanz des Investorenschutzes: Hier hat die federführende Generaldirektion Handel der Kommission erkannt, dass es marginaler Reformen bedarf, um das Investitionsrecht global zu re-legitimieren und zu erhalten – ohne jedoch den harten Kern der Konzernprivilegien anzurühren. Der Großteil der Mitgliedstaaten – allen voran die deutsche Bundesregierung – wehrt sich jedoch gegen diese marginalen Reformen, von der Präzisierung der Investorenrechte bis hin zu mehr Transparenz in den Verfahren. Vorläufiges Ergebnis dieses EU-internen Ringens ist eine Reihe konzernfreundlicher Leitlinien und Mandate – für Investitionsschutz-Verhandlungen der EU mit Kanada, Indien, Singapur, Japan, den Staaten des Arabischen Frühlings, China, Malaysia, Vietnam, Thailand – und eben den USA.

Im Kontext der Verhandlungen mit den USA gelang es einigen Nichtregierungsorganisationen, das Thema zu politisieren und weite Teile der Zivilgesellschaft gegen die transnationale Verfassung der Konzerne zu mobilisieren. Diese Politisierung verschärft einerseits die Konflikte zwischen Mitgliedstaaten und Europäischer Kommission. Gleichzeitig setzt sie die traditionellen Befürworter_innen des Investitionsrechts unter enormen Rechtfertigungsdruck – von konservativen Parteien über Wirtschaftsverbände bis zum deutschen Wirtschaftsministerium. Dieser Rechtfertigungsdruck wiederum stärkt den Reformdiskurs der Europäischen Kommission. Das jüngste Positionspapier des Bundesverbands der deutschen Industrie (BDI) (2014) ist beispielsweise kaum noch von den Vorschlägen der EU-Bürokratie zu unterscheiden.

Das weist auf eine Herausforderung für die Kritiker_innen des Investorenschutzes hin. Ihnen muss es gelingen, die Reformen als unzureichend bzw. scheinheilig zu entlarven. Denn in der Tat handelt es sich eher um Reformchen: Hier ein bisschen mehr Transparenz in den Verfahren, dort ein lascher Verhaltenskodex für die Schiedsrichter_innen, die die Klagen am Ende entscheiden. Am harten Kern des Investorenschutzes wird dagegen nicht gerüttelt. Auch der ‚reformierte‘ Investitionsschutz wird ausländischen Investoren weitreichendere Privateigentumsrechte einräumen, als sie z.B. in der deutschen Verfassung und im EU-Recht enthalten sind. Und mit der privaten Schiedsgerichtsbarkeit wird ihnen weiterhin ein exklusives und konzernfreundliches paralleles Rechtssystem zur Verfügung stehen, um diese Rechte einzuklagen. Auch die zukünftigen EU-Investitionsabkommen wären also Teil des neuen Konstitutionalismus, der Regierungen diszipliniert und gegenhegemoniale Akteur_innen bzw. Umverteilungsprozesse empfindlich einschränkt bzw. teuer macht.

Eine weitere Herausforderung besteht in der Ausweitung der Kritik über das TTIP hinaus. Zwar gibt es zumindest in Deutschland mittlerweile ein zartes Bewusstsein darüber, dass der Investorenschutz im TTIP nicht das einzige Problem ist. Auch das kurz vor seinem Abschluss stehende Abkommen zwischen der EU und Kanada, das CETA (Canada European Union Comprehensive Economic and Trade Agreement), enthält diese Klauseln. Es wird US-Unternehmen mit einer Niederlassung in Kanada auch ohne TTIP ermöglichen, EU-Regierungen zu verklagen, wenn deren Politik ihre Profite schmälert. Deshalb fordert z.B. das globalisierungskritische Netzwerk Attac nicht nur den Stopp der TTIP-Verhandlungen, sondern auch des CETA-Abkommens.¹⁰ Über den Investitionsschutz in zukünftigen EU-Verträgen mit China oder Marokko beispielsweise spricht aber leider noch kaum jemand.

Nichtsdestotrotz: Angesichts der EU-internen Meinungsverschiedenheiten beim Thema Investitionsschutz und der zunehmenden Politisierung des TTIP-Abkommens stehen die Chancen nicht schlecht, den Investitionsschutz auch in anderen Abkommen als das zu entlarven, was er ist: eine antidemokratische neoliberale Zwangsjacke. Vor gut 15 Jahren hat diese „Dracula-Strategie“ schon einmal zum Erfolg geführt: Ende der neunziger Jahre hatte die globalisierungskritische Bewegung den weitgehend unbekanntem MAI-Vertrag ans Licht der Öffentlichkeit gezerzt, ein Investitionsabkommen, das im Rahmen der OECD verhandelt wurde. Einem Vampir gleich überlebte es nicht lange, sobald das Licht einer kritischen öffentlichen Debatte aufschien. Im Oktober 1998 ließ Frankreich die Verhandlungen platzen. Emanzipatorische Kräfte in Europa sollten alles daran setzen, dass sich dieser Teil der Geschichte in der Auseinandersetzung um das TTIP wiederholt – und bei all den anderen geplanten Konzernverfassungen auch.

Literatur

- BDI (2014): Positionspapier. Schutz europäischer Investitionen im Ausland: Anforderungen an Investitionsabkommen der EU, Berlin.
- Bernasconi-Osterwalder, Nathalie/ Liu, Yalan (2013): Interpreting Fair and Equitable Treatment in International Investment Law, in: Juridikum. Zeitschrift für Kritik - Recht - Gesellschaft 3/2013, 374-385.
- Democracy Center (2013): Unfair, Unsustainable, and Under the Radar. How Corporations use Global Investment Rules to Undermine A Sustainable Future.
- Eberhardt, Pia/ Fuchs, Peter (2013): TTIP: Eine transatlantische Verfassung der Konzerne?, in: Luxemburg. Gesellschaftsanalyse und linke Praxis, Februar, <http://www.zeitschrift-luxemburg.de/ttip-eine-transatlantische-verfassung-der-konzerne/>.
- Europäische Kommission (2014): Öffentliche Konsultation zu den Modalitäten des Investitionsschutzes und der Investor-Staat-Streitbeilegung im Rahmen der TTIP, Brüssel, <http://ec.europa.eu/yourvoice/ipm/forms/dispatch>.

¹⁰ <https://www.attac.de/kampagnen/freihandelsfalle-ttip/unterschreiben/>.

- Gill, Stephen (2002): Constitutionalizing Inequality and the Clash of Globalizations, in: International Studies Review 4:2, 47-65.
- Greider, William (2001): The Right and US Trade Law. Invalidating the 20th Century, in: The Nation, <http://www.thenation.com/article/right-and-us-trade-law-invalidating-20th-century>.
- Hoffmann, Rhea Tamara (2013): Universalismus oder Vollstreckung partikularer Interessen? Eigentum zwischen Menschenrechte, Investitionsschutz und demokratischem Eigentumskompromiss, in: Juridikum. Zeitschrift für Kritik - Recht - Gesellschaft 3/2013, 361-373.
- International Monetary Fund (2012): The Liberalization and Management of Capital Flows: An Institutional View, Washington.
- Krajewski, Markus (2013): Vattenfall, der deutsche Atomaustieg und das internationale Investitionsrecht, in: Juridikum. Zeitschrift für Kritik - Recht - Gesellschaft 3/2013, 348-360.
- Mies/von Werlhof (Hrsg.) (2003): Lizenz zum Plündern. Das Multilaterale Abkommen über Investitionen MAI. Globalisierung der Konzernherrschaft – und was wir dagegen tun können, Hamburg.
- Schneiderman, David (2008): Constitutionalizing Economic Globalization. Investment Rules and Democracy's Promise, Cambridge.
- Tienhaara, Kyla (2011): Regulatory Chill and the Threat of Arbitration: A View from Political Science, in: Brown/Miles (Hrsg.): Evolution in Investment Treaty Law and Arbitration, Cambridge, 606-627.
- UNCTAD (2012): World Investment Report 2012. Towards a New Generation of Investment Policies, Genf.
- UNCTAD (2013): IIA Issues Note. Towards a New Generation of International Investment Policies: UNCTAD's Fresh Approach to Multilateral Investment Policy-Making, Genf.
- UNCTAD (2013a): IIA Issues Note. Reform of Investor-State Dispute Settlement: In Search of a Roadmap, Genf.
- UNCTAD (2014): Recent Developments in Investor-State Dispute Settlement (ISDS), Genf.

express		ZEITUNG FÜR SOZIALISTISCHE BETRIEBS- & GEWERKSCHAFTSARBEIT	O Ich möchte den express kennenlernen und bestelle die nächsten 4 aktuellen Ausgaben zum Preis von 10 € (gg. Vkr.)
Niddastr. 64, 60329 FRANKFURT Tel. (069) 67 99 84 express-afp@online.de www.express-afp.info	Ausgabe 2/14 u.a.: »Spielraum in der Grauzone, oder: Wie lernt man Konfliktorientierung?«, ein Gespräch mit Waldemar Klein über Organizing und die Öffnung von Methodenköffern Carsten Becker: »Auf Handlungsmodus umschalten«, unerträgliche Folgen der »Herrschaft des Taschenrechners« im Krankenhaus Anton Kobel: »Die Schlemmer-Insider-Story. Mensch und Gesellschaft im Raubtierkapitalismus: Chancen zum zeitweiligen Überleben?« Anna Leder: »Große Bühne für anonyme Biletteure« - Burgtheater-Beschäftigte gegen G4S«		

Freihandel und Machtverhältnisse

Zur Kritik klassischer Freihandelstheoreme

Jede Wissenschaft ist gut beraten, von Zeit zu Zeit als ehern geltende Lehrsätze auf den Prüfstand zu stellen, die Annahmen mit den Gegebenheiten der Gegenwart und mit Herausforderungen der Zukunft abzugleichen. In der Volkswirtschaftslehre gilt das zum Beispiel für das Ricardosche Freihandelstheorem. Generationen von Wirtschaftsstudentinnen und -studenten wurde es wie eine religiöse Wahrheit eingehämmert. Auch in meinem Ökonomiestudium in der DDR hatte der Lehrsatz in den Fächern „Geschichte ökonomischer Lehrmeinungen“ und „Außenhandelstheorie“ seinen Platz, verbunden allerdings damit, was daran bereits von Karl Marx kritisch beurteilt worden war. So die Unterstellung, dass nur "Produkte gegen Produkte ausgetauscht werden"¹ und es daher keine Überproduktion geben kann. Zudem hatte Marx auf die einseitige Bereicherung der „Mutterländer“ zu Lasten der abhängigen Länder bzw. Kolonien verwiesen.²

Aber nicht nur im Hörsaal war und ist das Freihandelsdogma präsent. Es ist in der Politik westlicher Industriestaaten sowie in internationalen Organisationen en vogue. Am auffälligsten steht dafür aktuell das Projekt einer „Transatlantischen Freihandels- und Investitionspartnerschaft“ (TTIP) zwischen der Europäischen Union und den USA. Ähnliche Verhandlungen führt die EU unter anderem auch mit Kanada, Japan, Indien, den südamerikanischen Mercosur sowie mit afrikanischen Staaten. Hierzulande beteiligt sich gar der Bundespräsident am Freihandelsgetöse. „Im außenpolitischen Vokabular der Republik reimt sich Freihandel auf Frieden und Warenaustausch auf Wohlstand“, so Gauck am 31. Januar 2014 in seinem Eingangsreferat auf der 50. Münchner Sicherheitskonferenz, wo es ihm um die Rolle Deutschlands in der Welt ging. Er stellt also den Freihandel, der in seiner ungezügelten Form auch Armut und Krieg verursacht, mit dem großen Ziel des Friedens auf eine Stufe. Als ob Freihandel nicht allzu oft das Recht des Stärkeren bedeutet und ein wirksamer Schutz des Schwächeren im Protektionismus bestanden hätte.

Dieser Beitrag widmet sich nach kurzer Vorstellung des Freihandelstheorems³ im Schwerpunkt dem aktuell-praktischen Umgang mit dem Dogma und seinem uneingelösten Wohlstandsversprechen für alle. Den Abschluss bilden einige Schlussfolgerungen.

¹ Marx, Karl: MEW, Bd. 26.2, S. 493.

² Marx, Karl: MEW, Bd. 25, S. 248.

³ Siehe dazu: Samuelson, Paul A./ Nordhaus, William D.: Volkswirtschaftslehre Band 2, Köln 1987, S. 636ff; Heine, Michael/ Herr, Hans-Jörg: Volkswirtschaftslehre, München Wien 2003, S. 615ff; Woll, Artur: Allgemeine Volkswirtschaftslehre, München 1990, S. 589ff.

Außenhandel und Reichtum der Nationen

Aufgrund differenzierter natürlicher und historischer Bedingungen (Entwicklungsstand der Produktivkräfte, technisch-technologisches Niveau, Arbeitserfahrungen und Traditionen auf bestimmten Gebieten, klimatische Bedingungen, Vorkommen an Bodenschätzen) werden Erzeugnisse in den einzelnen Ländern mit einem unterschiedlichen Aufwand an gesellschaftlicher Arbeit, also mit unterschiedlicher Produktivität hergestellt, ohne dass in kurzer Zeit ein Ausgleich möglich wäre. Dieses Faktum kann durch sinnvolle Gestaltung der Produktions-, Ex- und Importstrukturen im Prozess der internationalen Arbeitsteilung bewusst genutzt werden, um Vorteile für die Volkswirtschaft des eigenen Landes zu erzielen. Das hatte bereits der Engländer Adam Smith (1723-1790), Klassiker der bürgerlichen Politischen Ökonomie, erkannt. Er sah in den *absoluten* Kostenvorteilen den Grund für auswärtigen Handel. Gezogen werden können solche, wenn sich ein Land auf Herstellung und Ausfuhr derjenigen Güter konzentriert, die es mit einem unter dem internationalen Durchschnitt liegenden Aufwand an gesellschaftlicher Arbeit produzieren kann und solche Güter importiert, bei denen das Verhältnis umgekehrt ist. Von Karl Marx stammt die Beobachtung: „Waren werden von dem Land, wo sie am wohlfeilsten sind, als Zahlungsmittel etc. transportiert nach dem Land, wo sie am teuersten sind“⁴. Es blieb Smith's Nachfolger David Ricardo (1772-1823), ebenfalls Engländer und Vertreter der klassischen bürgerlichen Politischen Ökonomie, vorbehalten nachzuweisen, dass absolute Vorteile einen Sonderfall darstellen und letztlich *komparative* Kostenvorteile über das Zustandekommen von internationalem Austausch entscheiden. Solche Vorteile aus dem auswärtigen Handel können auch jene Länder ziehen, die in allen Branchen Produktivitätsnachteile haben, weil, so Ricardo, das kostenmäßig unterlegene Land sich auf die Herstellung der Güter konzentriert, bei der die Unterlegenheit am relativ geringsten ist. David Ricardo publizierte seine Erkenntnisse in seinem 1817 erstmals erschienenen Hauptwerk „The Principles of Political Economy and Taxation.“⁵ Er nannte das Ergebnis seiner Überlegungen das Gesetz der komparativen Vorteile bzw. die Theorie der komparativen Kosten und legte damit die Grundlage der Freihandelslehre.

Nach Ricardo bringt der freie Austausch von Gütern und Dienstleistungen über Grenzen hinweg netto allen beteiligten Ländern stets einen Nutzen, einen Wohlfahrtsgewinn, weil sie sich auf die Produktion der Güter spezialisieren können, bei der ihre Produktivität vergleichsweise, also komparativ, höher als die anderer Länder ist. Sie tauschen diese gegen Produkte, auf deren Herstellung sie verzichten, weil sie anderweitig günstiger beschafft werden können. Selbst Volkswirtschaften, die über die *gesamte* Produktpalette produktiver sind als andere, also *absolute* Vorteile haben, können gewinnen, wenn sie sich

⁴ Marx, Karl: Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie, Berlin 1953, S. 755.

⁵ Ricardo, David: Grundsätze der Politischen Ökonomie und Besteuerung. Frankfurt am Main 1980.

auf die Herstellung jener Erzeugnisse spezialisieren, bei denen ihr Produktivitätsabstand gegenüber anderen am größten ist und diese Güter gegen jene tauschen, von deren Erzeugung sie im Interesse von Skaleneffekten absehen.

Das Freihandelstheorem

Ricardo exerziert seine These an dem berühmten *Zwei-Länder-Modell*, in dem Portugal und England beide Tuch und Wein herstellen.⁶ Portugal allerdings hat in diesem Modell bei der Produktion beider Güter deutlich günstigere Bedingungen als England (vgl. Tabelle 1). Dennoch wird sich der Handel zwischen beiden Volkswirtschaften zum gegenseitigen Vorteil entwickeln, so der Klassiker. Es komme nicht auf den absoluten Vorteil und die tatsächlichen Preise an, sondern nur auf den vergleichswisen Vorteil und die relativen Preise. Im Falle von Portugal seien die Verdienstmöglichkeiten beim Export von Wein höher als beim Export von Tuch, weil es pro Zeiteinheit mehr Wein als Tuch herstellen könne. Deshalb sei es für die Portugiesen ökonomisch klug, sich darauf zu konzentrieren.

Tabelle 1: Komparative Vorteile und internationaler Handel, notwendige Arbeitszeit pro Wareneinheit

	Portugal		England		Summe	
	vor Handel	nach Handel	vor Handel	nach Handel	vor Handel	nach Handel
Tuch	90	-	100	200	190	200
Wein	80	160	200	-	280	160
Summe	170	160	300	200	470	360

Quelle: Ricardo, David: Grundsätze der Politischen Ökonomie und Besteuerung. Frankfurt am Main 1980, S. 112

Portugal also produziert Wein für den Export und erhält im Gegenzug aus England Tuch, und zwar mehr Tuch, als wenn es den Stoff selbst produziert hätte. Die englischen Tuchhersteller besitzen zwar keinen absoluten, wohl aber gegenüber der aufwendigeren Weinherstellung im eigenen Land einen vergleichswisen Vorteil. Das reiche aus, damit der Handel sich für beide Partner lohne, konstatiert Ricardo.

Zu dessen bleibenden Verdiensten gehört, dass er den Versuch unternahm, die Arbeitswerttheorie auf die internationalen Verhältnisse anzuwenden. Seine Argumentation stützt sich auf die Annahme, dass der Wert einer Ware durch die in ihr verkörperte Arbeitszeit bestimmt ist. Der Wert der Ware umfasst dabei sowohl die verausgabte lebendige, als auch die in den Vorleistungen und anderen Inputs des Produktionsprozesses geronnene Arbeit. Die Ausdehnung des auswärtigen Handels würde erheblich die Masse der in einem Lande zur Verfügung stehenden Güter erhöhen. So könne man die „für den Unterhalt

⁶ Ricardo knüpfte mit der Wahl dieser beiden Länder wohl daran an, dass England und Portugal bereits 1353 wechselseitige Handelsfreiheit für ihre Kaufleute ausgehandelt hatten.

der Arbeit bestimmten Mittel und Materialien, für welche die Arbeit verwendet wird“, vermehren. Dadurch würden die Unterhaltungsmittel für die Arbeiter verbilligt, und dadurch können die Profite steigen. Ricardo wandte sich damit gegen Smith' Auffassung, wonach die Ausdehnung des auswärtigen Handels die Summe der Werte in einem Land vermehren könne und sie immer die Profitrate erhöhe. Er habe zeigen wollen, schreibt er, dass die Profitrate niemals anders als durch ein Sinken der Löhne erhöht werden kann. In dieser Argumentation liegt der rationelle Kern des Ricardoschen Theorems, und das bestimmt zugleich den generellen Platz des Engländers in der Geschichte ökonomischen Denkens. Karl Marx würdigte das so: „Die Grundlage, der Ausgangspunkt der Physiologie des bürgerlichen Systems – des Begreifens seines inneren organischen Zusammenhangs und Lebensprozesses – ist die Bestimmung des Werts durch die Arbeitszeit. Davon geht Ricardo aus und zwingt nun die Wissenschaft, ihren bisherigen Schlendrian zu verlassen... Dies ist also die große historische Bedeutung Ricardos für die Wissenschaft...“⁷

Auf den Schultern von Smith und über ihn hinausgehend hat er die ökonomische Theorie so weit entwickelt, wie es unter den damaligen Bedingungen für bürgerliche Ökonomen überhaupt möglich war. „Diese damaligen Bedingungen bestanden darin, dass der junge Kapitalismus noch historisch progressiv war und die zur Macht drängende Industriebourgeoisie mit ihren sozialökonomischen Interessen noch den Fortschritt verkörperte.“⁸

Am Modell der komparativen Kostenvorteile ist zu erkennen, dass durch eine vorteilhafte Strukturgestaltung von Produktion sowie von Ex- und Import gesellschaftliche Arbeit eingespart werden kann. Mit dem zur Herstellung der Exportgüter erforderlichen Aufwand an lebendiger und vergegenständlichter Arbeit kann über den Import ein größerer materieller Fonds an Erzeugnissen für die Befriedigung des Bedarfs von Wirtschaft und Bevölkerung bereitgestellt werden als dies ohne Außenhandel der Fall wäre. Bei planmäßiger Ausnutzung der Vorzüge der internationalen Arbeitsteilung ist ein physischer Zuwachs an Nationaleinkommen in bedarfsgerechter Struktur möglich.

Ricardos Annahmen und die Gegebenheiten der Gegenwart – Befunde in der Euro-Zone

David Ricardo hatte natürlich nichts anderes beschreiben können als die vom Kapitalismus der freien Konkurrenz geprägte Weltwirtschaft seiner Tage, auch wenn er von dem völlig ungleichen Austausch zum Beispiel zwischen England und seinen Kolonien absah. Seine Grundaussage „Freihandel bringt Wohlstand für alle“ hatte unter den damaligen Bedingungen einen rationellen Kern. Der Welthandel unserer Zeit ist zwar nahezu frei von Zollschränken und Importkontingenten, doch nicht frei von politischen Einwirkungen, nicht

⁷ Marx, Karl: Theorien über den Mehrwert, Zweiter Teil. In: MEW Bd. 26.2, S. 163.

⁸ Meißner, Herbert: Anmerkungen zu Christa Luft: Ricardos Theorem der komparativen Vorteile. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin, Heft 100 (2009), S. 196.

von monopolistischen Deformationen, nicht von Einflüssen spekulativer Finanzströme. Und eine Vielzahl gängiger Vorschriften hat quasi-protektionistische Wirkung. Auch sind die internationalen Wirtschaftsbeziehungen angesichts fortschreitender Globalisierung und rasanter technologischer Entwicklung längst in sich verflochtener als zu Ricardos Zeiten. Anhänger von Handelsliberalisierung müssen sich mit der Tatsache auseinandersetzen, dass die wirtschaftlichen Verflechtungen heute eben nicht mehr Ergebnis einer wie auch immer gearteten marktvermittelten Spezialisierung sind. Ausgetauscht werden gleiche oder ähnliche Produkte, oft sogar unternehmensintern bzw. im Kontext von integrierten Wertschöpfungsketten.⁹

In jüngster Zeit müssen wir zur Kenntnis nehmen, dass Wirtschaftsspionage im großen Stil originäre Wettbewerbsvorteile eines Landes auf einen Schlag zunichte machen kann. Dabei setzen freie Märkte, freier Austausch von Ideen gerade Vertrauen zwischen Geschäftspartnern und Regierungen voraus. Das steht seit Bekanntwerden der massiven US-amerikanischen Ausspähaktionen auf dem Spiel. Im Folgenden werden daher zunächst die Annahmen Ricardos mit den Gegebenheiten der Gegenwart abgeglichen, das heißt mit einer Entwicklungsphase des Kapitalismus, in der das monopolistische Industrie- und Finanzkapital die Vorherrschaft hat. Das wird letztlich den Schluss zulassen, dass die Ricardosche Lehre neoliberal im Interesse der wirtschaftlich Stärkeren missbraucht wird. Ich konzentriere mich auf ausgewählte Befunde.

- Ricardos Modell abstrahiert von Marktkonkurrenz. Produzenten zweier Länder handeln den Produktionsumfang aus und vereinbaren die Verteilung der Ergebnisse auf die Beteiligten. Andere Anbieter kommen nicht vor. Das ist eine auf das moderne kapitalistische System nicht projizierbare Annahme
- Ricardo sieht Schwierigkeiten für die Mobilität des Kapitals von einem in ein anderes Land, um profitablere Anlage zu suchen. Kapitaleigner würden den Einfluss fremder Regierungen, auch ungewohnte Gesetze fürchten, unterstellte er. Heute sind etwa 200 Billionen US-Dollar auf der Suche nach weltweiter lukrativer Anlage
- Ricardo unterstellt, dass die Arbeitslosen der Branchen, die wegen komparativer Nachteile aufgegeben werden, in Bereichen Beschäftigung finden, die wegen ihres komparativen Vorteils florieren. Diese Annahme kollidiert längst mit der Praxis
- In Ricardos Theorem ist die Handelsbilanz zweier miteinander Austausch treibender Länder immer ausgeglichen. Für ihn galt: Portugal liefert den Briten Wein und bestellt dafür bei ihnen Tuch. Eine Lieferung ohne den Bezug von Waren im gleichen Gegenwert gehörte nicht zu seinen Prämissen. In Wahrheit aber sind im internationalen Handel Ungleichgewichte eher die Regel als die Ausnahme. Ein extremes Beispiel ist dabei

⁹ Bieling, Hans-Jürgen: Politische Ökonomie des Welthandels – Transformationsprozesse und Machtbeziehungen, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 1-3/2014, S. 41.

Deutschland. Im Jahr 2000 belief sich der deutsche Exportüberschuss auf knapp 60 Mrd. €, fünf Jahre später bereits auf gut 160 Mrd. €. 2013 übertrafen die deutschen Exporte die Importe schließlich um fast 200 Mrd. €. Das trug innerhalb der EU zu erheblichen Ungleichgewichten in der Leistungsbilanz¹⁰ insbesondere gegenüber Frankreich, Griechenland, aber auch Spanien und Portugal bei. Die Nachfrage dieser Länder war mehr oder minder schuldenbasiert, was ökonomisch und politisch zu Abhängigkeiten bis zur Erpressbarkeit führt. Claus Offe bringt das so auf den Punkt: „Um ein Land wirtschaftlich unter seine Kontrolle zu bringen, musste man es früher militärisch besetzen. Heute braucht man das nicht mehr. Man kann vollkommen friedliche Beziehungen mit einem Land unterhalten und es dennoch buchstäblich besitzen, indem man sich nämlich auf dem Wege dauerhafter Exportüberschüsse dessen Wirtschaft aneignet und seine Souveränität dadurch zerstört, dass man seine Haushaltshoheit und andere Elemente seiner Souveränität aushebelt. Angesichts dieser wirtschaftlichen und politischen Machtkonstellation kann es nicht überraschen, dass sie in den betroffenen Ländern als eine neue Version von Imperialismus und Abhängigkeit empfunden wird.“¹¹ Im Euro-Raum erlebt das seit Jahren am deutlichsten Griechenland. Die hypertrophe deutsche Exportwirtschaft „verschärft die Ungleichheit und stellt letztlich ein Sicherheitsrisiko für die Weltwirtschaft dar.“¹² Denn anhaltende und sich ausdehnende Gläubiger- und Schuldnerpositionen können niemals wieder allein durch Handel ausgeglichen werden. Früher oder später führen sie zu platzenden Finanzblasen. Die Folgen tragen die breiten Bevölkerungsschichten, nicht etwa die Profiteure. Keine Spur von Wohlstandsgewinn für alle! Anhaltende Exportüberschüsse und entsprechende Gläubigerpositionen der einen Länder und anhaltende Importüberschüsse der anderen, die nur durch zunehmende Verschuldung am Welthandel teilnehmen können, führen dazu, dass „das System der komparativen Vorteile konterkariert wird.“¹³

- Ricardo sah die Weltwirtschaft als weltweite Tauschwirtschaft. Er konnte somit das Problem der Wechselkurse ignorieren. Im Euro-Raum aber kommt dem eine große Bedeutung zu. Mit Einführung der Gemeinschaftswährung sind die nationalen Wechselkurse weggefallen, es gibt seit dem für wettbewerbsschwächere Länder nicht mehr die Möglichkeit der Wäh-

¹⁰ Der Leistungsbilanzsaldo eines Landes entspricht der Differenz zwischen Export und Import von Gütern, Dienstleistungen und Faktoreinkommen zuzüglich der Nettoübertragungen. Exportiert ein Land mehr Güter und Dienstleistungen als es importiert, baut es Nettoforderungen gegenüber dem Rest der Welt auf. Es finanziert durch Kreditvergabe das Leistungsbilanzdefizit seiner Handelspartner. Das kommt einem Nettokapitalexport gleich. Ein Leistungsbilanzüberschuss misst den Teil der Ersparnis eines Landes, der nicht zu Hause investiert wird.

¹¹ Offe, Claus: Europa in der Falle. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 1/2013, S. 75.

¹² Santarius; Tilman: Nie wieder Exportweltmeister. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 7/2009, S. 10.

¹³ Busch, Ulrich/Land, Rainer: Teilhabekapitalismus, Norderstedt 2013, S. 39.

rungsabwertung, um ihre Exporte zu verbilligen und auf diese Weise zu stimulieren. Griechenland und Deutschland, um die beiden Extremfälle zu nennen, sind in einer Währungsunion vereint. Damit ist der ärmere, weniger produktive Partner, der, mit den höheren Lohnstückkosten und daher in seinem Außenhandel weniger wettbewerbsfähige, gewaltigen wirtschaftlichen Zwängen ausgesetzt. Es bleibt nur die Möglichkeit der internen Abwertung über Lohnkostensenkung, Kürzung der Sozialausgaben und der öffentlichen Investitionen, um die Handelsdefizite zu reduzieren.

- Im klassischen Lehrsatz spielen Transportkosten nur ansatzweise eine und durch weite Transportwege bedingte Umweltschäden bzw. die Aufwendungen für deren Reparatur keine Rolle. Solche Aufwendungen können komparative Produktionskostenvorteile kompensieren, wenn sie infolge Subventionierung nicht komplett in den Angebotspreisen internalisiert werden. Der Güterverkehr per Lkw ist zwischen Nordkap und Sizilien eine riesige Subventionsmaschinerie. Das macht den Transport auf der Straße extrem billig. Nur so ist es rentabel, Nordseekrabben niedrigerer Arbeitskosten wegen zum Schälén quer durch Europa zu schaffen, in Süditalien waschen zu lassen und in Plastiktüten verpackt zum Verkauf zurück nach Deutschland zu schicken. Nur so lohnt es sich auch, Müll zum Entsorgen aus Italien nach Deutschland zu bringen. Welche Belastung das für Verkehrswege, Umwelt und Klima bedeutet, wissen wir, spiegelt sich aber im Preis nicht wider. Die Mautpläne der Bundesregierung scheinen das Problem wenigstens aufzugreifen
- Die Möglichkeit, der eigenen Exportwirtschaft zu technologischem Vorsprung zu verhelfen, kommt bei Ricardo nicht vor. Die Produktivität eines Landes wird aber wesentlich durch neues technologisches Wissen getrieben.¹⁴ Dadurch erhöht sich die Menge an produzierten Waren und Dienstleistungen bei gleichbleibendem Einsatz von Arbeit und Kapital. Heute müssen Staaten zwangsläufig in die Förderung von Forschung und Entwicklung sowie die Qualifizierung der Beschäftigten investieren, um im Außenhandel Erfolg zu haben. Es reichen nicht mehr günstige natürliche Boden- und Klimaverhältnisse, ein großes Reservoir billiger, wenig qualifizierter Arbeitskräfte, Flexibilisierung des Arbeitsmarktes, handwerkliche Traditionen usw. Hohe technologische Überlegenheit, Innovationen eröffnen die Chance, andere vom Markt zu verdrängen. Mit dieser Problematik beschäftigten sich der schwedische Nationalökonom Eli Heckscher, sein Schüler Bertil Ohlin sowie der amerikanische Wirtschaftswissenschaftler Paul Samuelson in den ersten Dekaden des 20. Jahrhunderts und ergänzten den klassischen Lehrsatz. Das nach diesen drei Wissenschaftlern benannte „HOS-Theorem“ geht im Unterschied zu Ricardo, der gleiche Faktorausstattung und ungleiche Produktivität der am Handel beteiligten Länder un-

¹⁴ Heike Belitz/ Florian Mölders: Produktivitätsgewinne durch Wissen aus dem Ausland. In: DIW Wochenbericht 35/ 2013 S. 12-18.

terstellte, von deren unterschiedlicher Faktorausstattung (Arbeit und Kapital) aus. Länder mit Kapitalreichtum würden daher kapitalintensive, technisch anspruchsvolle Güter exportieren und arbeitsintensive Güter importieren, und umgekehrt würden Länder mit großem Arbeitskräftepotenzial arbeitsintensive einfache Produkte ausführen und kapitalintensive Güter einführen. Eine so basierte internationale Arbeitsteilung aber zementiert bei Ländern mit schmaler industrieller Basis und geringeren Finanzressourcen die technisch-technologische Rückständigkeit und beschränkt auf lange Sicht deren Gewinnchancen aus dem Außenhandel. Besonders in Entwicklungsländern könnten Importe von Hochtechnologien zur Produktivitätserhöhung beitragen. Die aber haben die geringeren Möglichkeiten, sich solche Importe zu leisten¹⁵

- Die Annahme Ricardos in seinem berühmten Theorem, Handel sei frei von politischen Einflüssen, gehört im Kapitalismus der Gegenwart ins Reich der Legenden. Als Exportstimuli, weil kostensenkend für Unternehmen, wirken neben der Lohnzurückhaltung weitere politisch gestützte bzw. tolerierte Faktoren: abgesenkte Sozialabgaben für Unternehmen, rückläufige Bindekraft der Flächentarifverträge für die Beschäftigten sowie Kostendruck auf Zulieferer, die Ausweitung prekärer Beschäftigung, zunehmender Einsatz von Leiharbeit und Werkverträgen, Produktionsverlagerungen in Niedriglohnländer, die Duldung von Armutslöhnen in industrie-, darunter exportnahen Dienstleistungsbranchen, auch von Bund, Ländern, Kommunen sowie der EU gewährte Subventionen. All das trägt zu deutschen Exportüberschüssen von historischer Dimension bei. Insgesamt wird durch genannte Faktoren zu Lasten der Binnennachfrage von den Exportunternehmen ein riesiger internationaler Wettbewerbsvorsprung herausgeholt. Die komparativen Vorteile der deutschen Wirtschaft sind jedoch – wie gezeigt – nicht durchgängig produktivitätsbasiert, sondern zu nicht geringen Teilen politisch initiiert.

Missbrauch des Lehrsatzes durch neoliberale Politik

Von Mainstream-Ökonomen gestützt wird das Ricardosche Theorem einschließlich seiner Variation durch Heckscher/Ohlin/Samuelson in Verkennung kardinaler weltwirtschaftlicher Veränderungen bis heute in der neoliberalen Politik im Interesse der wirtschaftlich Stärkeren missbraucht.

Freihandelsdogma dient der Rechtfertigung extremen Kostendrucks

Die These, Freihandel sei für alle Völker zu allen Zeiten gleichermaßen nützlich, ja, sei Garant für den Wohlstand aller Nationen spielt unter den heutigen Bedingungen jenen in die Hände, die vor allem auf solche Kostenvorteile set-

¹⁵ In einer DIW-Studie wurden für 77 Industrie- und Entwicklungsländer die Wirkungen internationaler Wissenszuflüsse auf die Produktivitätsentwicklung im Zeitraum 1990-2008 untersucht. Vgl. Heike Belitz/Florian Mölders, a.a.O., S. 13.

zen wie niedrige Löhne, schrumpfende Sozialleistungen und sinkende Unternehmenssteuern, auf ungeschützte Beschäftigung sowie Raubbau an der Natur. Aktuell zeigt sich das z. B. in der desaströsen Austeritätspolitik gegenüber den hoch verschuldeten Ländern in der Euro-Zone. In dem Maße wie die „Wettbewerbsfähigkeit“ in den Rang der höchsten Priorität des Staates gehoben wird, tritt das Allgemeinwohl als Ziel und Kriterium staatlichen Handelns zurück. Europa brauche eine „Kohärenz in Sachen Wettbewerbsfähigkeit“, die sich keineswegs am Mittelmaß orientieren dürfe, so Bundeskanzlerin Merkel. Ziel sei vielmehr, eine Wettbewerbsfähigkeit, die „uns Zugang zu den globalen Märkten ermöglicht“. Die deutsche Agenda 2010 taugt aber nicht als Vorbild für ganz Europa. Es können nicht alle Staaten Lohndumping betreiben und zu aggressiven Exportnationen mutieren.

Politische Doppelmoral im Freihandelspathos

Im real existierenden Freihandel waltet eine politische Doppelmoral. Zum einen wird Protektionismus von Freihandelsideologen als Teufelszeug gebrandmarkt und vergessen gemacht, dass heute führende kapitalistische Länder wie Deutschland, Frankreich, Großbritannien, die USA und neuerdings auch südasiatische Staaten einst ihre im Entstehen begriffenen Industriezweige selbst mit Importkontrollen und Zöllen vor der Weltmarktkonkurrenz geschützt haben. „Das Mittel Protektionismus, mit dem die sogenannte Erste Welt ihren ökonomischen Aufstieg geschafft hat, wird den anderen vorenthalten und stattdessen ein freier Markt, Deregulierung und Liberalisierung gepredigt und durchgesetzt.“¹⁶

Zum anderen verfolgen entwickelte kapitalistische Länder, die USA ebenso wie die EU-Mitglieder, bis heute in bestimmten Sektoren eine protektionistische Politik, indem sie diese zum Beispiel mit milliardenschweren Subventionen vor der Konkurrenz aus anderen Staaten schützen.

Asymmetrische Verteilung der Vorteile

Die USA und ebenso die EU werben für die Akzeptanz des Freihandels mit dessen Ricardianischem Anspruch, er sichere allen Beteiligten Wohlstand. Sie verabsolutieren den eigenen Vorteil als Gewinn für alle Beteiligten, „wohl wissend, dass die Vorteile bestenfalls asymmetrisch verteilt sein werden.“¹⁷ In Wahrheit geht es darum, „die eigene Vorherrschaft auf den Märkten der Welt zu sichern und „sich die Ressourcen und Reichtümer fremder Länder und Meere anzueignen“¹⁸. Immer stärker steht der Zugang zu Rohstoffen im Fokus.

¹⁶ Speckmann, Guido: Kolonialismus auf Saftpfoten. Die Handelspolitik der Europäischen Union. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 6/2013, S.64/65.

¹⁷ Leaman, Jeremy: Hegemonialer Merkantilismus. Die ökonomische Doppelmoral der Europäischen Union. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 2/2008, S. 77.

¹⁸ Mora, Jean-Sebastien: Europäische Raubzüge zur See. In: Le Monde diplomatique, v. 11. 1. 2013, S. 1.

Die asymmetrische Verteilung von Vorteilen zeigt sich aktuell im Projekt der Freihandelszone zwischen der EU und den USA. Laut einer Bertelsmann-Studie wären letztere größter Gewinner. Sie behielten sogar gegenüber den Euro-Ländern ein protektionistisches Instrument, die eigene Währung, die sie im Bedarfsfall abwerten und so ihre Exporte verbilligen und ihre Importe verteuern können. Davon ist öffentlich viel zu wenig die Rede.

Chancen einer Freihandelszone überschätzt, Risiken verharmlost

Überschätzt werden in den Studien zu den Wirkungen der transatlantischen Freihandelszone die positiven Effekte. Beschworen werden Wachstumsschübe, niedrigere Produktionskosten und „zusätzliche Jobs“. Das alles freilich unter der Voraussetzung, dass Zölle und nichttarifäre Handelshemmnisse beseitigt und an europäischen Qualitätsstandards, Verpackungsvorschriften, Gesundheits-, Umwelt-, Daten- und Verbraucherschutznormen usw. gerüttelt wird. Absehbare negative soziale und ökologische Folgen werden nicht thematisiert, auch nicht die Gefahr einer Abschottung zum Beispiel gegenüber der Volksrepublik China und anderen Wirtschaftsräumen.

Skeptiker sagen voraus, dass in Europa nicht so viele Arbeitsplätze entstehen würden, wie versprochen. Dieses Urteil wird aus Erfahrungen mit früheren Freihandelsabkommen abgeleitet, so dem zwischen den USA, Kanada und Mexiko (NAFTA). Da hat es vorher auch Studien gegeben, in denen ein deutlicher Zuwachs bei Arbeitsplätzen und Wirtschaftswachstum in Aussicht gestellt worden war. Erfüllt haben sich die Prognosen jedoch so nicht. Zwar hat das Handelsvolumen in der Zone zugenommen. Aber es gibt nicht nur Gewinner. Eigentlich sollten mexikanische Kleinbauern von dem Abkommen profitieren und die Abwanderung in die USA gestoppt werden. Eingetreten ist das Gegenteil. Die Landflucht in Mexiko hat sich beschleunigt und die Armut zugenommen. Mehr Handel bedeutet eben nicht per se mehr Arbeitsplätze, sondern nur, dass die Arbeitsteilung verstärkt wird. Das bringe eine höhere Effizienz, heißt es. Wie sich das aber auf die Beschäftigung auswirkt, hängt vor allem davon ab, ob die Nachfrage insgesamt gestärkt wird.

Auch wird das geplante Abkommen die Konfrontation mit dem Rest der Welt verschärfen. Der transatlantische Markt soll eine Antwort sein auf die Aufholprozesse der BRICS-Staaten (Brasilien, Rußland, Indien, China und Südafrika), aber auch weiterer Schwellenländer wie Südkorea, Mexiko, Türkei, Chile, Kolumbien oder der ASEAN-Staaten. Gesellschaftliche werden Wirtschaftsinteressen geopfert.

Gesamtwirtschaftliche Wirkungen von Freihandel

Jahrelang machte der Titel „Exportweltmeister“ hierzulande stolz. Wer auf dem Weltmarkt bestehen kann, so die Überzeugung, muss einfach gut sein. Außen vor bleibt bei solcher Annahme das oft feststellbare Auseinanderklaffen zwischen einzelwirtschaftlichem Nutzen und gesamtwirtschaftlichem Effekt bzw. der Gegensatz zwischen den economics, die sich am betriebswirt-

schaftlichen Kalkül ausrichten und einer politischen Ökonomie, deren Leitlinie das Gemeinwohl ist. Allein vom Markt erzwungene Exportentscheidungen einzelner Unternehmen erlegen der Gesellschaft oft Kosten auf, die zum Beispiel wegen fehlender Mindestlöhne durch notwendiges Aufstocken niedriger Vollerwerbseinkommen entstehen oder die Aufwendungen für die Beseitigung der von Öltankern und Frachtschiffen verursachten Meeresverschmutzung bzw. der durch Flugverkehr bedingten Luftverunreinigung oder durch künstlich niedrig gehaltene, also mit Steuergeld subventionierte Strompreise für energieintensive Unternehmen. Es ist falsch, „die Denkmuster aus der Betriebswirtschaftslehre einfach auf die Volkswirtschaft zu übertragen. Ein Exportüberschuss ist nicht das Gleiche wie ein Betriebsgewinn, und ein Außenhandelsdefizit ist nicht mit einem Unternehmensverlust vergleichbar. Anders als bei einer Firma sagt die Tatsache, ob ein Land Überschüsse oder Defizite erwirtschaftet, wenig über dessen Wohlstand aus.“¹⁹

Eine dem Gemeinwohl verpflichtete Politik müsste also fragen, ob bzw. unter welchen Bedingungen exportzentrierte Politik und boomende Gewinne von Unternehmen aus dem internationalen Austausch sich auch sozial und ökologisch wohlstandssteigernd für die Gesellschaft als Ganzes auswirken oder ob sie lediglich einzelnen Gruppen und Teilen zugute kommen.

Aus solcher Perspektive rüttelte vor einer knappen Dekade der renommierte bürgerliche Ökonom Paul Samuelson, einst selbst Freihandelsprotagonist, an dem Ricardoschen Dogma. Im Herbst 2004 schockte der damals 89-jährige, inzwischen verstorbene US-amerikanische Nobelpreisträger die neoliberale Gelehrtenwelt mit der These, es sei Illusion anzunehmen, Globalisierung, ungehemmter Freihandel und Verlagerung von Produktionen sowie Dienstleistungen in Entwicklungs- und Schwellenländer brächten Industriestaaten wie den USA als den Hochlohnländern stets Vorteile. Der wohl bekannteste Wirtschaftswissenschaftler der Welt belegte am Beispiel seines Landes, dass internationaler Handel unter bestimmten Bedingungen gesamtwirtschaftlich sogar nachteilig sein kann. So bezweifelte er, dass das so genannte Outsourcing von Dienstleistungen nach Indien oder der Bezug billiger Güter aus China Amerika Vorteile bringt, wenn zugleich die Einkommen geringer qualifizierter Arbeiter durch die ausländische Konkurrenz fallen. Wörtlich: „Bei Wal-Mart Lebensmittel 20 Prozent billiger einkaufen zu können reicht nicht notwendigerweise aus, um die Lohnverluste auszugleichen.“²⁰

Auf Deutschland bezogen könnte man sagen: Beim Textil-Discounter KiK „Schnäppchen“ machen oder bei ALDI Lebensmittel billig einkaufen zu können, kompensiert nicht die Folgen von Armutslöhnen, die in vielen Exportzulieferbetrieben und der Dienstleistungsbranche zu dem Zweck gezahlt werden, Deutschland im internationalen Wettbewerb Vorteile zu verschaffen. Samuelsons spektakuläre Wortmeldung war ein Schock für die neoliberale Ökono-

¹⁹ Trares, Thomas: Weltmeister im Ignorieren. In: Neues Deutschland v. 4. 11. 2013, S. 9.

²⁰ Samuelson, Paul: Where Ricardo and Mill Rebut and Confirm Arguments of Mainstream Economists Supporting Globalization. In: Journal of Economic Perspectives 18 (3) 2004, S. 135-146.

menzunft. Selbst etliche seiner Schüler fielen über ihn her, ziehen ihn eines altersbedingten Denkdefekts.²¹

Einige Schlussfolgerungen

1. Freihandel ist ein nach „Freiheit“ von Vorschriften und Kontrollen klingender Terminus, der sich zudem auf eine klassische, Wohlstand für alle Beteiligten versprechende ökonomische Theorie gründet. Die hatte zu Zeiten des Kapitalismus der freien Konkurrenz einen rationalen Kern. Heute geht es seinen Protagonisten um Absicherung von Macht und Herrschaft, um Konservierung bzw. Ausweitung von Abhängigkeits- und Ausbeutungsverhältnissen, die den entwickelten kapitalistischen Ländern und ihren global operierenden Konzernen weiterhin profitablen Absatz sichern sollen. Dabei sind ihnen die sozialen und ökologischen Folgen für die schwächeren Länder gleichgültig.

Dennoch: Bei der Suche nach einer allen Beteiligten Vorteile bringenden internationalen Arbeitsteilung und nach Prinzipien eines fairen Welthandels, vor allem nach gerecht gestalteten Nord-Süd-Beziehungen allein auf die Alternative Protektionismus *oder* Freihandel zu setzen, greift zu kurz. Dafür ist der Entwicklungsstand der Länder zu unterschiedlich, die Marktrealität zu komplex. Freihandel ist als eine Form gleichberechtigten, dem Gebot der Fairness folgenden Austausches zwischen den Ländern wünschenswert; Freihandel als eine Form konzerngesteuerter, finanzmarktgetriebener Wirtschaft, frei von gesellschaftlicher Verantwortung für die Natur und die kommenden Generationen ist dagegen abzulehnen. Wer für Gestaltung und nicht nur für die Erduldung der Globalisierung ist, darf nicht dem Freihandel als Dogma erliegen.

2. Ein den Wohlstand aller Beteiligten sichernder Freihandel muss in Leitplanken eingebettet sein, braucht regulierte Finanzmärkte sowie soziale und ökologische Standards zum Schutze von Mensch und Natur. Diese dürfen nicht abgesenkt werden, um Unternehmen Kostenvorteile zu verschaffen. Dringlich ist es, in Freihandelsabkommen eine Klausel zu integrieren, die den Abbau von Arbeitnehmerrechten und Sozialstandards verbietet und den jeweils höchsten erreichten Standard absichert. Unter dem verheißungsvollen Label „Handelshemmnisse abbauen“ sollen aber mit den neuen Freihandelsprojekten viele Bereiche auch der öffentlichen Daseinsvorsorge dem ordnenden Zu- und Eingriff der Staaten entzogen werden. Diese sollen einen Teil ihrer Souveränitätsrechte abtreten. Dem Schutz von Würde und Gesundheit der Menschen sowie einer lebenswerten Umwelt dienende Handelsvorschriften (z. B. Importverbot für hormonbehandeltes Rind- oder Schweinefleisch, für in Chlorbad getauchte Hähnchen, für Tierfutter aus genmanipulierten Pflanzen, Verbot von Fracking, also der Förderung von Gas und Öl mit giftigen Chemikalien) dürfen nicht als Protektionismus gebrandmarkt werden. Und wenn Frankreich auf der Ausklammerung von Verlagswesen und Filmwirtschaft aus

²¹ US-Topökonom Bhagwati verteidigt Jobverlagerung. In: Financial Times Deutschland v. 13. 9. 2004.

einem möglichen Freihandelsabkommen besteht, dann hat das etwas mit kulturellen Traditionen, mit dem Schutz der Vielfalt von Kulturgütern zu tun und nichts mit böswilliger Diskriminierung anderer Anbieter.

3. Die Freihandelspropagandisten gilt es mit der Empirie zu konfrontieren. Erzielen tatsächlich alle am Handel beteiligten Länder Wohlstandsgewinne? Sind diese bei ökonomisch schwächer entwickelten Ländern kurzfristiger Natur oder nachhaltig, also auch wiederholbar? Wiegt die Öffnung der Märkte der entwickelten Länder für die weniger entwickelten die mit deren Marktöffnung verbundenen Verluste, insbesondere die Konkurrenz für landwirtschaftliche Kleinbetriebe und den Raubbau an der Natur, auf?

Zu fragen ist aber auch, ob die Ausweitung des Freihandels in den entwickelten Ländern Wohlstandsgewinne für alle Bevölkerungsschichten oder nur für bestimmte Gruppen bringt.²² Am Beispiel der Bundesrepublik Deutschland lässt sich nachweisen, dass „grandiose“ Exporterfolge nicht automatisch den Wohlstand der gesamten Nation heben. Deutschland ist so tief in die Weltwirtschaft integriert wie kaum ein anderer großer Industriestaat. Dennoch ist kein Anstieg des Wohlstands der gesamten Bevölkerung, sondern nur einzelner Gruppen zu verzeichnen. Das Pro-Kopf-Einkommen des langjährigen Exportweltmeisters²³ liegt unter dem mancher europäischer Länder mit weitaus geringerer Teilnahme an der internationalen Arbeitsteilung. Einkommensungleichheit und Armut haben hierzulande seit der Jahrtausendwende stärker zugenommen als in allen anderen OECD-Staaten. Der Anteil der Löhne am gesamten Volkseinkommen war rückläufig. Der Gini-Koeffizient der Einkommensverteilung zeigt bezogen auf Primär- und verfügbare Einkommen für Deutschland eine im OECD-Vergleich überdurchschnittlich stark zunehmende Ungleichheit..

4. Natürlich ist es erfreulich, dass deutsche Waren im Ausland begehrt sind. Es spricht auch nichts gegen vorübergehende Überschüsse. Kritikwürdig ist aber, dass den Ausfuhren über einen längeren Zeitraum nicht Einfuhren in etwa gleicher Größenordnung gegenüberstehen. Nicht Exportabbau um jeden Preis ist also die Devise, sondern Reduzierung von anhaltend hohen Exportüberschüssen (in Deutschland jährlich etwa sechs bis sieben Prozent gemessen am BIP) durch Importausweitung. Das einzelwirtschaftliche Streben nach Wachstum und höchstmöglicher Kapitalverwertung mittels internationalen Austausches gehört dort durch entsprechende Rahmensetzung begrenzt, wo es zu gesamtwirtschaftlichen Einbußen kommt.

5. In einer freien Marktwirtschaft lassen sich Exporte – mit Ausnahme solcher von Rüstungs- und anderen sensiblen Gütern –, falls überhaupt politisch gewollt, in einem einzelnen Land nur schwer administrativ untersagen. Somit auch Exportüberschüsse nicht. Noch waren internationale Bestrebungen nicht

²² Vgl. dazu auch Harald Klimenta, Andreas Fisahn u.a.: Die Freihandelsfalle, Hamburg 2014, Abschnitte 1.5 und 3.5.

²³ Inzwischen belegt Deutschland unter den Exportländern der Welt Rang drei.

erfolgreich, die positiven wie negativen Leistungsbilanzsalden einzelner Länder im Verhältnis zu ihrer jährlichen Wirtschaftsleistung wirksam zu begrenzen. Im Jahre 2011 hat die EU zwar beschlossen, dass sowohl Defizite als auch Überschüsse, die im Laufe von drei Jahren durchschnittlich sechs Prozent der jährlichen Wirtschaftsleistung übersteigen, geahndet werden können. Gegen numerische Obergrenzen zeigte die deutsche Verhandlungsseite stets Vorbehalte, „weil diese sehr unterschiedliche Ursachen haben könnten“. Die Bundeskanzlerin ließ verlauten, „wir lassen uns nicht bestrafen, weil wir gute Produkte herstellen“. Nachdem der deutsche Überschuss gemessen am BIP 2011 und 2012 bereits die 6-Prozentmarke übertroffen hatte, sich 2013 schon auf 7,3 Prozent belief und für 2014 7,4 Prozent vorausgesagt werden, wären Sanktionen fällig. Bisher begnügt sich die EU-Kommission mit einer Rüge der enormen deutschen Exportüberschüsse der letzten Jahre. Um Schaden von der Euro-Zone abzuwenden, fordert die Brüsseler Behörde mehr Investitionen zur Stärkung der Binnennachfrage. Die Bundesregierung rückt inzwischen offenbar von ihrem bisherigen Konfrontationskurs mit der EU-Kommission ab. Das ergibt sich aus einem internen Papier des Wirtschaftsministeriums. Dort heißt es, es akzeptiere die Kritik an den hohen deutschen Exportüberschüssen und wolle vor allem Investitionen in die Infrastruktur ausweiten. Eine nachhaltige Senkung der Ungleichgewichte erfordert jedoch darüber hinaus den Abbau prekärer Arbeitsverhältnisse und generell die Stärkung der Arbeitseinkommen zwecks Erhöhung der konsumtiven Inlandsnachfrage. Nur mit einer per Lohnanhebung expandierenden Binnenkaufkraft ließen sich die Importe steigern und so die makroökonomischen Unwuchten reduzieren.

Der Neoliberalismus hat den Freiheitsbegriff auf den internationalen Handel bezogen okkupiert. Heterodoxe Wissenschaft muss auch auf diesem Gebiet für einen anderen Freiheitsbegriff werben. Das bedeutet, auf europäischer Ebene nach einem neuen Leitbild für Wirtschaft und Handel zu suchen. Gegenseitige völlige Marktöffnung kann nur zwischen Partnern mit vergleichbarem Entwicklungsniveau, ähnlichen sozialen und ökologischen Schutzstandards und entsprechenden technischen und administrativen Kapazitäten funktionieren. Die Akzeptanz von Freihandel muss dort ihre Grenze finden, wo es zu Menschenrechtsverletzungen kommt und die Umwelt zerstört wird. An die Stelle eines einseitig exportorientierten Wirtschaftsmodells, das langfristig weder soziale Sicherheit noch überhaupt ein besseres Leben für die Bevölkerungsmehrheit garantiert, muss ein Modell des fairen Austausches in Europa und der Welt treten.

Peter Scherer

Zum 100. Jahrestag des Ersten Weltkrieges

Ich beginne mit dem Soldaten, den ich unter Millionen Deutschen, die Kriegsdienst geleistet haben, am besten kenne.

Ich spreche von meinem Vater, Jahrgang 1894, 1914 Kriegsfreiwilliger und zuletzt bei der Luftaufklärung an der Vogesenfront, nahe der Industriestadt Mülhausen, wo er sich in eine junge Arbeiterin verliebt. Am 7. Mai 1918 (die Märzoffensive geht in die achte Woche) schreibt sie dem 24jährigen: „Mir träumt, Du wärest zu mir gekommen, Abschied zu nehmen, denn ihr kämet alle nach Frankreich in die Front, und da hast Du mich so todestraunig angesehen, wie wenn Du sagen wolltest: ‚Wir werden uns wohl nie mehr sehn.‘ Und da habe ich meine Arme um Deinen Hals gelegt und geweint, ganz fürchterlich. Ich glaube, ich habe in meinem ganzen Leben noch nie so geweint... Wie froh und glücklich ich aber war, dass es nur ein Traum gewesen, das kann ich Dir nicht beschreiben.“

Unbegründet ist die Sorge nicht. Peter Scherer, mein Onkel, schreibt am 23. September 1918 seinem Bruder aus Nordfrankreich: „[Ich] dachte auch schon des Öfteren, dass wir einige Zeit nach dem Elsass in Ruhe kommen würden ... Nun bin ich wirklich erstaunt, dass sie sogar bei euch die Leute zur Infanterie ausmustern, und kannst wirklich froh sein, bei Deiner Truppe bleiben zu können, und [dass Du] dort auch hoffentlich den Krieg beendigen kannst.“

Und dann geht es um die Frage, die damals jeden Soldaten umtreibt: „Was ich von der augenblicklichen Lage halte, möchtest Du wissen. Ich glaube eben, dass es immer noch eine schöne Zeit dauert, bis wir einen Frieden bekommen können, und wenn ich bis dahin meinen Kopf behalte, will ich zufrieden sein.“

Schon sechs Tage später fordert die Oberste Heeresleitung die Reichsregierung auf, Waffenstillstandsverhandlungen einzuleiten. Gelegenheiten den Kopf zu verlieren, wird es aber noch reichlich geben, bis der Krieg am 11. November 1918 zu Ende geht.

Mein Vater hat (wie die meisten Väter) nicht viel erzählt, aber die folgende Parole konnte ich ihm doch entlocken: „Gleicher Sold und gleiches Fressen, und der Krieg ist bald vergessen.“

Maßstab des Maßlosen

War der Krieg am 11. November tatsächlich zu Ende? Wann hat er angefangen? Und ab wann war er ein *Weltkrieg*? Oder bilden beide Kriege in Wirklichkeit einen *einzigsten* Weltkrieg – der erst 1991 mit jenem „Kalten Krieg“ zu Ende ging, der nun wirklich die *ganze* Welt, ja ohne alle Übertreibung die *Menschheit* einer tödlichen Bedrohung auslieferte?

„Bei Ausbruch des Krieges...“ ist eine gängige Redewendung. Ein Krieg bricht aber nicht aus. Er wird von Menschenhand begonnen. Manchem hilft es

ja, sich das Ganze als einen Vulkankomplex vorzustellen, mit mehreren Schloten, furchtbaren Initialausbrüchen, „Urkatastrophen“, lange schlafend, bis zu einem unvermuteten Erwachen. „Als Vulkanologe erachte ich es als meine Pflicht, aufgrund wissenschaftlicher Daten die Gefährlichkeit der Vulkane auf das richtige Maß zurückzuführen und ihre Nützlichkeit hervorzuheben.“ – so schreibt Alfred Rittmann¹.

Wir entnehmen seinem Standardwerk: Der größte Ausbruch in historischer Zeit, der Tambora im Gebiet des heutigen Indonesien, forderte 1815 12.000 Menschenleben unmittelbar, 54.000 Menschen verhungerten in der Folge. Der Krakatau in der Sundastraße tötete 1883 durch seine Flutwelle 36.500 Küstenbewohner. Diese furchtbaren Zahlen werden klein, vergleicht man sie mit denen des Weltkrieges.² Vor Verdun fallen in wenigen Monaten 162.000 Franzosen und 143.000 Deutsche. An einem einzigen Tag des erst beginnenden Krieges, dem 22. August 1914, verzeichnet die französische Armee während der Schlacht in Lothringen 27.000 Tote. Während der Somme-Schlacht sterben am dem einen 1. Juli 1916 19.000 Angehörige des britischen Expeditionskorps.

Frankreich kann den deutschen Überfall schließlich abwehren – um den Preis von 1,7 Millionen meist junger Männer. 630.000 Witwen bleiben zurück. Wie nach einer Jagd zählt man die „Strecke“. Die Zahl der getöteten Feinde ist der Maßstab des Erfolges, die Zahl der *eigenen* Toten der Maßstab des Mutes. Ein Autor von Kriegserinnerungen lässt sich ablichten mit der Beischrift: „Der Verfasser ... vor dem Angriff, bei dem die Kompanie rd. 60 v.H. ihres Bestandes verlor“.³

In dem Film „Wege zum Ruhm“ (mit Kirk Douglas als Regimentskommandeur in der Hauptrolle) schätzt ein General die Verluste eines von ihm befohlenen Angriffs: Im günstigen Fall bleiben tot oder verwundet im eigenen Sperrfeuer 5 Prozent, im Niemandsland 10 Prozent, im Drahtverhau 20 Prozent, beim Sturmangriff auf die deutschen Stellungen 25 Prozent. Summiert sich auf 60 Prozent. Der General bleibt bei seinem Befehl.

Die deutsche Armee ist darin erfolgreich, dass die großen Schlachten bis zuletzt außerhalb der Reichsgrenzen stattfinden. Als das Heer zurückkehrt, marschiert es über unzerstörte Straßen und Plätze. Aber 700.000 Kinder, Frauen und Alte sind im Gefolge der britischen Seeblockade verhungert. Zu Hunderttausenden fallen die Menschen der Spanischen Grippe zum Opfer.

Andere zerbrechen seelisch. Sie warten auf Briefe, die nie mehr kommen werden, weil der Mann oder der Sohn längst tot ist. Einer dieser verzweifelten Briefe ist erhalten geblieben. Er datiert vom 23. Juni 1918. Nach zwei Monaten vergelichen Wartens schreibt eine Frau ihrem Verlobten: „Drei Nächte hintereinander habe ich Dich im Traum gesehen, und deshalb schreibe ich Dir

¹ Vulkane und ihre Tätigkeit. 3. Aufl., Stuttgart 1981.

² Vgl. Gerhard Hirschfeld und Gerd Krumeich, Deutschland im Ersten Weltkrieg, Frankfurt 2013. Ergänzend die Übersicht „Der Erste Weltkrieg“ in der Geschichtsreihe des „Spiegel“, 5/2013.

³ P.C. Ettighoffer, Verdun, Gütersloh 1936, Abb. vor S. 257.

heute. Ich bin sehr bedrückt, ich weine. Ich denke an die schönen verflissenen Zeiten, an die schönen Stunden, die wir zusammen verbracht haben. Wir waren gute Freunde. Warum lassen wir jetzt nicht mehr von einander hören? Man könnte meinen, wir seien böse aufeinander, obschon ich überzeugt bin, dass die Hauptschuld bei der Briefzensur liegt ...“ In Wirklichkeit ist der Verlobte schon seit dem 11. November 1917 tot, gefallen an der Isonzofront.

Die Arbeiterbewegung

Am 8. August 1914 hatte der Vorstand des Deutschen Metallarbeiterverbandes einen Aufruf an die Mitglieder gerichtet: „Wie ein Blitz aus heiterem Himmel ist nun doch der unselige Krieg, dessen Vermeidung sich die Besten unseres Volkes stets angelegen sein ließen, über uns hereingebrochen.“⁴

Der „unselige Krieg“ war alles andere als ein unverhoffter Gast. Jahrzehnte lang schon existierte der „Weltkrieg“ als Begriff. Zuletzt hatte August Bebel im September 1911 auf dem Parteitag der SPD in Jena die Ausmaße des drohenden Krieges umrissen: „Und nun stellen sie sich den Krieg selbst vor, mit der ungeheuren technischen Entwicklung seit 1870, den Millionenheeren hüben und drüben, den Repetiergewehren, den Schnellfeuergeschützen, den Maschinengewehren, mit den modernen Sprengstoffen usw. Als vor einigen Jahren in Elsaß-Lothringen ein größeres Kaisermanöver unter dem Feldmarschall Grafen Haeseler stattfand, erklärte er am Ende: Das Manöver war sehr schön, aber gefragt habe ich mich doch, wenn es ernst wird, wo bringen wir die Leichen unter, und vor allem, wo bringen wir die Verwundeten unter?“ Ähnlich äußerte sich Bebel im November 1911 auch vor dem Reichstag.

Die Internationalen Sozialistenkongresse von Stuttgart 1906 und Basel 1912 hatten klare Beschlüsse gefasst. In der Julikrise, die nach dem Attentat von Sarajewo einsetzte, bekundeten die arbeitenden Menschen in hunderten von Kundgebungen ihre Ablehnung einer Politik, die sehenden Auges auf einen Krieg zusteuerte. In allen größeren Städten wurden Entschließungen verabschiedet, so auch am 29. Juli 1914 in Nürnberg, damals eine Hochburg der SPD: „Die Sozialdemokraten erkennen in den Kriegstreibereien die egoistischen Machenschaften des großen Kapitalismus, der Rüstungsindustrie und zahlreicher anderer, mit ihr aufs Innigste verflochtenen kapitalistischen Interessen. In ihrer Friedensliebe weiß sich die Versammlung eins mit allen Arbeitern und Arbeiterinnen Deutschlands, aber ebenso Frankreichs und Russlands, Österreich-Ungarns und Italiens, Großbritanniens und der Balkanländer. Durch hunderte Kundgebungen ist diese Stellung festgelegt.“

Der Verrat

Das hätte als Marschzahl genügen müssen. Aber der SPD-Vorstand hatte offenbar einen anderen Kompass als Mitglieder und Funktionäre.

⁴ Elfi Müller (Bearb.), *Organisiert Euch! Vom Fall des Sozialistengesetzes bis zur Novemberrevolution 1890-1918*, Nürnberg 1984. Hier auch die folgenden Dokumente.

Zwischen dem Reichskanzler von Bethmann Hollweg und dem Nürnberger Reichstagsabgeordneten Albert Südekum (SPD) gibt es schon seit längerem enge Kontakte. Angesichts der sich immer weiter zuspitzenden Krise nutzt der Kanzler diesen Kontakt, um die Haltung des SPD-Vorstandes im Falle eines Krieges zu sondieren. Er lädt seinen Gewährsmann zu einem vertraulichen Gespräch. Ergebnis: Südekum soll ohne viel Förmlichkeiten ausloten, was der Vorstand darüber denkt. Hoch erfreut über so viel „Vertrauen“ macht sich Südekum auf den Weg. Er trifft in ihren Büros die Herren Ebert, Braun, Müller, Bartel und Fischer/Berlin an. Man setzt sich zusammen...

Danach kann Südekum den Kanzler mit Schreiben vom 29. Juli 1914 beruhigen: „Bei der dann folgenden Aussprache erhielt ich zunächst die Bestätigung meine Bemerkung, dass – gerade aus dem Wunsche heraus, dem Frieden zu dienen – keinerlei wie immer geartete Aktion (General- oder partieller Streik, Sabotage und dergleichen) geplant oder auch nur zu befürchten sei.“⁵ Beiläufig lässt Südekum ausrichten, man werde auf die Parteipresse einwirken, mit dem Ziel „zweideutige Äußerungen“ zu vermeiden. Der Kanzler berichtet dem preußischen Staatsministerium: „... auch von der Sozialdemokratie und dem sozialdemokratischen Parteivorstand [sei] nichts Besonderes zu befürchten, wie er aus Verhandlungen mit dem Reichstagsabgeordneten Südekum glaube schließen zu können. Von einem Generalstreik oder Partialstreik oder Sabotage werde keine Rede sein.“⁶

Bei der Vorbereitung der Reichstagssitzung am 4. August, in der die Sozialdemokraten als einzige Partei das Wort erhalten sollten, geht die SPD in Verhandlungen mit den bürgerlichen Parteien und der Regierung noch weiter. Sie verzichtet auf einen Passus, der aktiven Widerstand für den Fall ankündigte, dass der Krieg zu einem Eroberungskrieg werden sollte.⁷

Fritz Fischer kennzeichnet 1961 in seinem Werk „Griff nach der Weltmacht“ die Interessenlage des Kanzlers: „Ohne die SPD und die von ihr geführte Arbeiterschaft war der Krieg nicht zu führen.“⁸

Richtiger wäre wohl: ... ohne die an der Nase herumgeführte Arbeiterschaft. Der bayerische Botschafter in Berlin, Graf Lerchenfeld, amüsierte sich am 31. Juli, einen Tag vor Kriegsbeginn: Die Sozialdemokraten hätten „für den Frieden pflichtgemäß demonstriert“, hielten sich aber jetzt „ganz still“.⁹

Burgfrieden

Die Generalkommission der freien Gewerkschaften bricht am 1. August 1914 alle Arbeitskämpfe ab. Der für die Dauer des Krieges geleistete Verzicht auf

⁵ Elfi Müller, *Organisiert Euch!*, S. 207 f. Vgl. auch Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Reihe II, Bd.1, Berlin 1958, S. 17 f.

⁶ Fritz Fischer, *Griff nach der Weltmacht*, 2. Aufl. Düsseldorf 1962, S. 105.

⁷ Ebd.

⁸ Ebd.

⁹ Ebd., S. 95.

das Streikrecht wird bald überall als „Burgfriede“ bezeichnet. Mit Frieden hat dieser mittelalterliche Begriff wenig zu tun.

„Die Strafen für den Burgfriedensbruch“, so erklärt ein damals weit verbreitetes Lexikon, „waren hart, weil sich der [Feudal-]Herr selbst durch denselben beleidigt fühlte. So wurde bei Tätlichkeiten dem Übertreter die rechte Hand abgehauen.“¹⁰ Das Symbol des Burgfriedens ähnelt dem Ladenschild eines Schlächters: Neben einem Beil die abgehackte Hand. Darauf sollte das ganze Unternehmen des „Großen Krieges“ denn auch hinauslaufen: eine „Industrie gewerbsmäßigen Menschenschlachtens“, wie ein Technikstudent schon im Februar 1915 aus dem Feld nach Hause schreibt.¹¹

Natürlich wurde keinem der Gewerkschafter, die sich 1915 mit ihrer Unterschrift gegen den Eroberungskrieg erklärten, die Hand abgehackt, aber es genügte ja die Einberufung.

Der Reichstagsabgeordnete Max Cohen-Reuss (SPD) fasst im September 1914 den Erfolg der Burgfriedenspolitik zusammen und blickt in die Zukunft: „Der Regierung müsste doch aber auch in Rücksicht auf etwa spätere Kriege, die dem jetzigen doch bald folgen könnten, daran liegen, die jetzige Einigkeit zu einer dauernden zu machen, denn wie unendlich wertvoll die Geschlossenheit des Volkes sei, zeige sich doch gerade während der jetzigen schweren Kämpfe an der Aisne. Wäre es anders, würden wir so dastehen, wenn der 4. August nicht so einmütige Beschlüsse gezeitigt, die Sozialdemokratie von den übrigen Parteien abgetrennt hätte?“¹²

In der Schlacht an der Aisne östlich von Paris kämpften vom 12. bis 20. September 1914 auf beiden Seiten insgesamt 1,4 Millionen Mann. Sie erlitten schwerste Verluste. Danach erstarrte die Westfront im Stellungskrieg.

Mordkommission

Ab Dezember 1916 geht die Selektion im Rahmen des „Hindenburg-Programms“ noch eleganter, ist es doch der Sinn des Projekts, die letzten Reserven an Menschen und Material zu erschließen. Die personelle Seite regelt das „Gesetz über den Vaterländischen Hilfsdienst“ vom 6. Dezember 1916. Nach dem „Weißbluten“ vor Verdun, nach den Vernichtungsorgien an der Somme ist das „Menschenmaterial“ knapp. Unter Beteiligung der neuen „Arbeiterausschüsse“ werden die Betriebe durchgekämmt. Das Gleiche gilt für die Lazarette, wo man die ausführenden Organe in schöner Direktheit „Mordkommissionen“ oder „Heldengreifer“ nennt.

Der Vorsitzende des Deutschen Metallarbeiterverbandes, Alexander Schlicke, bringt es in der neuen Hierarchie zum „Vorsitzenden des Vermittlungsausschusses für Arbeitsangelegenheiten beim Ersatz- und Arbeitsdepartement des

¹⁰ Meyers Konversations-Lexikon, Leipzig 1893.

¹¹ Der Spiegel: Geschichte, a.,a.O., S. 59.

¹² Fischer, a.a.O., S. 428.

Kriegsamtens“ – ein imposanter Titel und eine „kriegswirtschaftliche“ Funktion, die Schlicker zuverlässig davor schützt, einberufen zu werden.¹³

Immerhin verzichtet man darauf, die Entrechtung der Arbeiter mit einem Heiligenschein zu umgeben wie in Frankreich, wo man das Förderband aus tausenden Lkw, die das Kanonenfutter an die Verdunfront bringen, „Heilige Straße“ nennt, wo man von einer die Klassen übergreifenden „Heiligen Einheit“ spricht.

Der deutsche Versuch, einen Kult um das Fort Douaumont nordöstlich von Verdun aufzuziehen, kommt nie wirklich in die Gänge. Die Soldaten nennen das Fort nur den „Sargdeckel“. 650 Tote liegen dort noch heute, aufgeschichtet am Ende eines Ganges, hinter einer Mauer, die ein riesiges Eisernes Kreuz zielt. Sie wurden Opfer einer Munitionsexplosion in den mit Menschen voll gestopften Kasematten.

So wird denn das Schreckensjahr 1916 zum Jahr der staatlichen Anerkennung der Gewerkschaften, und weil für Betriebe größer als 50 Beschäftigte Arbeitersausschüsse obligatorisch sind, scheint es manchen, dort habe die Mitbestimmung ihren Ursprung.

Propagandisten

In welche Abgründe die Politik des Burgfriedens in den Jahren 1917/18 führt, illustriert eine weit verbreitete Broschüre, die zum höheren Ruhm des Kriegsamtchefs Wilhelm Groener produziert wird. Dort steht zu lesen: „Jede Frau, die einen Sohn geboren hat, der fern von ihr draußen auf dem Schlachtfeld irgendwo zwischen Waffentrümmern und Stacheldraht wieder zu Erde wird, und die darüber keine Träne zeigt, ist eine Heldin.“ „Ich weiß von Müttern“, fährt der Autor fort, „die nicht ruhten, bis ihre Jungen aus den weniger gefährdeten, hinteren Linien nach vorn in die Gräben kamen. Erst als sie dicht am Feind lagen, da waren ihre Herzen zufrieden.“¹⁴ Diese Art Rhetorik erwuchs nicht erst aus dem Krieg. Sie stand schon bei Kriegsbeginn fertig da.

Wie hatte der Sprecher der SPD-Fraktion im Reichstag am 4. August in seiner Begründung der Kredite gesagt? „Wir denken auch an die Mütter, die ihre Söhne hergeben müssen ... Wir hoffen, dass die grausame Schule der Kriegseiden in neuen Millionen den Abscheu vor dem Kriege wecken und sie für die Ideale des Sozialismus und des Völkerfriedens gewinnen wird.“

Die Parteipresse hält Wort und vermeidet „zweideutige Äußerungen“. Bis zuletzt verherrlicht sie den Massenmord. „Ungeheures, unsere Seelen Erschütterndes ereignet sich im Westen. In atemloser Spannung lauscht man in der ganzen Welt wieder den Kriegsberichten, gegen die man als alltägliche Speise schon gleichgültig geworden war... Dabei sind alle Menschen, die in dieser

¹³ Vgl. Kurt Pohl/Frauke Werner, Die freien Gewerkschaften im Ersten Weltkrieg, in: Frank Deppe u.a., Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung, 4. A., Köln 1989, S. 115 ff. Zum Hilfsdienstgesetz vgl. Michael Kittner, Arbeitskampf, München 2005, S. 380.

¹⁴ Anton Fendrich, „Wir“: Ein Hindenburgbuch, Stuttgart 1917, S. 62 f.

Riesenschlacht wirken..., doch nur nebensächlich in diesem Kriege der Technik und der Chemie.“ So schwärmt am 21. März 1918 die „Fränkische Tagespost“, einst das stolze Flaggschiff der Sozialdemokratie in Bayern. Die „Pfälzische Post“ (SPD) preist noch in den letzten Wochen des Krieges am 2. Oktober 1918 die „Höchstleistungen unserer Bombenflieger“ als habe schon der zweite Weltkrieg begonnen: „Von 9 Uhr abends bis 5 Uhr morgens wurde das gesamte Kampfgebiet in Flandern ... in Atem gehalten. Der Kolonnenverkehr auf den Straßen und Transportzüge auf mehreren Strecken wurden erfolgreich mit Bomben beworfen und unter Maschinengewehrfeuer genommen. Feuernde Batterien wurden zum Schweigen gebracht...“¹⁵

Wilhelm Groener, Organisator der kriegswirtschaftlichen Mobilmachung seit Dezember 1917 und inzwischen Nachfolger Ludendorffs an der Spitze der Obersten Heeresleitung, ist der Partner Friedrich Eberts, als es am 10. November 1918 darum geht, die Revolutionäre um Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht gegen die Wand laufen zu lassen.

Der Erbfeind

Trotz aller Bemühungen seit 1870/71 war es den herrschenden Kreisen nicht gelungen, den Franzosenhass in die Masse der organisierten Arbeiter zu tragen. Zu groß war die Achtung vor den revolutionären Traditionen des französischen Volkes, zu tief saß die Erinnerung an den heldenhaften Kampf der Pariser Kommunarden 1871. Bezeichnend für die enge Verbindung war der Brauch, die Marseillaise mit deutschem Text zu singen, als „Arbeiter-Marseillaise“: „Wohlan, wer Recht und Wahrheit achtet...“

So konnten die Kriegstreiber nicht sicher sein, wie sich die deutschen Arbeiter verhalten, wenn der große Krieg mit einer Kriegserklärung an Frankreich beginnen würde, wenn die deutschen Soldaten ihren französischen Kameraden das Bajonett in den Bauch stoßen sollten (nicht in die Rippen, das hatten sie exerziert). Zweifel bestanden, ob die patriotische Gehirnwäsche genauso erfolgreich war. Unter der Führung von August Bebel hatte die Partei eine große Erziehungsarbeit besonders unter der Jugend geleistet. Würden die jungen Männer womöglich Rosa Luxemburg folgen, die 1913 in Frankfurt unter tosendem Beifall erklärt hatte: „Und wenn uns zugemutet wird, auf unsere französischen Brüder die Mordwaffe zu erheben, dann antworten wir mit einem entschiedenen Nein!“

Die Russen

Mit den russischen Brüdern war der Umgang nicht ganz so kordial. Das Verhältnis zu den „Russen“ hatte seit der Mitte des 19. Jahrhunderts manchen Wechsel durchgemacht.¹⁶ 1830 hatten russische Truppen den polnischen Auf-

¹⁵ Wachsam Tag und Nacht: Die Flugzeugbauer von Speyer, Speyer 2011.

¹⁶ Dazu ausführlich Rosa Luxemburg in ihrem „Kriegsbuch“ (wie sie selbst es nennt), der Junius-Broschüre „Die Krise der Sozialdemokratie“, niedergeschrieben im April 1915, 1. Aufl. Zürich 1916.

stand niedergeschlagen. 1849 waren es wieder die Soldaten des Zaren, die in Ungarn und erneut in Polen zuschlugen. 1905 schließlich erstickte das Zaren-Regime die Revolution im eigenen Land. Eine Welle der Sympathie mit den Opfern ging durch die deutsche Arbeiterbewegung.

Gleichzeitig brach eine heftige Kontroverse auf, ob es möglich sei (wie Rosa Luxemburg leidenschaftlich forderte), von den russischen Revolutionären zu lernen, zu prüfen, ob nicht auch in Deutschland die Waffe des „Massenstreiks“, des politischen Generalstreiks mit Erfolg Anwendung finden könnte. Die Führer der Gewerkschaften bestritten das heftig.

So schieden sich die Geister an den „Russen“, wobei nicht immer klar getrennt wurde zwischen dem reaktionären, rückständigen Russland und den Massen, die sich verzweifelt gegen Polizei und Militär wehrten. Man hatte die Massaker und Straflager vor Augen und dachte mit Grauen daran, eines Tages selbst unter die Knute zu geraten. In dieser Verwirrung der Gefühle machte das Wort von August Bebel die Runde, auch er werde auf seine alten Tage noch die Flinte auf den Buckel nehmen, wenn es gegen Russland gehe. So gesprochen auf dem SPD-Parteitag 1907.

Am 28. Juli 1914 erklärt Österreich-Ungarn Serbien den Krieg, am 30. Juli erfolgt die Generalmobilmachung der russischen Armee. Der Kanzler hatte alles getan, um Russland als Angreifer erscheinen zu lassen. Jetzt ist er am Ziel. Der 1. August, der Tag der Kriegserklärung „an die Russen“ ist ein Samstag. Die Biergärten sind voll, die Extrablätter druckfeucht. Wer macht da noch einen Unterschied zwischen dem, was ein Russe im Innersten an sozialistischen Gedanken hegt und dem zaristischen Soldaten, der nun sein Bajonett aufpflanzt?

Angriff

Am 2. August marschieren die Soldaten des Kaisers ohne Kriegserklärung über die luxemburgische Grenze. Der Hauptmann von Köpenick hat, auf einer Brücke stehend, noch einmal preußisches Militär „unter sich“. Erst am 3. August geht die Kriegserklärung an Frankreich hinaus. Als die SPD am 4. August den Kriegskrediten zustimmt, haben die deutschen Truppen schon ihren Marsch durch Belgien begonnen.

Man hatte nicht für oder gegen den Krieg entscheiden wollen, sondern nur über die Kredite. So feine Unterschiede gedachte man zu machen. Am 25. und 28. August brennen im belgischen Löwen ganze Straßenzüge, Geislerschießungen folgen, Deportationen. Der Monat ist noch nicht zu Ende, da ist man schon hineingezogen mit Haut und Haaren in den imperialistischen Raubkrieg.

Im Krieg mit dem russischen Despotismus, der sich mit dem Blut des eigenen Volkes befleckt habe, stehe viel, wenn nicht alles auf dem Spiel, so hatte es am 4. August geheißt. Es sind aber nicht die Despoten, denen man gegenübertritt, sondern Millionen Bauern und Arbeitern. Ihnen hatte man 1905 feierlich Solidarität geschworen. Nun füllen sie Massengräber und Gefangenenlager. Wilhelm II., der an einen schicksalhaften Endkampf zwischen Slawen

und Germanen glaubt, kann nun ausrufen: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche.“

Als sich die Reichsregierung nach dem Krieg bei der Niederschlagung der Revolution in Berlin und München nun ihrerseits „mit dem Blut des eigenen Volkes befleckt“, da kennen die Noske-Söldner keine Kameraden mehr, sondern nur noch „Bolschewisten“. Das Einverständnis mit der Ermordung von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht gibt Noske per Telefon.¹⁷

Der Leitspruch des 4. August wird zum Dauerbrenner. Erich Maria Remarque schreibt über den Sommer 1918: „Unsere Artillerie ist ausgeschossen..., die Rohre sind so ausgeleiert, dass sie unsicher schießen und bis zu uns herüberstreuen.“¹⁸ „Die Artillerie kennt keine Parteien mehr“ karikiert Ernst Jünger diese Zustände.¹⁹

Abgewürgt

Am 28. Januar 1918 waren die Berliner Arbeiter in den Streik getreten. Die Arbeitsniederlegungen breiteten sich rasch über das ganze Reich aus. Vertreter der SPD-Führung würgten den Streik nach sieben Tagen ab. 1924 rechtfertigte sich Philipp Scheidemann vor Gericht gegen den Vorwurf des Hochverrats: „Wenn wir nicht in das Streikkomitee hineingegangen wären, dann wäre der Krieg und alles andere schon im Januar erledigt gewesen... Durch unser Wirken wurde der Streik bald beendet und alles in geregelte Bahnen gelenkt. Man sollte uns eigentlich dankbar sein...“²⁰

Ganz ähnlich beklagt sich 1969 der Organisator des Mordes an Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht: Denkmäler hätte man ihm eigentlich errichten müssen und Straßen nach ihm benennen. Man ehrte aber, wie allgemein üblich, den Metzger und nicht die Würste. In vielen Städten halten noch heute die Ebert- und Hindenburg-Straßen „Seit’ an Seit“ diese dunkle Stunde der Arbeiterbewegung in Erinnerung.

Scheidemanns Aussage im Magdeburger Prozess gegen den Reichspräsidenten ist ungeheuerlich. Im Durchschnitt sterben während des Krieges 6.000 Soldaten pro Tag²¹, in den 283 Tagen und Nächten der Verlängerung also 1.698.000.

¹⁷ Vgl. Klaus Gietinger, *Der Konterrevolutionär – Waldemar Pabst: Eine deutsche Karriere*, Hamburg 2008. Pabst 1969: „Daß ich die Aktion ohne Zustimmung Noskes gar nicht durchführen konnte – mit Ebert im Hintergrund – und auch meine Offiziere schützen mußte, ist klar. Aber nur ganz wenige Menschen haben begriffen, warum ich nie vernommen oder unter Anklage gestellt worden bin. Ich habe als Kavalier das Verhalten der damaligen SPD damit quittiert, dass ich 50 Jahre lang das Maul gehalten habe über unsere Zusammenarbeit.“

¹⁸ Erich Maria Remarque, *Im Westen nichts Neues*, Köln 1998 (Erstauflage 1929).

¹⁹ Ernst Jünger, *In Stahlgewittern*, 48. Aufl. Stuttgart 1978, S. 306.

²⁰ Der Prozess des Reichspräsidenten. Bearb. Karl Brammer. Nebst jurist. Gutachten von Friedrich v. Payer; Gustav Radbruch; Eugen Schiffer; Hugo Sinzheimer u. a., Berlin 1925, S. 89.

²¹ Der Spiegel 1/2014, S. 34. „Eine gigantische Tötungsmaschinerie sorgte dafür, dass im Durchschnitt täglich 6.000 Soldaten starben.“

Der Ersatz, der nun in die Front einrückt – das sind, wie Remarque schildert, „blutarme, erholungsbedürftige Knaben, die keinen Tornister tragen können, aber zu sterben wissen.“ „Deutschland muss bald leer sein“, sagt einer der Altgedienten. Das war nun wirklich eine „Verjüngung“, aber nicht ganz die, von der Dichter und Schriftsteller in den „Augusttagen“ und noch im Herbst 1914 geschwärmt hatten.²²

Erich Maria Remarque listet auf: „Ruhr, Grippe, Typhus – Würgen, Verbrennen, Tod, Graben, Lazarett, Massengrab. Mehr Möglichkeiten gibt es nicht.“²³ Ernst Jünger notiert nach einem Gasangriff: „Ein junges Kerlchen, dessen blaue Lippen als schlimmes Vorzeichen aus dem schneeweißen Gesicht leuchteten, stammelte: ‚Ich bin zu schwer... ich werde nicht wieder...ich – muss – sterben.‘“²⁴ Das war 1916. Wie viele dieser halben Kinder waren seither elendiglich umgekommen? – und das Morden geht weiter. „Sommer 1918“, schreibt Remarque, „Nie ist schweigend mehr ertragen worden. Warum macht man kein Ende?“

Frieden

Die Matrosen der Hochseeflotte, die Soldaten, die Frauen und die Mädchen in den Rüstungsbetrieben, die Arbeiter: Sie haben schließlich doch den Frieden erzwungen, wie im Jahr zuvor die russischen Revolutionäre.

Friedrich Ebert steht auf der Tribüne, als die Berliner Truppen durch das Brandenburger Tor einziehen.²⁵ Er schwenkt den Zylinder und gibt den Militaristen das Stichwort: „Im Felde unbesiegt!“ Noch setzt er darauf, mit diesen Truppen in Berlin reinen Tisch machen zu können. Aber die Soldaten verweigern sich, und – kaum an der Tribüne vorbei – lösen sich die Kolonnen auf...

Doch das ist eine andere Geschichte.

²² Unter vielen anderen auch Ricarda Huch in der „Frankfurter Zeitung“ v. 16. Oktober 1914 nach der Beschießung der Kathedrale von Reims durch deutsche Artillerie: „Europa ist reich genug, um es sich mehr als einen Dom kosten lassen zu dürfen, wenn nur aus den Trümmern eine gereinigte, *verjüngte* Menschheit aufersteht.“ (FAZ 4.2.2014).

²³ Remarque, a.a.O., S. 191.

²⁴ Jünger, a.a.O., S. 95.

²⁵ Vgl. Sebastian Haffner, Die deutsche Revolution 1918/1919, München 1991.

Bremser in der Wiener Kriegsfabrik

Dokumentation: Friedrich Wiesners Tagebuchblätter 4.- 8. Juli 1914¹

Vorbemerkung

Während der k.u.k. Generalstabschef Franz Conrad von Hötzendorf² in den Jahren 1908 bis 1914 immer wieder einen Präventivkrieg gegen Serbien forderte, lehnten die Gemeinsamen Minister des Äußeren von Österreich und Ungarn, Alois Lexa von Aehrenthal³ und sein Nachfolger im Amt Leopold Berchtold⁴ einen solchen Aggressionskrieg gegen Serbien noch ab. In beiden Balkankriegen 1912/1913 konnte Berchtold ein militärisches Eingreifen Österreichs verhindern. Auch Berchtold verfolgte eine dezidiert anti-serbische Politik. Er strebte ebenso wie die Wiener Kriegspartei eine Angliederung Serbiens an die Monarchie an, sah aber den Hauptweg über eine Zollunion und wirtschaftliche Angliederung. Um Serbien von einem Zugang zum Mittelmeer fernzuhalten, initiierte Berchtold 1912 nach dem ersten Balkankrieg die Gründung eines autonomen albanischen Staats.

Nach dem Attentat auf Erzherzog Franz Ferdinand von Habsburg am 28. Juni 1914 schwenkte Berchtold zur Kriegspartei über und trat dafür ein, die Gelegenheit zu nutzen, um „Serbien durch eine Kraftäußerung für immer unschäd-

1 Vor- und Nachbemerkung sowie Fußnoten zu den Dokumenten vom Verfasser. Für den Hinweis auf diesen Archivbestand in Wien danke ich Dr. Ulrich Hedtke (Berlin), für die Information über die Dissertation von Brigitte Schagerl über Wiesner und seine Unterstützung bei den Recherchen zu den von Wiesner erwähnten Personen Dr. Martin Moll (Graz) sowie Dr. Michael Eckardt und Dr. Joachim Kleine für ihre Hilfe bei der Entzifferung der Handschrift.

2 Franz Conrad von Hötzendorf (1852-1925), k.u.k. Berufsoffizier, wurde als operativer Denker und wegen seiner kriegsnahen Ausbildungsmethoden geschätzt, 1906 auf Vorschlag des Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand zum Chef des Generalstabs der „Bewaffneten Macht“ ernannt und blieb es – nach einer ersten Absetzung 1911/12 bis 1917. 1907 schlug er vor, gegen Italien einen Präventivkrieg zu führen. Mit dem Thronfolger war er einig, die ungarische Machtstellung in der Doppelmonarchie zu beseitigen und den Dualismus mittels der Einbeziehung der südslawischen Völker durch einen Trialismus zu ersetzen. Conrads Pläne zur militärischen Einverleibung Serbiens nach vorheriger Niederwerfung Italiens lehnte Franz Ferdinand ab. Conrads militärische Operationspläne gegen Russland, Serbien und Italien stellten sich im ersten Weltkrieg als illusionär heraus.

3 Alois Lexa von Aehrenthal (1854-1912) war von 1906-1912 österreichisch-ungarischer Außenminister. Seine Balkanpolitik kehrte sich von der ausgleichenden Politik mit Russland ab und wurde von Russland und den Südslawen als gegen ihre Interessen gerichtet abgelehnt, kam aber den Interessen der magyarischen Führungsschicht entgegen.

4 Leopold Graf Berchtold von und zu Ungarschitz (1863-1942) wurde 1912 vom Kaiser zum Gemeinsamen Minister des Äußeren ernannt. Er trat 1915 als Außenminister zurück und wurde Berater des Thronfolgers und späteren Kaisers Karl I.

lich zu machen“⁵. Allerdings war er nicht dafür, sofort und ohne diplomatische Vorbereitung einen Krieg gegen Serbien zu eröffnen. Ebenso wie sein Kaiser Franz Joseph hielt er eine Untersuchung für erforderlich, um die Beteiligung der serbischen Regierung an dem Attentat als Rechtfertigung für eine Strafaktion nachzuweisen. Zu dieser Vorbereitung gehörte auch die vom ungarischen Ministerpräsidenten Tisza geforderte, gegenüber den europäischen Großmächten aber demagogische Versicherung: „...daß wir bei unserer Aktion gegen Serbien keinerlei territorialen Erwerb beabsichtigen und auch die selbständige Existenz des Königreiches ganz und gar nicht vernichten wollen ... Die Monarchie ist territorial saturiert und trägt nach serbischem Besitz kein Verlangen“, wie Berchtold dem russischen Außenminister Sasonow schrieb.⁶

Zur Vorbereitung der Aktion gegen Serbien bildete Berchtold in seinem Ministerium, in dem schon vor dem Attentat mehrere höhere Diplomaten zur Kriegspartei zählten⁷, eine Kommission unter Leitung des Legationsrates Alexander von Musulin⁸, die vor allem drei Aufgaben hatte:

1. zu untersuchen, inwieweit die serbische Regierung an der Vorbereitung und Ausführung des Attentats beteiligt war;
2. administrative Schlussfolgerungen für die österreichische Verwaltung der seit 1878 von Österreich okkupierten und seit 1908 auch formell annektierten ehemaligen Provinz des Osmanischen Reiches Bosnien-Herzegowina hinsichtlich der serbischen Bevölkerung vorzuschlagen;
3. den Wortlaut des Ultimatums an das Königreich Serbien vorzubereiten.

In diese Kommission, der mit Otto von Weil⁹, Johann von Forgách¹⁰, Wladimir von Giesl¹¹, Richard von Oppenheimer¹², Emanuel Urbas¹³ und Richard

5 Siehe Miklós Komjáthy (Hg.): *Protokolle des Gemeinsamen Ministerrates der Österreich-Ungarischen Monarchie (1914-1918)*, Budapest 1966, S. 104f.

6 Sergej Dmitrijewitsch Sasonow (1860-1927) war von 1910 bis 1916 russischer Außenminister. Er betrieb eine Politik der Annäherung Rußlands an Großbritannien und Japan. In der Julikrise 1914 wollte er einen bewaffneten Konflikt eher vermeiden, konnte sich aber gegen die auf Krieg drängelnden Militärs nicht durchsetzen. Sasonow verfasste im September 1914 ein Programm der russischen Kriegsziele. Das Dokument ist u.a. abgedruckt bei: Imanuel Geiss (Hg.): *Julikrise und Kriegsausbruch. Eine Dokumentensammlung*, Hannover 1963/64; Bd. 2, S. 345 ff.

7 Vor allem Musulin, Forgách, Hoyos.

8 Alexander Freiherr Musulin von Gornirje (1868-1947), kroatischer Herkunft, 1912 ungar. Baron, seit 1892 im diplomatischen Dienst Österreichs, seit 1903 Legationsrat im Wiener Außenministerium, formulierte wichtige Noten, so jene über die Annexion Bosnien-Herzegowinas 1908, des Ultimatums an Serbien 1914, des Memorandums an die Großmächte 1914. 1917 war er Gesandter in der Schweiz und sondierte im Auftrag Karls I. die Möglichkeiten eines baldigen, separaten Friedensschlusses.

9 Otto Ritter von Weil war 1914 Sektionschef im Wiener Außenministerium.

10 Johann von Forgách (1870-1935), 1907 bis 1909 österreichischer Botschafter in Belgrad, 1914 Chef der politischen Sektion des Außenministeriums in Wien, Unterstaatssekretär.

11 Wladimir Rudolf Karl Freiherr Giesl von Gieslingen (1860-1936), General und Diplomat, 1913-1914 k.u.k. Botschafter in Serbien. Er präsentierte am 23. Juli 1914 der serbischen Re-

Vesque von Püttingen¹⁴ vorwiegend diplomatische Mitarbeiter des Ministeriums angehörten, wurde am 4. Juli 1914 auch der Jurist Dr. Friedrich von Wiesner einbezogen. Er war zu jener Zeit Referent für Völker- und Staatsrecht im Range eines Sektionsrates im Wiener Außenministerium. Wiesner sollte die strafrechtlichen Fragen des Attentats untersuchen.¹⁵

Der Kommission war aufgetragen, die Beteiligung der serbischen Regierung am Mord an Erzherzog Franz Ferdinand eindeutig nachzuweisen. Dafür sammelte sie Beweise und Informationen über Hintergründe. Das für ein Ultimatum zu erstellende Dossier über die Schuld Serbiens verfolgte den Zweck, vor allem Russland, Frankreich, Großbritannien und Italien über die Berechtigung der Strafaktion so zu informieren, dass diese Staaten die geplanten militärischen Maßnahmen der österreichischen Regierung nicht als übertrieben beurteilten und Serbien keine wirkliche Unterstützung zuteil werden ließen.

Nicht zu Unrecht wurde diese Kommission im Wiener Außenministerium intern als „Kriegsfabrik“ bezeichnet. Wiesner aber sah seine Aufgabe in ihr darin, keine für Serbien unannehmbaren Forderungen zu stellen und keine Verletzung der serbischen Souveränität zuzulassen. Er bestand auf einem juristisch einwandfreien Vorgehen der eigenen Regierung und der Verwendung nur gerichtlich beweisbarer Anschuldigungen. Das trug ihm von Seiten der Diplomaten den Vorwurf einer einseitig „juristischen Auffassung des Materials“ ein. Doch dieser Vorwurf trifft sein Verständnis seiner Aufgabe nur partiell. Gegen die realitätsblinde Kriegseuphorie seiner Kollegen plädierte er für ruhige Überlegung und sorgfältige Prüfung, war er die einzige beschwichtigende, zur Mäßigung mahnende Stimme in der Kommission. Er wollte verhindern, dass seine Kollegen „leichtsinnige Streiche“ verübten und war entschlossen, gegen eine ganze Front von Diplomaten vorzugehen, die sich in einen Krieg stürzten. Gegenüber der Kriegspartei, die sich auf bereits gefällte Entscheidungen stützen konnte, stand er jedoch auf verlorenem Posten und hatte keinen entscheidenden Einfluss auf den Lauf der Dinge.

In seinen nach den täglichen Sitzungen abends niedergeschriebenen Tagebuchblättern skizzierte Wiesner die Vorgehensweise der Kommission und die Gespräche ihrer Mitglieder, notierte er seine Meinung dazu und die Kritik, die er auf den Kommissionssitzungen äußerte wie auch jene, die er nur in den Ta-

gierung das österreichisch-ungarische Ultimatum und verließ Belgrad mit dem diplomatischen Personal eine halbe Stunde nach Überreichung der serbischen Antwort am 25. Juli 1914.

12 Richard Ritter Oppenheim von Marnholm war 1914 Sektionschef im Wiener Außenministerium im Rang eines Geenralkonsuls.

13 Emanuel Urbas, Konsul im k.u.k. Ministerium des Äußern.

14 Richard Vesque von Püttingen, Diplomat im k.u.k. Ministerium des Äußern.

15 Friedrich Ritter von Wiesner (1871-1951) war der Sohn des jüdischen, geadelten Botanikprofessors Julius Wiesner. Er studierte Jura und war viele Jahre als Richter in Baden bei Wien, später in Wien tätig, bevor er 1911 ins Außenministerium eintrat. Hier war er Referent für Völker- und Staatsrecht und arbeitete als Herausgeber an einer Sammlung internationaler Verträge der jüngsten Zeit. Zu Wiesners Tätigkeit nach 1914 siehe die Nachbemerkung.

gebuchblättern festhält. Unübersahbar ist sein Ärger, wenn niemand die Realität wahrnehmen noch auf ihn hören will, wenn er die einseitigen und gefärbten Berichte der k.u.k. Diplomaten aus Serbien und Bosnien-Herzegowina als unzulänglich und für die gestellte Aufgabe untauglich, weil vor Gericht nicht beweisbar, ablehnte. Wiesners Fragen nach der Quellenlage, auf der alle Annahmen und Maßnahmen der Kriegspartei basierten, stieß bei seinen Kollegen in der Kommission auf taube Ohren.

Schließlich schickte ihn Minister Berchtold am 11. Juli 1914 auf eine Inspektion nach Sarajewo, wo er die Untersuchungskommission zur Aufklärung der Mitschuld Serbiens leiten und prüfen sollte, welche zuverlässigen Quellen über die Auftraggeber und die Hintergründe des Attentats vorlägen und ob die serbische Regierung beweisbar involviert war. Der entscheidende Satz aus Wiesners am 13. Juli abgesandten Bericht lautete: „Mitwisserschaft serbischer Regierung an der Leitung des Attentats oder dessen Vorbereitung und Beistellung von Waffen durch nichts erwiesen oder auch nur zu vermuten. Es bestehen vielmehr Anhaltspunkte, dies als ausgeschlossen anzusehen ...“ Der vollständige Wortlaut dieses berühmten Telegramms, inzwischen vielfach publiziert, wird nachfolgend als Dokument 2 abgedruckt.

Das persönliche Archiv Wiesners, in dem sich seine Tagebuchnotizen über die Kommissionstätigkeit vom 4. bis 8. Juli 1914 befanden, wurde 1945 beim Einmarsch der Roten Armee in Wien requiriert und nach Moskau deportiert. Es befand sich dort mit vielen weiteren Beuteakten aus Österreich im Sonderarchiv und wurde 2009 an das Österreichische Staatsarchiv zurückgegeben und ist dort archiviert. Brigitte Schlagerl schrieb eine Biographie Wiesners und reichte sie 2012 als historische Dissertation in Wien ein. Sie konnte diese Tagebuchblätter bereits im Moskauer Sonderarchiv einsehen und für ihre Arbeit heranziehen. Der Schwerpunkt ihrer Arbeit liegt allerdings auf der Tätigkeit Wiesners nach 1919 als führender Vertreter der österreichischen Legitimisten bis 1938.¹⁶ Die Tagebuchblätter werden hier erstmals publiziert.

16 Brigitte Schagerl; *Im Dienst eines Staates, den es nicht mehr geben sollte, nicht mehr gab, nicht mehr geben durfte*. Friedrich Ritter von Wiesner: Diplomat, Legitimist und NS-Verfolgter, Diss., Wien 2012. Die Dissertation liegt nur digital vor.

Dokument 1¹⁷

Friedrich Wiesner: Tagebuchblätter 4.- 8. Juli 1914¹⁸

Samstag 4/VII

Musulín kommt zu Weil und teilt mit, daß Minister ihm die Aufgabe übertragen hat, die aus der Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand sich gegenüber Serbien ergebenden Konsequenzen zu bearbeiten. Er erbittet sich hiezu juristische Beihilfe hinsichtlich der strafrechtlichen Fragen. Weil macht mich namhaft, ruft mich und fragt, ob ich geneigt bin, diese Mission anzunehmen. Ich erkläre mich natürlich bereit.

Musulín scheint über meine Mitwirkung erfreut und ladet mich zu einer Besprechung für NM. 5 Uhr ein.

N.M. finden sich bei Musulín ein außer mir: Oppenheimer, Vesque, später Giesel und Forgách.

An Material ist wenig da und das wenige noch niemandem recht bekannt. Ich verlese von den Stücken aufs Geradewohl ein Telegramm Bilińskis¹⁹ an Potiorek²⁰, ein riesig langes blumenreiches, von Gemeinplätzen wimmelndes Telegramm, das mich in seiner Geistlosigkeit entsetzt. Allgemeiner Sinn: Der bisherige Kurs bleibt²¹; Sabor²² wird nicht aufgelöst, er soll das Budget und

17 Quelle: Österreichisches Staatsarchiv. Archiv der Republik. Moskauer Abgabe. Nachlass Friedrich Wiesner, 704-1-57, Blatt 1 ff. Ich danke dem Archiv für eine Kopie der Handschrift.

18 Die originale Orthographie und Zeichensetzung des Autors wurden beibehalten

19 Leon Biliński (1846-1923), polnisch-österreichischer Politiker; 1871 Prof. für Ökonomie in Lemberg, 1895-1897 und 1909-1911 öster. Finanzminister; 1912-1915 gemeinsamer Finanzminister von Österreich und Ungarn. Bei der Okkupation 1878 war Bosnien-Herzegowina weder dem österreichischen noch dem ungarischen Landesteil zugeschlagen worden, sondern wurde unmittelbar dem Gemeinsamen Finanzminister in Wien unterstellt, damit war 1914 Biliński der unmittelbare Vorgesetzte des Gouverneurs Potiorek, mit dem er scharfe Differenzen hatte. So konnte er nicht verhindern, dass der Militärgouverneur den Landtag schloss und serbische Vereine auflöste. Um die Serben Bosniens für die Doppelmonarchie zu gewinnen, verfocht Biliński ihnen gegenüber einen moderaten Kurs. Biliński gehörte zur Kriegspartei und trat für einen Krieg gegen Serbien ein. Im ersten Weltkrieg verfocht er einen Anschluss Kongreßpolens an das Habsburgerreich mit weitgehender Autonomie eines habsburgischen Königreiches aus Galizien und Kongreßpolen mit eigener Regierung, eigenem Landtag (austropolnischer Trialismus). Das Projekt scheiterte am Veto Tiszas. 1919 war Biliński für kurze Zeit Finanzminister des neuen polnischen Staates, danach Präsident der Österreichisch-Polnischen Bank in Wien.

20 Oskar Potiorek (1853-1933), k.u.k. Offizier, 1902 stellvertretender Generalstabschef in Wien, 1907 Kommandierender General und Feldzeugmeister in Graz; 1910 Armeespektor in Sarajewo, 1911 Gouverneur von Bosnien-Herzegowina. Potiorek war als ziviler Verwaltungschef dem Finanzminister und als militärischer Oberbefehlshaber der Provinz dem Generalstabschef unterstellt. Er trug die Verantwortung für die unzulänglichen Sicherheitsmaßnahmen zum Schutz des Erzherzogs beim Besuch Sarajewos. Dennoch wurde er in der Julikrise zum Oberbefehlshaber aller Balkanstreitkräfte der Doppelmonarchie ernannt. Es gelang ihm in drei Offensiven 1914 nicht, die serbischen Streitkräfte zu schlagen. Er wurde zum 1.1.1915 enthoben und pensioniert.

21 Es geht um den Kurs der österreichischen Verwaltung von Bosnien-Herzegowina.

die Kmetenvorlage²³ erledigen; dann sollen Neuwahlen sein, bei denen die staatsfeindlichen serb. Elemente aus dem Sabor hinausgewimmelt werden sollen. Sehr schön gesagt; wie das aber Potiorek machen soll, verschweigt Herr von Biliński. Alle verfassungsmäßigen Rechte sollen aufrecht bleiben, aber die antimonarchischen Tendenzen der Vereine, Presse, Schule sollen unterdrückt werden, bei aller Schonung des serbischen Elementes: Die Quadratur des Zirkels! Ehrlich ist nur eine Stelle, wo eingestanden wird, daß viel verabsäumt wurde.

Das Ergebnis der Unterredung ist zunächst nur, daß alles vorhandene Materiale gesammelt und geordnet wird. Dann soll es von allen Kommissionsmitgliedern gelesen werden, die sich Montag wieder zu einer Beratung zusammenfinden.

Giesl sehr zurückhaltend; Forgách äußert sich ziemlich mäßigend. Oppenheimer jüdisch-bescheiden beschränkt sich auf rein formale Dinge. Ich erlaube mir zu bemerken, daß man nur auf Basis der Sarajewoer Untersuchungsergebnisse Entschlüsse fassen soll, um nicht, durch gefärbte summarische Relationen in eine Richtung gedrängt zu werden, die man dann wieder verlassen muß – ich denke an die Prohaska-affaire²⁴; laut sagen darf man das natürlich nicht.

Montag 6/VII

Vormittags Lektüre der Akten – es ist schon brauchbares Material da, aber doch nichts unmittelbares; immer nur Zusammenfassungen von Berichten und Untersuchungsergebnissen, die mir nicht genügen können. Erfrischend gegenüber den Biliński'schen Phrasen die forschen Anträge Potioreks, die in Details über das Ziel schießen, in den wichtigen Fragen aber das richtige treffen dürften. Nach diesen Berichten scheint die Biliński'sche Idee, den Sabor beisammen zu lassen nicht haltbar; das Kmetengesetz wäre jetzt einfach nicht durchzubringen. Von den zu erwartenden Skandalen und Gewalttätigkeiten ganz abgesehen.

Daß das Attentat auf serbischem Boden mit offiziellen serbischen Personen ausgeheckt wurde und Bomben, Revolver aus Serbien stammen, scheint sicherzustehen.²⁵

22 Es handelt sich um das Provinzparlament von Bosnien-Herzegowina.

23 Agrargesetz.

24 General Oskar Prochaska war im Herbst 1912 k.u.k. Konsul im albanischen Prizren. Als während des ersten Balkankrieges serbische Truppen zur Adria marschierten, wurde Prochaska von ihnen für vier Tage unter Hausarrest gestellt, angeblich, weil er die türkischen Truppen unterstützt hätte, wahrscheinlicher aber, damit er die Vertreibung der einheimischen albanischen Bevölkerung durch die Serben nicht mit eigenen Augen sehen sollte. Die Nichterreichbarkeit des Konsuls in Prizren rief in Wien Gerüchte über seine Entführung und Entmannung durch die Serben hervor. Hintergrund der Verhaftung war die Politik der k.u.k. Regierung, einen albanischen Staat zu gründen und Serbien unbedingt daran zu hindern, einen Hafen an der Adria zu gewinnen. Vgl. Robert A. Kann: Die Prochaska-Affäre vom Herbst 1912. Zwischen kaltem und heißem Krieg, Wien 1977.

25 Aufgrund der Geständnisse der verhafteten Attentäter von Sarajewo.

NM. 5h Zusammenkunft bei Musulin, der für die Sache Feuer und Flamme ist: Oppenh., Vesque, Urbas.

Zuerst Besprechung einiger Details des Informationsdienstes belangloser Natur. Dann entwirft Musulin Programm der an Serben zu stellenden Forderungen²⁶, die der Minister vorgeschlagen hat: Modifikation des Pressgesetzes und Vereinsgesetzes, der Zensur von Lehrbüchern und der Waffenausfuhrvorschriften. Ich allein äußere Bedenken: Man kann doch nicht Gesetze verlangen sondern bestimmte Leistungen: Unterdrückung der gegen uns gerichteten Presseangriffe, Vereinsagitation u. dgl. Sonst wirft man uns mit Recht vor, daß wir Forderungen stellen, die das Prestige des souveränen Serbien verletzen. Durch solche Forderungen würden wir uns die Sympathien verscherzen, die wir jetzt wieder ein wenig haben. Programm: gerechtfertigte Forderungen, die Souveränitätsrechte Serbiens nicht verletzen! Aber auch da muß man wissen, ob man sich bei Ablehnung dieser Forderungen zur Gewalt entschließen will, sonst ist die Folge eine unerträgliche Schwächung unserer Position, die auch intern in Bosnien fühlbar sein würde.

Musulin sagt man sei zum Krieg entschlossen²⁷, doch stimmt er meinen Ausführungen zu. Ob die hohen Herrn nur auch wirklich alles erwogen haben? Weiss Gott, ich glaube nicht recht daran.

Vorläufig wird nach Belgrad telegraphirt, um die Press-, Vereines-, Waffenausfuhrgesetze und um Informationen über die angeblich kompromittirten serbischen Offiziere; alles höchst geheim und vertraulich.

Ich wiederhole, dass mir das bisher vorliegende Materiale zu wenig sicher ist, dass wir den Wortlaut der Protokoll und sonstigen Erhebungen über die Zusammenhänge des Attentats mit Serbien brauchen. Ich werde denn auch ermächtigt, mit Kuh darüber zu sprechen und dieses Materiale zu verlangen.²⁸

Ich frage, ob wir auch über die Anträge Potioreks zur Bekämpfung der serbophilen Politik sprechen dürfen? Der Ministerrat wird morgen darüber verhandeln²⁹ ich habe gegen einzelne große Bedenken. Musulin bittet mich, ihm in einem Mémoire meine Bemerkungen niederzulegen.

Ich tue das und bezeichne als unmöglich: die beantragte Ausweisung aller Reichs-Serben aus Bosnien, die Auflösung aller serb. Vereine, die Relegirung aller Lehrer, Schülern serb. Nationalität, die sich je durch Demonstrationen

26 Das heißt, die in das vorbereitete Ultimatum aufzunehmenden Forderungen.

27 Also bereits vor dem formellen Beschluss des Ministerrates vom 7. Juli 1914.

28 Paul von Kuh-Chroboti war Vorstand des Präsidialbüros des Finanzministeriums, das für Bosnien-Herzegowina zuständig war. Weil er hoffte, dass Wiesner in der „Kriegsfabrik“ als Bremser wirken werde, händigte er ihm zusätzliches Material aus.

29 Am 7. Juli 1914 tagte der gemeinsame Ministerrat von Österreich und Ungarn. Auf der Grundlage des Berichtes von Hoyos über seine Gespräche in Berlin (Blanko-Vollmacht für den Krieg gegen Serbien) beschloss er 1. den Krieg gegen Serbien und 2. vorher ein unannehmbares Ultimatum an Serbien zu richten.

bemerkbar gemacht haben, ebenso die generelle Verweigerung der Nostrifizierung reichs-serb. Schulzeugnisse. Gegen verdächtige Personen und Vereine soll man mit aller Schärfe vorgehen, nicht aber darüber hinaus generelle Maßregeln treffen, die uns nur schaden würden. Dagegen empfehle ich die weitestgehende Entschädigung der bei den Demonstrationen Geschädigten als eine Maßregel, die uns Sympathien erwerben könnte, im In- u. Auslande, was wir für jetzt und das Kommende dringend brauchen.

Musulini hat das Elaborat unterschrieben. Ob er es auch an die richtige Stelle weitergibt?

Eine Episode: Rappaport³⁰ trifft Urbas am Gang und fragt ihn: „Sind Sie auch in der Kriegsfabrik?“ No, wir werden ja sehen, ob es das sein wird. Ich werde mich gegen leichtsinnige Streiche wehren.

7. Juli:

Vormittags bei Kuh. Ich trage ihm meine Bitte vor. Er ist mißtrauisch, meint, wir haben ja so alles, was nötig ist. Ich lege ihm dar, daß es nur darauf ankommt, eine Kontrolle über die summarischen und scheinbar gefärbten Berichte aus Sarajewo zu haben. Da geht der Mann aus sich heraus und seufzt erleichtert auf, denn er befürchtete wieder eine der leichtfertigen, oberflächlichen Diplomatenaktionen und hofft jetzt, daß ich da als Bremser wirken werde. Das will ich so weit ich kann. Was sein muss, wird geschehen, aber unüberlegtes Handeln nur gegen mich.

Allerdings — Nachmittags bei der Sitzung bin ich schon unterlegen. Musulini fragt, ob das vorhandene Material genügt, um den Ursprung des Attentats aus Serbien als erwiesen anzunehmen. Ich sage, dass das was heute vorliegt, hiezu nicht genügt. Oppen., der Esel Vesque und Urbas sind der gegenteiligen Meinung mit kleinen epifigen Bemerkungen gegen die „juristische Auffassung“ des Materials. Ich setze mich zur Wehre, weise darauf hin, daß wir nichts haben als noch unkontrollierte Beschuldigtenaussagen, von denen wir nicht wissen, wie sie zustande gekommen sind. Die Herrn, inklusive Musulini, bleiben aber bei ihrer Ansicht. Ich bitte sie erneut zuzuwarten, bis die Akten kommen, bis man etwas anderes als Zeitungsgeschmier und einige abgerissene Berichte hat. Mit dem was da ist, wäre nichts anzufangen. Ob sie hören werden?

Aus einer Äußerung Musulini's entnehme ich, daß man eine kriegerische Lösung für die wahrscheinlichere hält. Wenn es sein muß, gut. Aber nur dann, und auch da nur ordentlich vorbereitet. Mir scheint es aber, dass man wieder so halbblind darauf los geht, nach Gefühlsmomenten, nicht mit kalter Überlegung.

Ich bin sehr deprimiert und von den unangenehmsten Gefühlen gequält. Ob die richtigen Leute am Platze sind. Von allen baue ich am meist noch auf Tisza.³¹

30 Alfred Rappaport, Generalkonsul der Doppelmonarchie im albanischen Durazzo (Durrës).

31 István Tisza Graf von Borosjenő und Szeged (1861-1918), Führer der Liberalen Partei Ungarns, 1903-1905 und 1913-1917 Ministerpräsident Ungarns, führte eine rigorose Magyarisie-

8 Juli 1914

VM läßt mich Musulin rufen; ich soll ihm ein Programm von Forderungen an die Serben formulieren; es hätte zu enthalten Forderungen wegen Presse, Vereine, Waffen, Lehrbüchern, Abgabe einer allgem. Abschwörungserklärung, Entlassung von Offizieren und Diplomaten, die sich gegen uns kompromittiert haben. Ich suche um nähere Aufklärung, was er sich darunter denkt; bekomme keine weiteren Ausführungen, das ist mir überlassen. Gut, erkläre ich, ich werde etwas machen, jedoch unter dem Vorbehalte, dass das eine Idee ist, wie man es machen könnte, wenn unsere Vermutungen über den Ursprung des Attentats sich bewahrheiten. Ich bekomme als Direktive nur, dass die Forderungen nicht allzuleicht erfüllbar sein sollen. Dagegen erkläre ich, sie nur so konzipieren zu können, daß sie zwar scharf und streng aber nicht unerfüllbar sind, dass sie uns nicht von Europa als Eingriffe in die Souveränität Serbiens ausgelegt werden können.

Ich betone nochmals, dass es mir erwünscht wäre, vorerst die Entwicklung der Erhebungen abzuwarten, bevor wir uns auf Formeln festlegen. Musulin besteht aber auf einem solchen Elaborat; er braucht es, um gerüstet zu sein. Schön, es wird gemacht; besser ich mache es als irgend einer von den oberflächlichen Diplomaten.

Ins Bureau zurückgekehrt habe ich keine Zeit, mich mit der Sache sofort zu befassen; es fliegen eine Menge anderer Dinge herein, die unaufschiebbar sind. Dann kommt Weil; ich erzähle ihm, was geschehen und entwickle kurz meine Ideen; er ist im Ganzen damit einverstanden, hat nur Formulierungsschmerzen mehr sekundärer Natur. Dann kommt Urbas über meine Bitte; er sagt nichts davon, dass er auch eine ähnliche Mission hat, als ich ihm vertraulich meine Aufgabe mitteile, um seine Meinung zu hören. Er ist für allerlei scharfe Forderungen, die mir nicht passen. Verlorene halbe Stunde. Also auch der ist vom Taumel ergriffen und ich habe in der ganzen Gesellschaft gar niemanden mit ruhiger Überlegung, der sich auf realen Boden stellt.

Zu meiner Information möchte ich wissen, was man an positivem Materiale über die serb. Vereine hat: Ich höre man hat nichts als einen Bericht Storcks³² über die Narodna Odbrana³³, den dieser wieder von Vukovich³⁴ hat, auf dem

rungspolitik in der ungar. Reichshälfte. Tisza war Gegner einer Expansion der Doppelmonarchie, weil sie das prekäre Gleichgewicht beider Reichshälften bedroht hätte, Daher war er auch gegen das Konzept eines Staats-Trialismus. Beim Gemeinsamen Ministerrat am 7. Juli 1914 war Tisza gegen den Krieg mit Serbien, weil eine Annexion Serbiens das slawische Element in Österreich-Ungarn stärken würde, zu Lasten Ungarns. Am 19. Juli 1914 stimmte Tisza dem Krieg unter der Voraussetzung zu, keine größeren serbische Gebiete zu annektieren.

32 Wilhelm Ritter von Storck, Legationsrat, war Konsul und Sekretär der k.u.k. Gesandtschaft in Belgrad.

33 Die serbische Organisation „Narodna Odbrana“ (wörtlich: Volksverteidigung) war 1908 als Reaktion auf Österreichs formelle Annexion von Bosnien-Herzegowina gegründet worden. Ihr offizielles Ziel war der Schutz der ethnischen Serben in Österreich-Ungarn. Sie wirkte vor allem öffentlich durch Propaganda, aber auch geheim durch paramilitärische bewaffnete Gruppen.

schließlich unsere ganzen Informationen beruhen. Alles aus einer Quelle, die noch dazu nicht als zweifellos verlässlich kontrolliert ist.

Ich verlange Materiale über die großserbischen Lehrbücher; auch nichts da. Ein Skandal allerersten Ranges.

Die großserbische Frage, vielleicht unser Todeskeim, und darüber weiss man nichts rechtes an dieser Stelle.

Also ich habe keine wirklich reale Basis!

Um 3h eine blöde staatsrechtliche Sitzung über Formelkram zu einem Eisenbahnübereinkommen mit Serbien; selbst in solchen Momenten haben die Ungarn nur daran zu denken, wie das Entité und die Unterschrift zu lauten haben.

Ich breche meine Lanze, dann ist es mir zu dumm und ich mache den Entwurf zu der Erklärung, die wir von den Serben verlangen, da ich sie sonst nicht fertigbringe; es ist ja schon 4 Uhr; um 5 soll sie fertig sein.

Sie lautet:

„Der kgl. serb. Regierung erklärt die o.g. großserbische Propaganda, d.i. die Gesamtheit jener Bestrebungen zu verurteilen, welche auf die Losreissung von Teilen der oe.-ung. Monarchie abzielen und ihrerseits auf serb. Territorium mit allen Mitteln auf die Unterdrückung dieser Propaganda hinzuwirken.

Insbesondere verpflichtet sie sich:

1. Das Erscheinen und die Verbreitung von Preßerzeugnissen großserb. Tendenz zu verhindern;
2. Sofort mit der Auflösung der „Narodna odbrana“ vorzugehen und die gleiche Maßregel überdies gegenüber allen jenen serb. Vereinen zu treffen, die sich mit der Propagierung großserb. Ideen befassen, insofern sie nicht in der Lage ist, durch Beaufsichtigung jede Propagandatätigkeit dieser Vereine zu unterdrücken;
3. Aus dem genannten Unterrichte in Serbien – sowohl was das Lehrpersonale als auch die hierbei verwendeten Lehrbehelfe anbelangt – alles zu eliminieren, was der großserb. Idee in irgendeiner Weise dient.
4. Gegen jene Organe der serb. Zivil- und Militärverwaltung, speziell auch der dipl. Vertretung im Ausland, welche dieser Propaganda in irgend einer Form Vorschub leisten, mit deren Entfernung aus dem Dienste vorzugehen.

Da die Beteiligung der Herrn ... an einer derartigen Propagandatätigkeit bereits festgestellt ist, verpfl. sich die serb. Regierung, diese Herrn aus dem serb. Dienste zu entlassen.“

Weil ist einverstanden nach kleinen redaktionellen Änderungen.

Ich habe gerade Zeit in die Sitzung zu laufen, wo sich wieder die alte Gesellschaft versammelt.

Neu nur eine Meldung aus Belgrad, dass Čiganovic³⁵, der Bombenlieferant an die 2 Attentäter nicht – wie serb. Polizeichef behauptet in Belgrad unbekannt, sondern dort Beamter der Staatsdruckerei ist, sich 3 Tage nach Attentat aus Belgrad auf Urlaub (!) entfernt hat. Recht unverfroren!

Meine Formulierung verlesen, begegne kaum Einwendungen.

Inzwischen wird Musulin abberufen; kommt mit der Mitteilung zurück, daß die vom Ministerrat beschlossenen Forderungen an Serbien „wenig brauchbar“ seien; wir müssen uns auf unser eigenes „Rozumis“ verlassen. Ich sehe aus Bemerkungen, dass auch Urbas eine Formel verfaßt hat, die uns nicht zur Kenntnis gebracht wird; der junge Mann ist also hinterhältig. Auch gut, daß man es weiss.

Abends 8 h gehe ich nochmals zu Musulin, er kommt vom Minister, wo auch Burián³⁶ war; man will scharfe Forderungen mit ganz kurzem Ultimatum stellen, sobald Untersuchung abgeschlossen. Er hält Krieg für sehr wahrscheinlich. Vederemo.

Dokument 2³⁷

Telegramm Wiesners vom 13. Juli 1914 aus Sarajewo an das Wiener Außenministerium

Sarajewo, den 13. Juli 1914

Chiffre

Dass hiesige großserbische Propaganda von Serbien aus – abgesehen von Presse – auch durch Vereine und sonstige Organisationen betrieben wird und dass dies unter Förderung sowie mit Wissen und Billigung serbischer Regierung geschieht, ist hier Überzeugung aller massgebenden Kreise.

Das mir als Basis dieser Überzeugungen von Zivil- und Militärbehörden vorgelegte Material qualifiziert sich wie folgt: Material aus Zeit vor Attentat bietet keine Anhaltspunkte für Förderung Propaganda durch serbische Regierung. Dafür, dass diese Bewegung von Serbien aus, unter Duldung seitens der Regierung,

35 Milan Ciganović (1888-1927), ein führendes Mitglied der „Schwarzen Hand“, gab den militärisch unerfahrenen bosnischen Jugendlichen in Belgrad Schießunterricht und übergab ihnen am 27. Mai 1914 vier Pistolen mit Munition und sechs Bomben aus serbischen Armeebeständen, außerdem Geld und Zyankali-Fläschchen. Er half ihnen auch, die Waffen über die Grenze zu schmuggeln.

36 Stephan (Iszván) Freiherr Burián von Rajecz, (1852-1922), ungar. Landadliger, Diplomat, 1903-1912 u. 1916-1918 Finanzminister der Doppelmonarchie, 1915-16 und 1918 Außenminister; vermittelte in der Julikrise zwischen Berchtold und Tisza. Er strebte als Außenminister die Angliederung Kongreßpolens an die Doppelmonarchie an.

37 Quelle: Das Telegramm ist mehrfach abgedruckt worden, siehe Österreich-Ungarn Außenpolitik von der Bosnischen Krise 1908 bis zum Kriegsausbruch 1914. Diplomatische Aktenstücke des Österreich-Ungarischen Ministeriums des Äußeren, Band 8, Leipzig 1930; Imanuel Geiss (Hg.): Julikrise und Kriegsausbruch. Eine Dokumentensammlung, Hannover 1963/64; Bd. 2, S. 557 ff.; Internet: <http://net.lib.byu.edu/estu/wwi/1914/austdocs/1017.h>

von Vereinen genährt wird, ist Materiale, wenn auch dürftig, doch hinreichend. Untersuchung über Attentat.

Mitwisserschaft serbischer Regierungsleitung an Attentat oder dessen Vorbereitung und Beistellung der Waffen durch nichts erwiesen oder auch nur zu vermuten. Es bestehen vielmehr Anhaltspunkte, dies als ausgeschlossen anzusehen.

Durch Aussagen Beschuldigter kaum anfechtbar festgestellt, dass Attentat in Belgrad beschlossen und unter Mitwirkung serbischen Staatsbahnbeamten Ciganović und Major Tankosić³⁸ vorbereitet, von welcher beiden Bomben, Brownings, Munition und Zyankali beigelegt. Mitwirkung Pribičević³⁹ nicht festgestellt und beruhen die ersten Meldungen hierüber auf bedauerlichem Missverständnis erhebenden Polizeierganes.

Ursprung Bomben aus serbischem Armeemagazin Kragujevac objektiv einwandfrei erwiesen, doch kein Anhaltspunkt dafür, dass erst jetzt ad hoc Magazine entnommen, da Bomben aus Vorräten Komitadjis vom Krieg stammen können. Auf Grund Aussagen Beschuldigter kaum zweifelhaft, dass Princip, Cabrinović, Grabež⁴⁰ mit Bomben und Waffen auf Veranlassung Ciganović von serbischen Organen geheimnisvoll über Grenze nach Bosnien geschmuggelt. Dieser organisierte Transport von Grenzhauptleuten Schabatz und Losnica geleitet und von Finanzwachorganen durchgeführt. Wenn auch nicht festgestellt, ob diese Zweck Reise kannten, mussten selbe doch geheimnisvolle Mission annehmen.

Sonstige Erhebungen nach Attentat geben Einblick in Organisation Propaganda Narodna Odbrana. Enthalten wertvolles verwertbares Material, das jedoch noch nicht nachgeprüft, schnelligste Erhebungen im Zuge./ Falls bei meiner Abreise bestandene Absichten noch bestehen, könnten Forderungen erweitert werden.

A) Unterdrückung Mitwirkung serbischer Regierungsorgane an Schmuggel von Personen und Gegenständen über Grenze.

B) Entlassung serbischer Grenzhauptleute Schabatz und Loznica sowie beteiligter Finanzwachorgane.

C) Strafverfahren gegen Ciganović und Tankosić

Abreise heute abends, ankomme Wien Dienstag abends und begeben mich sofort Ministerium./ Mündliche Ergänzung Berichtes nötig.“

38 Die verhafteten Attentäter hatten gestanden, von beiden bei der Vorbereitung unterwiesen und versorgt worden zu sein; Major Vojislav Tankosić (1881-1915) war Gründungsmitglied der Geheimorganisation „Schwarze Hand“.

39 Svetozar Pribičević (1875-1936) kroatisch-serb. Politiker, der für ein Jugoslawien als Staat aller südslawischen Völker eintrat.

40 Gavrilo Princip, Nedeljko Čabrinović und Trifun Grabež waren jene Mitglieder der proserbischen Jugendorganisation Mlada Bosna, die sich zum Attentat vom 28. Juni 1914 entschlossen. Nachdem sie die von Ciganović erhaltenen Waffen über die bosnische Grenze geschmuggelt hatten, schloß sich ihnen der Lehrer Danilo Ilić an, der drei weitere Mitglieder der „Mlada Bosna“ zur Teilnahme anwarb: die Gymnasiasten Cvetko Popović und Vaso Čubrilović und den muslimischen Serben Muhamed Mehmedbašić.

Nachbemerkung

Der am 28. Juni 1914 ermordete Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand war der ranghöchste Vertreter der „Friedenspartei“ in der Spitze der Doppelmonarchie. Dass die hinter den Attentätern stehenden großserbischen Nationalisten gerade ihn zur Zielscheibe erkoren, hing weniger damit zusammen, daß sein Besuch in Sarajewo auf den serbischen Nationalfeiertag (Vidovden) fiel und als Provokation empfunden wurde. Die Pläne des Thronfolgers für eine Reform der Staatsstruktur, die innerhalb einer trialistischen Gliederung zu einer größeren Selbständigkeit der Vertretungen der einzelnen Völker des Vielvölkerstaates, insbesondere der slawischen Völker, führen und die Konflikte zwischen der Monarchie und ihnen entspannen sollten, wurden von jenen völkischen serbischen Politikern und Militärs, die alle ethnischen Serben, insbesondere jene in Bosnien-Herzegowina, in einem großserbischen Reich zusammenschließen wollten, als Hindernis ihrer Expansionspläne angesehen.

Der Mord am Thronfolger fand in Österreich selbst nur geringe öffentliche Anteilnahme. Aber er stärkte entschieden die Gegenspieler des Toten, die österreichische Kriegspartei. Die Führung des Außenministeriums am Ballhausplatz in Wien kam schon am 1. Juli, bevor auch nur erste Untersuchungen eingeleitet waren, zu dem Schluss, die Gelegenheit zu nutzen und ein für allemal mit Serbien abzurechnen, um den als tödliche Gefahr für die Doppelmonarchie begriffenen großserbischen Expansionismus auszuschalten. Die Entscheidung für den Krieg wurde auf den Sitzung des k.u.k. Ministerrates am 7. und am 19. Juli 1914 bekräftigt und formalisiert.

Diese Entscheidung wurde auch durch Wiesners Telegramm vom 13. Juli 1914 nicht verändert, obwohl keinerlei Untersuchungsergebnisse über die Rolle der serbischen Regierung beim Attentat vorlagen. Die offiziell nach Sarajewo entsandte Kommission des Außenministeriums unter Wiesner konnte weder eine Beteiligung noch eine Mitwisserschaft der serbischen Regierung am Attentat beweisen. Dessen ungeachtet ging die k.u.k. Regierung im Wortlaut ihres Ultimatums praktisch vom Gegenteil, nämlich der Regierungsverantwortung aus. Das einzige Ergebnis des Telegramms Wiesners war jene vorsichtige Formulierung, dass eine Beteiligung der serbischen Regierung nicht ausdrücklich erwähnt wurde.

War und blieb der Entschluss der österreichisch-ungarischen Regierung zum Krieg gegen Serbien unabhängig von allen Beweisen über eine Schuld oder Mitschuld der serbischen Regierung am Attentat, war er um so abhängiger von der Zustimmung des wichtigsten Bündnispartners, der Regierung des kaiserlichen Deutschland. Der nach Berlin entsandte Sondergesandte Alexander Graf von Hoyos⁴¹ erhielt diese Zustimmung dort am 5. und 6. Juli 1914. Kaiser und Kanzler Theodor von Bethmann-Hollweg sowie der amtierende Leiter des Auswärtigen Amtes, Zimmermann, forderten einen raschen militärischen

41 Alexander Graf von Hoyos (1876-1937), ab 1900 k.u.k. Diplomat, 1912-1917 Legationsrat und Kabinettschef des Außenministers.

Vergeltungsschlag gegen Serbien. Zwar gingen sie alle von einem regional begrenzten Krieg aus, doch sicherten sie für den Fall des militärischen Eingreifens Russlands ihre Unterstützung zu.⁴² Der deutschen Regierung war klar, dass sie damit das Risiko eines großen europäischen Krieges einging, Bethmann-Hollweg sprach – nach dem Zeugnis seines Beraters Riezler⁴³ – von der Bereitschaft zu einem Weltkrieg.

Dieser sog. Blankoscheck lag dem österreichisch-ungarischen Ministerrat vor, als er am 7. Juli den Krieg gegen Serbien beschloss, dem ein unannehmbares Ultimatum vorausgehen sollte. Für die Übergabe des Ultimatus wählte man den 23. Juli 1914, den Termin für die Abreise des französischen Staatspräsidenten Poincaré und des Ministerpräsidenten Frankreichs Viviani aus St. Petersburg, wo sie auf Staatsbesuch waren. So sollte ein frühzeitig koordiniertes Vorgehen Russlands mit Frankreich gegen die Doppelmonarchie verhindert werden. War Serbien zwischen dem Attentat und dem Kriegsbeginn wochenlang der Hauptgegenstand aller diplomatischen Aktivitäten der Julikrise, wurde mit Kriegsbeginn der österreichisch-serbische Konflikt auf seinen tatsächlichen Stellenwert herabgestuft, auf den eines Nebenkriegsschauplatzes. Selbst für Österreich rangierte der Krieg gegen Russland in Galizien vor dem gegen Serbien.

Bei der endgültigen Formulierung des Ultimatus wurde auch Wiesners Ratsschlag missachtet, bei den Forderungen jede Einschränkung der serbischen Souveränität zu vermeiden. Der einzige explizit von Serbien abgelehnte Punkt des Ultimatus aber war die Forderung, dass k.u.k. Untersuchungsbeamte auf serbischem Boden tätig sein sollten. Das verletzte die serbische Souveränität.

Das Anliegen der österreichischen Diplomatie, eine Verbindung der Attentäter zu serbischen Regierungsmitgliedern nachzuweisen, um eine kriegserische Strafmaßnahme gegen Serbien zu rechtfertigen, konnte nicht gelingen. Es gelang den k.u.k. Untersuchungsbehörden und auch Wiesner nicht, die Verbindung der gefassten Attentäter zu ihren Auftraggebern zu finden, weil sie auf einer falschen Fährte suchten. Sie hatten vor allem die serbische „Narodna Odbrana“ als Trägerin der öffentlich großserbischen Propaganda im Blick, nicht aber die vom serbischen Militärgeheimdienst gesteuerte, 1911 gegründete Geheimorganisation „Ujedinjenje ili smrt“ (Vereinigung oder Tod), genannt die „Schwarze Hand“. Sie rekrutierte sich aus Offizieren. Nachdem 1903 eine serbische Offiziersgruppe in einem äußerst blutigen Staatsstreich die bisherige Dynastie ausgelöscht und einen Wechsel der Politik erzwungen hatte, blieb diese Militärclique auch in den folgenden Jahren politisch sehr einflussreich, wenn auch vorwiegend im Hintergrund. Sie bildete eine Gegenmacht zur ge-

42 Vgl. Fritz Fellner: Die „Mission Hoyos“, in: Fritz Fellner, Heidrun Maschl, Brigitte Mazohl-Wallnig (Hg.): Vom Dreibund zum Völkerbund. Studien zur Geschichte der internationalen Beziehungen 1882-1919, Wien 1994.

43 Kurt Riezler (1882-1955), Diplomat, Politiker, Philosoph, 1906 Pressereferent im AA, später engster Berater von Reichskanzler Bethmann-Hollweg, u.a. Verfasser des „Septemberprogramms“ von 1914. Vgl. Karl Dietrich Erdmann (Hg.): Kurt Riezler, Tagebücher, Aufsätze, Dokumente, Göttingen 1972.

wählten parlamentarischen Regierung, etwas, was man heute einen tiefen Staat nennt. Ihr unbestrittener Führer war der 1913 zum Chef des serbischen Militärgeheimdienstes berufene Dragutin Dimitrijević (Spitzname „Apis“). Die Planung des Attentats durch die drei Führer der „Schwarzen Hand“ Dimitrijević, Ciganović und Tankošić wurde durch den Thessalonikiprozess 1917 gerichtsnotorisch und öffentlich gemacht. Erst 1917 fühlte sich der serbische Regierungschef Nikola Pašić⁴⁴ stark genug, sich dieser Militärclique zu entledigen. Er ließ elf Führer der „Schwarzen Hand“ vor ein Militärgericht stellen. Sie wurden fälschlich angeklagt, die Ermordung des Prinzregenten geplant zu haben. Neun Angeklagte wurden zum Tode verurteilt, drei, darunter Apis, erschossen.

Auch in einem zweiten Punkt, im Wissen serbischer Regierungsmitglieder, irrte Wiesner. Die Regierung hatte das Attentat nicht befohlen, ihr Chef aber hatte vorher davon gewusst und es nicht verhindert. Über den Doppelagenten Ciganović erfuhr Regierungschef Pašić vorab von dem Attentatsplan. Er konnte beurteilen, dass ein solches Attentat zum Krieg führen würde, befand sich aber in einem Dilemma: Warnte er öffentlich vor einem solchen Plan, riskierte er, als Verräter verfemt und von der „Schwarzen Hand“ ermordet zu werden. So beauftragte er den serbischen Gesandten in Wien, Jovan Jovanović, mit diplomatischen Aussagen in Wien vor dem Anschlag zu warnen. Der Gesandte wurde am 21. Juni 1914 von dem für Bosnien-Herzegovina zuständigen Minister Biliński empfangen und sagte diesem, es wäre gut, wenn der Thronfolger Sarajewo nicht besuchte. Unter den jungen Serben, die in den k.u.k. Streitkräften dienten, „könnte auch einer sein, der anstelle einer Platzpatrone eine scharfe Kugel in sein Gewehr oder seinen Revolver geladen habe“. Biliński erwiderte nur: „Hoffen wir, dass nichts passiert.“ Er nahm die vage Warnung nicht ernst; wir wissen nicht, ob er sie als Einschüchterungsversuch ansah oder als unerwünschte Einmischung in die innere Politik der Doppelmonarchie. Biliński behielt dieses Gespräch für sich, informierte keinen seiner Regierungskollegen darüber und weigerte sich auch noch, nachdem Jovanović es 1924 in die Wiener Presse gebracht hatte, darüber zu sprechen.⁴⁵

Nach Kriegsbeginn wurde Friedrich Wiesner im August 1914 als Vertreter des k.u.k. Außenministeriums in das aus dem Generalstab gebildete Armeekorps (AOK) von Österreich-Ungarn entsandt. Damit war er aus der aktiven Außenpolitik entfernt. Er blieb auch noch beim AOK, als 1916 der neue Kaiser Karl I Graf Czernin zum Außenminister berief. Bei den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk 1917/18 gehörte Wiesner zur Delegation der Doppelmonarchie, er war als Pressesprecher seines Ministeriums ernannt. Als nach der Auflösung der Doppelmonarchie der Staatskanzler von Deutsch-

44 Nikola Pašić (1845-1926), Führer der Radikalen Volkspartei Serbiens, 1893/93 und 1904-1918 Ministerpräsident Serbiens, 1921-1926 Regierungschef des Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen.

45 Brief von Jovanović an das Neue Wiener Tageblatt, Nr. 177 vom 28. Juni 1924; seither mehrfach publiziert.

Österreich, Karl Renner⁴⁶, 1919 sein Angebot an Wiesner, das Außenministerium zu übernehmen, zurückzog, ließ Wiesner sich pensionieren. Fortan lebte er als Publizist in Wien.

Für seine Tätigkeit von 1919 bis 1938 sind zwei signifikante Stränge seiner Aktivität zu vermerken, die hier nicht Gegenstand sind. Im Zuge der Fortführung des Weltkriegs in der Historiographie und der politischen Publizistik zur Kriegsschuldfrage, geriet Wiesner wegen seines Telegramms vom 13. Juli 1914 in die Kritik jener Autoren, die sich professionell der Aufgabe widmeten, den Versailler Kriegsschuldparagrafen zu „widerlegen“. Aber auch Wiesner selbst änderte seine Auffassung: Aufgrund des Salonikiprozesses und weiterer in der Forschung zunehmend erschlossenen Quellen vertrat er in mehreren Publikationen in den „Berliner Monatsheften“, dem offiziellen deutschen Organ des deutschen Kriegsschuldreferats⁴⁷, nunmehr die Auffassung, die vorherige Kenntnis und damit eine Mitschuld der serbischen Regierung am Attentat sei erwiesen.⁴⁸

Die Hauptanstrengung Wiesners nach seiner Pensionierung aber galt der legitimistischen Bewegung. Er wurde 1924 stellvertretender und 1938 geschäftsführender Vorsitzender des 1921 gegründeten „Reichsbundes der Österreicher“, der für die Wiedererrichtung der Habsburger-Monarchie arbeitete. Dieser monarchistische Bund wurde nach dem „Anschluß“ Österreichs 1938 aufgelöst, Wiesner als seine führende Persönlichkeit verhaftet und in das Konzentrationslager Buchenwald eingeliefert. Im Januar 1939 wurde er entlassen und lebte dann zurückgezogen in Wien. Seine Aktivität für den Legitimus, sein wichtigster Lebensinhalt von 1919 bis 1938, ist hier nicht Gegenstand, sie wird in der erwähnten Biographie von Schagerl ausführlich dargestellt.

46 Karl Renner (1870-1950), österr. sozialdemokratischer Politiker, Hauptvertreter des rechten Parteiflügels, 1918-1920 Staatskanzler, 1934-1950 Bundespräsident.

47 Das Auswärtige Amt in Berlin gründete 1919 das später Kriegsschuldreferat genannte Büro; es sammelte und publizierte Dokumente, um den Versailler Vorwurf zu entkräften, Deutschland und Österreich hätten den erste Weltkrieg zielstrebig geplant und damit vorsätzlich das Völkerrecht missachtet. Das Kriegsschuldreferat sollte vor allem Historiker, Journalisten und die öffentliche Meinung im Ausland durch Material und Publikationen beeinflussen und fungierte auch als interne Zensurstelle in Deutschland. Über das Referat finanzierte und regulierte das Auswärtige Amt seit 1921 die „Zentralstelle für Erforschung der Kriegsursache“, die ab 1923 die Zeitschrift „Die Kriegsschuldfrage. Berliner Monatshefte“ (Der Titel wurde mehrfach variiert) herausgab.

48 Vgl. z.B. Dr. Friedrich Ritter von Wiesner: Die Schuld der serbischen Regierung am Mord von Sarajewo, in: Alfred Wegerer (Hg.): Berliner Monatshefte für internationale Aufklärung der Kriegsschuldfrage, Jg. VI, Januar – Juli 1928.

Kurt Pätzold

Im Sumpf

Zur Debatte um Kriegsursachen und Kriegsschuld vor dem 100. Jahrestag des Weltkrieg-I-Beginns

Unter der Büchermasse, die ihren Druck dem bevorstehenden 100. Jahrestag des Beginns des 1. Weltkrieges verdankt, nimmt der Band von Hirschfeld/Krumeich¹ eine besondere Stellung ein. Sein Umfang schreckt nicht und er ist auf den ersten Blick und auch durch seine vielseitige Illustrierung als eine Darstellung erkennbar, die sich nicht nur an Spezialisten wendet, sondern als Leser ein ungleich breiteres Publikum sucht und wohl auch erreichen wird. Die Begrenzung des Umfangs war möglich, weil sich die Verfasser auf den deutschen Geschichtsaspekt konzentrieren. Auf die Darstellung der Vorkriegszeit und der so genannten Julikrise folgt die Schilderung der Massenstimmung zum Zeitpunkt des Kriegsbegins. Dann wird in nur drei Kapiteln die Spur der Ereignisse an den Fronten aufgenommen. Mehr Platz ist dem Leben an der „Heimatfront“, der Rolle der Kriegspropaganda, der Bedeutung der industriellen Produktion für die Kriegsdauer und der Politik im Kriege eingeräumt. Auch das belegt den Abschied von jener weithin überwundenen Fixierung der Kriegsgeschichte auf das Militär, auf Schlachten, Gefechte und Scharmützel. Auch das Leben des „gemeinen „Mannes“ oder der „Muschkoten“ im Kriege wird plastisch geschildert. Kapitel über den Zusammenbruch des militärischen Widerstandes an der Westfront, die Revolution, den Versailler Vertrag und die einsetzenden Nachkriegsentwicklungen beschließen den Band.

Dessen Autoren sind erstrangige Fachkenner. Gerd Krumeich hat bis 2010 an der Heinrich-Heine-Universität in Düsseldorf gelehrt. Er ist durch Publikationen zu verschiedensten Themen, die der Weltkrieg aufgibt, ausgewiesen und dies mit dem besonderen Blick in die deutsche und die französische Geschichte. Auch für Gerhard Hirschfeld, Professor an der Universität Stuttgart und Direktor der Bibliothek für Zeitgeschichte in Baden-Württembergs Hauptstadt, bildet der Erste Weltkrieg seit Jahrzehnten einen großen Gegenstand seiner Forschungsarbeit. Beide sind wiederholt gemeinsam als Autoren und Herausgeber hervorgetreten und haben sich 2003 mit der Enzyklopädie zum Ersten Weltkrieg gleichsam ein literarisches Denkmal gesetzt,² das eine Herausforderung darstellt und hoffentlich eines nicht fernen Tages Spezialisten den Anstoß für einen „Nachfolgeband“ über den Zweiten Weltkrieg geben wird.

¹ Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich. Deutschland im Ersten Weltkrieg, Frankfurt a. M. 2013.

² Gerhard Hirschfeld mit Gerd Krumeich und Irina Renz (Hrg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn 2003. Aktualisierte und erw. Studienausgabe (UTB), Paderborn 2009. Vgl. die englische Ausgabe 2012: BRILL'S Encyclopedia of the First World War, ed. by Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich, Irina Renz, in cooperation with Markus Pöhlmann. English ed. supervised by James S. Corum, 2 Vol., Leiden, Boston. Mass. 2012.

Wider Christopher Clarks Revisionismus

Nun ist dieses Buch zu einem Zeitpunkt auf den Markt gelangt, da sich auf deutschen Bestsellerlisten eine Publikation des in Großbritannien lebenden australischen Forschers Christopher Clark, die im September 2013 deutschsprachig erschien³, auf dem Wege zu Platz eins befand. Der Reklametext, mit dem sie der Verlag herausbrachte, lautet u. a.: „Lange Zeit galt es als ausgemacht, dass das deutsche Kaiserreich wegen seiner Großmachtträume die Hauptverantwortung am Ausbruch des Ersten Weltkriegs trug.“ Die Sätze verbreiten Dunkelheit und ihr Inhalt ist schlicht falsch: *Erstens* beträgt die „lange Zeit“ ein halbes Jahrhundert. *Zweitens* hatte niemand, nach Art einer Verabredung zum nächsten Skatspieler-treffen, ausgemacht, wie Geschichte zu betrachten sei. Vielmehr legte ein Forscher, der in Hamburg an der Universität lehrende Fritz Fischer, auf der Basis seiner Archivstudien Anfang der sechziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts Ergebnisse vor, die seine Schüler weiter fundierten und die in der Zunft der Historiker akzeptiert wurden. Sein Fazit wird auch in Schulgeschichtsbüchern der Bundesrepublik zitiert. Davon sogleich in einem knappen Exkurs einige Worte mehr.

Es waren – dies *drittens* – nicht Großmachtträume der zivilen und militärischen Führer im Reich Wilhelms II., denen die Hauptverantwortung für den Weg in den Weltkrieg zuzuschreiben ist, denn eine Großmacht war das 1871 gegründete Reich ökonomisch wie militärisch binnen drei Jahrzehnten schon geworden, sondern Weltmachtpläne. Weiter heißt es dann im Text: „In seinem bahnbrechenden neuen Werk kommt ... Clark zu einer anderen Einschätzung. Clark beschreibt minutiös die Interessen und Motivationen der wichtigsten politischen Akteure in den europäischen Metropolen und zeichnet das Bild einer komplexen Welt, in der gegenseitiges Misstrauen, Fehleinschätzungen, Überheblichkeit, Expansionspläne und nationalistische Bestrebungen zu einer Situation führten, in der ein Funke genügte, den Krieg auszulösen, dessen verheerende Folgen kaum jemand abzuschätzen vermochte.“ *Erstens* gehört die Allerweltsvokabel von der komplexen – zu deutsch: vielschichtigen oder vielgestaltigen – Welt zu den Lieblingsphrasen auch von Historikern, die eine Situation, ein Ereignis oder einen Prozess genauer nicht beschreiben können oder wollen, denn eine andere als die komplexe Welt gibt es nicht. *Zweitens* waren es nicht nur Irrtümer, Eitelkeiten, Pläne und Bestrebungen, die, wo Menschen agieren, stets anzutreffen sind, waren es nicht nur einzelne Akteure, deren unbeabsichtigtes Handeln oder Unterlassen eine Situation entstehen ließ, die keiner gewünscht oder gewollt hatte, an die jener junge Serbe Gavrilo Princip nur noch die Lunte zu legen und zu entzünden brauchte. *Drittens* ist es nicht wahr, dass die Folgen des Schritts über die Kriegsschwelle für niemanden absehbar gewesen wären. Dem widersprechen ein paar „Ausnahmen“, von denen drei – und zwar nach Herkunft, Denkweise und gesellschaftlicher Stellung sehr unterscheidbare – Zeitzeugen genannt werden sollen: Der Gesellschaftstheoretiker und Historiker Friedrich Engels (1820-1895), der 1887 auf die

³ Christopher Clark, Die Schlafwandler. Wie Europa in den ersten Weltkrieg zog, München 2013.

grundstürzenden politischen Ergebnisse verwies, die auf einen sich abzeichnenden Weltkrieg folgen könnten. Sodann der preußische Generalstabschef Helmuth Graf von Moltke (1880-1891), der 1890 sich in einer Reichstagsrede gegen die naive Vorstellung von einem kurzen Weltkrieg wandte und seine Ansprache mit einem „Wehe dem“, der die Lunte legt und zündet, schloss. Des Weiteren der Hamburger Lehrer Wilhelm Lamszus (1861-1965), ein Pazifist, der, was da nahte, 1910 als Menschenschlachthaus⁴ identifizierte, ein Begriff, der später aus vieler Munde und Feder immer wieder benutzt wurde.

Ein Blick in Schulgeschichtsbücher

Welchen Platz eine bestimmte Sicht auf Personen, Ereignisse und Prozesse der Geschichte einnimmt, lässt sich nicht zuletzt an den Texten von Büchern erkennen, die im Geschichtsunterricht der Schulen benutzt werden. Das trifft auch auf die Sicht Fritz Fischers zu. Das Lehrbuch, das für Schulen Mecklenburg-Vorpommerns⁵ bestimmt wurde, zitiert Fritz Fischer mit seiner Kernthese, wonach „die deutsche Reichsführung den entscheidenden Teil der historischen Verantwortung für den Ausbruch des allgemeinen Krieges“ trägt. Darauf lassen die Autoren Thomas Nipperdey (1927-1992) mit dem Satz zu Wort kommen: „Der Krieg kam, weil alle oder einige am Frieden zweifelten, nicht weil alle oder einige zum Krieg unter allen Umständen entschlossen waren.“⁶ Also kam er so, obwohl ihn eigentlich niemand wollte. Daran wird der „Arbeitsauftrag“ für die Schüler geschlossen: „Wie beurteilst du die Auffassung, dass der Imperialismus der europäischen Großmächte eine wesentliche Ursache für den Ersten Weltkrieg war? Begründe deine Meinung.“ Die Autoren halten sich zurück und den Schülern wird, wenn ihr Lehrer es nicht versucht, keine Meinung aufgedrängt. Man mag sich vorstellen, wie nach diesem didaktischen Grundsatz Unterrichtsstunden im Fach Physik oder Chemie verlaufen würden.

Ein anspruchsvolleres Schulbuch, zum Gebrauch in der Oberstufe gedacht⁷, zu dessen Herausgebern Imanuel Geiss (1931-2012) gehört, der wohl durch seine Arbeiten bekannteste Fischer-Schüler, eröffnet die Zitatenserie ebenfalls mit der schon angeführten Textstelle aus Fischers Hauptwerk. Darauf folgt Gerhard Ritters (1888-1967) Gegenposition, der zufolge Deutschland seit 1911 „eingekreist“ und in eine Situation gebracht worden sei, in der nur „eine Regierung von Abenteurern“ daran gedacht haben könnte, einen Krieg zu provozieren. Die aber, darf der Schüler hinzudenken, besaß Deutschland nicht. Und gerade den Militärs, fährt Ritter dann fort, wäre in jenem Zeitraum „klar bewusst“ geworden, wie unzuläng-

⁴ Wilhelm Lamszus, Das Menschenschlachthaus – Bilder vom kommenden Krieg, kommentierter Nachdruck der 1. Auflage von 1912, München 1980.

⁵ Geschichte plus, Klasse 10, Ausgabe Mecklenburg-Vorpommern [Verlag Volk und Wissen], Berlin 2003.

⁶ Ebd. S. 38.

⁷ Epochen und Strukturen: Grundzüge einer Universalgeschichte für die Oberstufe, hrg. v. Imanuel Geiss, Band 2: Vom Absolutismus bis zur Gegenwart [Diesterweg-Verlag], Frankfurt/M. 1996.

lich ihre Land- und Seerüstungen waren, so dass auch sie sich auf das Abenteuer eines Zweifrontenkrieges nicht einlassen wollten. Das kann nur als Kriegsverzicht aufgrund des Wissens um die eigene Schwäche gelesen werden. Daran schließen sich Kurztexte von Andreas Hillgruber (1925-1989) und Klaus Hildebrand an, also von Vertretern der ersten Reihe bundesrepublikanischer Fachleute: Nach Hillgruber kann von einer zielbewusst auf den großen Krieg orientierten Reichspolitik, „wie sie Fritz Fischer zu sehen meint ..., keine Rede sein“. Hildebrand hingegen schreibt dem Deutschen Reich die initiierende Verantwortung „für den Ausbruch des Ersten Weltkrieges“ zu. Doch hat er zuvor dargelegt, klargestellt, dass es dazu als Folge einer Politik gekommen sei, mit der die Reichsregierung den „Ring“, der um Deutschland gelegt worden war, entweder diplomatisch oder auf dem risikvollen Kriegsweg aufsprengen wollte. Also demnach vollzog sich so etwas wie eine Politik in Ab- und Notwehr. Hier lautet der anschließende Arbeitsvorschlag: „Stellen sie die Argumente der Kontroverse gegenüber“, was eigentlich auf den Seiten zuvor die Autoren schon taten, und weiter: „Überlegen Sie, woher der polemische Tonfall herrührt, wenn Sie an die Rolle Deutschlands im 20. Jahrhundert denken!“⁸ Dieser rätselhafte Auftrag soll von den Schülern in Gruppenarbeit erledigt werden.

In einem noch unter Mitwirkung von Geschichtspädagogen und Historikern der DDR herausgegebenen Schulgeschichtsbuch für Mittelschulen in Sachsen⁹, an dem wiederum auch Imanuel Geiss mitgearbeitet hat, wird zunächst Fischer mit seiner Kernthese zitiert und dahinter die ebenfalls schon vorgestellte Gegenposition Gerhard Ritters gesetzt. Daran schließt sich die Position Fritz Kleins (1924-2011) an, eines der bekanntesten Weltkriegsforschern im ostdeutschen Staat, der zufolge der deutsche Imperialismus „das größte Interesse an einer Neuaufteilung der Welt besaß“. Endlich kommt Thomas Nipperdey, jedoch mit einer anderen Textstelle, wieder zu Wort. Er meint: „Und wenn man ... die Entscheidungsfreiheit der Handelnden bedenkt, so haben alle Anteil an der Zuspitzung der Krise, wenn auch unterschiedlich“. Das ist, dies nebenbei, eine bemerkenswerte Logik, denn unter Berufung auf die gleiche Freiheit ließe sich doch begründen, dass alle ohne Anteil gewesen wären. Daran schließt sich die Forderung an die Schüler: „Entscheide Dich für ein Historiker-Urteil oder für Teilaspekte. Erkläre, warum Du Dich so entschieden hast.“¹⁰ Die 14- oder 15jährigen Knaben und Mädchen sollen leisten, was die Buchautoren unterlassen haben. Damit genug von diesem Teil pluralistischer Schulpädagogik, die vor allem belegt, dass Fischers Auffassung den Schülern vorgestellt wurde, jedoch verbunden mit einer mehr oder weniger großen Zahl von Einwänden. Jedenfalls war die Auffassung über Deutschlands „Hauptverantwortung“ unter deutschen Schulbuchautoren keineswegs so „ausgemacht“, wie vom Verlag im Werbetext zu Clarks Buch behauptet. Damit zurück zu Clark und seiner zentralen These

⁸ Ebd. S. 222f. und 226.

⁹ Expedition Geschichte 4, Klasse 8 [Diesterweg-Verlag], Frankfurt am Main 2006.

¹⁰ Ebd. S. 31f.

von der im Wesentlichen gleichen Schuld der europäischen Staaten und deren Politiker am Weg in den Weltkrieg.

Das englischsprachige Original war 2012 erschienen und Gerd Krumeich hatte in einer Rezension ihm ein Willkommen geschrieben und gefragt, ob nun nicht die Sicht Fritz Fischers auf die Rolle des Deutschen Kaiserreichs, seiner Zivilisten und Militärs an der Staatsspitze, entwickelt und begründet in dessen Werk „Griff nach der Weltmacht“¹¹, verabschiedet werden müsse. In ihrem Buch gehen Krumeich/Hirschfeld auf Clarks Version ausdrücklich nicht ein, sein Name fällt nicht und Fischer wird nur en passant als Entdecker jener Denkschrift erwähnt, in der die Reichsregierung 1914 im September ihre Kriegsziele zusammenfasste.

Ohne wissenschaftliche Debatte

Wie die deutschen Historiker, namentlich die an den Universitäten und Hochschulen Lehrenden, die doch für eine Auseinandersetzung mit dem australischen Hochschullehrer in erster Linie zuständig sein sollten, auf die Geschichte des Ersten Weltkrieges blicken, ließ sich an der Zahl der Entgegnungen ablesen, die Clarks Buch herausforderte. Im Ganzen waren es zwei Stimmen, die sich, diese aber bestimmt, dem Revisionsversuch widersetzen. Die eine stammte von dem emeritierten Freiburger Hochschullehrer und vieljährigem Mitarbeiter des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes der Bundeswehr Wolfram Wette und wurde in einer politikwissenschaftlichen Zeitschrift gedruckt.¹² Die andere war die des Historikers und Publizisten Volker Ulrich, langjähriger leitender Mitarbeiter der Wochenzeitung „Die Zeit“, die seine Wortmeldung auch druckte.¹³ Diese beiden Äußerungen sind die einzigen, die sich, unbekümmert um den argumentationslosen Beifall in Zeitungen, Zeitschriften, Rundfunk und Fernsehen, auf Dokumente gestützt und auch in der Wortwahl deutlich von der jüngsten Verzeichnung der Vorgeschichte des Weltkrieges distanzieren.

Mit dem Schweigen der Mehrheit der Zuständigen war dafür gesorgt, dass die Medien in der Bundesrepublik ihre Begrüßungshymnen ungestört singen und senden konnten. Eine die Öffentlichkeit erreichende Debatte der Fachleute fand nicht statt. Wo sich Spezialisten in Sälen mit Clark trafen und sich deutschem Publikum in Talkshows präsentierten, war eine weitgehende Übereinstimmung gesichert. Die eigentlichen Kontrahenten wurden nicht zu Tische gebeten. Ein Abwägung der Auffassung Fischers und ihre genaue Punkt-für-Punkt-Konfrontation mit der Clarks, also eine Debatte, die das Kennzeichen „wissenschaftlich“ verdient hätte, fand nicht statt. Deutschlands Beitrag zum Weg in den Krieg wurde auf allgemeines Niveau herabgesetzt, so etwas wie

¹¹ Fritz Fischer, *Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik des Kaiserreichs 1914-1918*, Düsseldorf 1961.

¹² Wolfram Wette, 1914: Der deutsche Wille zum Zukunftskrieg, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, 1/2014, S. 41 – 53.

¹³ Volker Ulrich, Erster Weltkrieg. Zündschnur und Pulverfass, in: *Die Zeit*, 38/2013, 17. September 2013.

eine zumindest partielle Rehabilitierung der deutschen Eliten von einst vorgenommen und das Bild der deutschen Geschichte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts geschönt. Denn Fischer, dessen Geschichtsbild nun als veraltet und überholt markiert wurde, betraf nicht nur die Vorgeschichte von 1914, sondern stellte den Zusammenhang beider Weltkriege her, indem der Nachweis der Kontinuität der Politik des deutschen Imperialismus erbracht wurde.

Im einleitenden Kapitel „Vor dem Krieg“ benennen auch Hirschfeld/Krumeich die Kriegsursachen und charakterisieren insbesondere Deutschlands Rolle. Sie setzen bei den seit der Jahrhundertwende verschärften Auseinandersetzungen über die „imperiale Aufteilung der Welt“ (S. 11) ein, erwähnen den „kolonialen Wettlauf“ Deutschlands mit Frankreich und Großbritannien (S. 12), konstatieren die „aggressive Weltpolitik“ des Deutschen Reiches (S. 15), und einen „neuen deutschen Expansions- und Konfrontationskurs“ (S. 16), verweisen auf das Streben Deutschlands, „den Durchbruch zur ‚Weltmacht‘ zu schaffen“ (S. 22) und „ein mehr oder minder zusammenhängendes Kolonialimperium zu erobern“ (S. 27). Sie zitieren aus der berühmten Rede August Bebels die beiden Sätze: „Dann kommt die Katastrophe. Alsdann wird in Europa der Generalmarsch geschlagen. auf den hin 16 bis 18 Millionen Männer, die Männerblüte der verschiedenen Nationen, ausgerüstet mit den besten Mordwerkzeugen gegeneinander als Feinde ins Feld rücken.“ (S. 28) Auch das ein Beleg gegen die These, es sei generell nicht voraussehbar gewesen, was für ein Krieg bevorstand, die übrigens ebenso durch den lange vor Kriegsbeginn anzutreffenden Gebrauch des Begriffs „Weltkrieg“ fragwürdig und unhaltbar ist.

Die gemiedene Frage nach den sozialen Ursachen

An der Existenz und dem Wirken „imperialistischer Kreise des Deutschen Reiches“ (S. 18) lassen die Autoren keine Zweifel. Indessen verzichten sie darauf, sie und deren Antriebe näher zu identifizieren, weder durch eine Zuordnung in der Gesellschaft noch in persona. Das erinnert doch an die Wendung in Bertolt Brechts Drama vom Herrn Puntila und seinem Knecht Matti, wonach, solange kein Name gefallen ist, nichts passiert sei. Indessen geht es um etwas mehr: Unter „imperialistisch“ wird nicht mehr als die Kennzeichnung einer Politik verstanden, die bestimmte Macht- oder kolonialpolitische Ziele verfißt und die von den einen Politikern verfolgt, von anderen mit Skepsis gesehen, von dritten abgelehnt wird. Aus welchem Boden sie hervorgeht und gespeist wird, denn sie ist doch historisch entstanden und war nicht zu allen Zeiten anzutreffen, wird nicht erfragt und erforscht. Die Vorkriegsgesellschaften mit ihren Widersprüchen und Interessen bleiben uncharakterisiert und werden auf ihre Ursprünge nicht untersucht. Das ist ein bemerkenswertes Verfahren verglichen mit dem jedes Justizgerichts, das, vermutet es hinter einer Explosion eine Untat und einen Verbrecher, nicht nur nach dessen Absicht und Antrieb fragt, sondern auch nach den sozialen und individuellen Entstehungsgründen für sein Handeln fähndet und darüber hinaus nach Interessenten oder gar Auftraggebern, die es für das Geschehen womöglich ursächlich verantwortlich zu machen hat.

Das Forschen nach den Kriegsursachen nicht nur des Ersten Weltkrieges stößt, wie viele weitere Publikationen zeigen, auf eine Grenze. Wie akribisch auch immer betrieben, seine Reichweite endet bei den zumeist an der Rampe der historischen Bühne agierenden Personen. Diese werden nach Denken und Tun, Erfahrung und Unbedarftheit, Wissen und Unkenntnis, Rechnungen und Spekulationen, auch nach Eigenschaften ihres Charakters durchmustert, auch nach Einflüssen weiterer Personen und anderem mehr. Die gesellschaftlichen Zustände aber, in die sie gestellt sind, in denen sie ihren Platz und ihre Rolle fanden und besetzten – und das nicht nach dem Prinzip „Sie haben die freie Auswahl“ –, erfahren keine Analyse und Charakteristik. Es müsste sonst von der bürgerlichen Gesellschaft gehandelt werden, in der bei allem Wandel, der sich in einem Jahrhundert vollzog, die Europäer noch immer leben – und das wiederum ließe unbeliebte Fragen entstehen.

Zurück zu den Kennzeichnungen der imperialistischen Politik des Kaiserreiches bei Hirschfeld/Krumeich, die sie auch nicht zu der Aufnahme des Begriffs vom „imperialistischen Krieg“ führen. Sie spenden den Verfechtern dieser Politik eine Art Absolution, wenn sie behaupten: Von einem „zielbewussten Steuern in Richtung auf einen europäischen oder gar einen Weltkrieg kann nicht die Rede sein“. (S. 29) Gewiss nicht, wenn man sich darunter naiv vorstellt, es müsse so etwas wie einen Fahrplan mit Abfahrts- und Ankunftszeiten, Halte- und Zielbahnhöfen gegeben haben, wie ihn die Deutsche Reichsbahn besaß, und dazu eine vollständige Liste, in der alle denk- und wünschbaren Kriegsziele aneinandergereiht wurden. Als hätten die überkommene, unaufgegebene Grundhaltung, dass Krieg ein legitimes Mittel der Politik sei, und die erfahrungsgesättigte Überzeugung führender ziviler und militärischer Kreise, dass ihre imperialistischen Forderungen sich nur auf dem Wege militärischer Gewalt durchsetzen lassen würden, für ihren Entschluss nicht genügt. Der Anlass, die Schwelle zum Kriege zu überschreiten, würde sich finden, und ob der genutzt würde, war dann einzig von dem zu treffenden Urteil über Gunst oder Ungunst der Stunde abhängig.

Gar so weit sind die Autoren von dieser Sicht nicht entfernt, benutzen sie doch für die Charakteristik der deutschen Politik in der Juli-Krise Bilder wie die vom „deutschen Spiel mit dem Feuer“ (S. 42), das kein Spiel war, und vom Hantieren „mit der Lunte“ (S. 49). Die Tatsache, dass die politischen und militärischen Größen des Kaiserreiches einen anderen Krieg bekamen, als alle, die sie sich zuvor vorgestellt haben mochten, besagt nichts dagegen, dass sie ihn planvoll und zielbewusst begannen und manche von ihnen mindestens mit einer Vorahnung des Risikos, die sie zaudern und zögern, dann aber doch Ja sagen und mitmachen ließ.

Man muss den russischen Imperialismus, der nach dem Balkan und dem Bosphorus gierte, nicht schön reden, nicht über die ebenfalls imperialistischen Interessen Großbritanniens und Frankreichs hinwegsehen, die ihre Macht strikt zu behaupten und auf die letzten nicht kolonialisierten Territorien auszudehnen suchten, man braucht von Italien nicht abzusehen, dass sich soeben durch einen Krieg gegen das osmanische Reich eine Kolonie im Norden Afrikas zugelegt hatte, auch nicht von Deutschlands Bundesgenossen Österreich, der seine slawischen Untertanen zu vermehren gedachte, und kommt doch zu dem Ergebnis,

dass niemand mehr und ausdauernder und entschlossener auf einen Krieg hinarbeitete als das Deutsche Kaiserreich. Dieses Urteil steht auf sicherem Faktengrund. Und so braucht es keine Prophetie zur Aussage, dass es der bahnbrechenden Erkenntnis des Christopher Clark nicht anders ergehen wird als jener, die vor etwa zwei Jahrzehnten der US-amerikanische Soziologe Daniel J. Goldhagen mit „Hitlers willige Vollstrecker“ vorlegte. Wer erinnert sich des Reklamelärms noch, der um ihn und seine Entdeckung in der Bundesrepublik erzeugt wurde, und wer von jenen, die daran teilnahmen, will daran heute noch erinnert sein?

Interessanter als die Entdeckung Clarks ist die Frage, wie sich deren Aufnahme hierzulande erklären lässt. Das ist mit allen Verästelungen nicht leicht herauszufinden. Doch mit dem Bemerkten, dass hinter Publikationen Verlage stehen, die Kasse machen, ist es nicht getan. Auch damit nicht, dass Journalisten aller Medien hinter Nachrichten her sind, denen sich ein sensationeller Anstrich geben und damit Aufmerksamkeit erzielen lässt. Doch: Clark hat „den Deutschen“ für 1914 zwar keinen Freispruch ausgestellt, aber sie doch – genauer: ihre Vorfahren –, von der Anklage einer eigenen größeren Verantwortung für das Völkergemetzel vor einem Jahrhundert schmerzlos entbunden. Er hat sie gleichsam auf das „europäische Niveau“ zurückgeholt. Das war Balsam auf alle deutschen Seelen, die beim Blick in die Geschichte des 20. Jahrhunderts schon mit Hitler und den Seinen (und mit denen verbinden sich weitere Generationen ihrer Vorfahren) schon genug zu bewältigen haben. Da liegen die Dinge offen zu Tage und dennoch wird auch deren partielle Verdunkelung versucht. Der bevorstehende 75. Jahrestag des Beginns des Zweiten Weltkrieges wird da alte und neue Akteure auf den Plan rufen.

Die Abwehr gegen die Kriegsschuldfrage

Clarks These über Deutschlands Rolle auf dem Wege in den Ersten Weltkrieg hat für die Leser seines Buches eine Frage weitgehend aus dem Blickfeld gerückt¹⁴, die er im gleichen Zusammenhang und sein Werk abschließend aufwirft. Sie lautet, ob es überhaupt die Geschichtswissenschaft und ihre Vertreter voranbringt, wenn nach der Kriegsschuld geforscht werde. Wörtlich fragt er, und zwar nicht allein im Hinblick auf den Ersten Weltkrieg, sondern erkennbar mit Bezug auf jegliche Kriege: „Ist es wirklich nötig, dass wir ein Plädoyer gegen einen einzigen schuldigen Staat halten oder eine Rangordnung der Staaten nach ihren jeweiligen Anteil an der Verantwortung für den Kriegsausbruch aufstellen?“¹⁵ Darauf antwortet der Autor nicht mit einem Ja oder einem Nein. Er listet vielmehr eine Reihe von Gefahren und Irrwegen auf, die sich auftun, würde mit diesem Ziel geforscht und geurteilt. Sein *erster* Einwand besagt, eine Darstellung, die sich „in erster Linie mit der Schuldfrage befasst“ (von solcher Linie war freilich nicht die Rede) und einem „schuldorientierten Untersuchungsmodell“ (was mag das sein?) folgt, gehe „oft mit Vorurteilen einher“. Das ist ein Bluff. Denn es gibt keine Fra-

¹⁴ Nicht jedoch für Volker Ulrich, a. a. O.

¹⁵ Clark, a. a. O., S. 715.

ge und auch keine an die Geschichte zu stellende, die aufgrund von Vorurteilen nicht mit einer falschen Antwort versehen werden, nicht statt zur Wahrheit in den Irrtum führen könnte. Und es gibt keine Zählung und folglich keinen Beweis, dass dies bei der Erforschung der Kriegsschuldfrage oft geschehen würde. Der *zweite* Einwand behauptet, eine solche Darstellung neige zu „der Prämisse“, dass „ein Protagonist letztlich Recht und der andere Unrecht haben muss.“ Indessen ist die Frage nach historischem Recht oder Unrecht eine andere als die nach Schuld oder Unschuld an einem Kriege. Dass jemand einen Anspruch rechtens geltend machen kann, gibt ihm nicht das Recht, ihn kriegerisch durchzusetzen, und also kann, wer im Recht sein mag, dennoch die Schuld an einem Kriege tragen. *Drittens* hafte dem „anklägerischen Ansatz der Nachteil“ an, das Blickfeld der Forschenden einzuengen, denn es würde auf einen Staat eingegrenzt statt auf die Summe der Beteiligten und deren Handeln ausgeweitet. Wen mag sich der Autor hier als einen Erforscher vorstellen? Kaiser Wilhelm II., Hindenburg oder einen aus der großen Schar derer, welche die Lügen von deutscher Unschuld und der Vaterlandsverteidigung verbreiteten? Einen Historiker jedenfalls nicht, denn dessen Ansatz bildet die Erhellung der Frage nach Kriegsursachen und Kriegsverursachern und, sofern das nicht eindeutig ist wie im Falle des Zweiten Weltkrieges, die Untersuchung und, soweit möglich, Abwägung der Anteile aller. Erst am Ende lässt sich dann urteilen, wem welche oder welcher Teil der Verantwortung und der historischen Schuld zuzumessen ist. Sodann, Clark weiter, würden die Schuld-sucher dazu neigen, die Handlungen der Mächtigen als geplant und absichtsvoll zu konstruieren. Ins Extrem getrieben, bringe dieses Vorgehen „Konspirationsnarrative hervor, in denen ... Einzelpersonen wie die Bösewichte ... die Ereignisse hinter den Kulissen nach einem bösen Plan“ steuern würden. Hier nun lässt Clark seiner Phantasie freien Lauf – nicht völlig, sondern angeregt und gelenkt durch James-Bond-Filme, auf die er verweist, um diese „Neigung“ zu veranschaulichen. Dieser Ansatz, meint der Autor zusammenfassend, könne wohl eine moralische Befriedigung derer bewirken, die ihm folgten. Nebenbei: Alle diese Gefahrenthesen erscheinen dem Autor so am Tage zu liegen, dass er auf jeden Literaturverweis verzichtet, mit der die eine oder andere belegt worden wäre. Der Krieg von 1914, so schließt er, zu seinem Hauptthema zurückkehrend, sei ohne Absicht, Plan und Ziel zustande gekommen¹⁶, schlafwandelnd eben.

Clarks Zurückweisung der Frage nach der Kriegsschuld, das kann hier nicht unerwähnt bleiben, bezeugt die Haltung eines Historikers, der gesellschaftliche Bedürfnisse ignoriert. Denn Antworten darauf suchten Millionen Menschen, Angehörige vieler Nationen und Völker. Und sie fragten umso mehr und lauter, je mehr die Menschenverluste, die zerstörten Landschaften und Werte aller Art mit den Kriegsjahren ins Unermessliche wuchs. Und können, um beim Ersten Weltkrieg zu bleiben, Forscher die Frage abweisen im Wissen, das schon vor Kriegsbeginn von den Herrschenden im Deutschen Kaiserreich dafür gesorgt wurde, dass der Verdacht der Kriegsschuld nicht auf sie falle, im weiteren Wissen, dass der deutsche Kaiser wie der Österreich-Ungarns in Appellen an ihre Untertanen beteuerte-

¹⁶ Ebenda, S. 716.

ten, dass sie diesen Krieg nicht wollten, ja nichts mehr wünschten, als in Frieden zu leben? Sollen sie diese Lügen unwiderlegt stehen lassen? Oder die Frage der Kriegsschuld an Moralphilosophen, Psychologen und Psychiater überweisen und an die Juristen? Und soll ihr Schweigen aus vorgeblich innerwissenschaftlichen Gründen diejenigen bedienen, die heute wünschen, dass nach ihrer Rolle bei der Entstehung von Kriegen nicht gefragt wird? Diese Fragen sind nahezu rhetorisch. Doch gilt das nicht für die eine, wie erklärt werden kann, dass die Kritik hierzu-lande Clarks Zurückweisung der Kriegsschuldfrage hingenommen hat.

Konnten „wir“ nicht doch siegen?

Lässt sich das Buch des Australiers, ohne dass die vielen Details, die er zum Hergang der politischen und diplomatischen Aktionen erforscht und ausbreitet hat, gering geschätzt oder gar ignoriert werden, in seinem Kern als ein zum Scheitern verurteilter Versuch der Geschichtsrevision ablegen, so gilt das für die ebenfalls und von deutschen Wissenschaftlern wiederbelebte Frage, ob das Kaiserreich Wilhelms II. den Ersten Weltkrieg nicht doch hätte gewinnen können, nicht. Diese Frage erscheint als grotesk, zu Deutsch etwa: grillenhaft. Dennoch haben sich zwei ernst zu nehmende Männer die Frage wieder gestellt, die, kaum dass die Waffen 1918 deutscherseits gestreckt waren, vor allem die Militärs beschäftigte, pensionierte wie in die Reichswehr übernommene. Sie waren die ersten, die im Rahmen ihrer Möglichkeiten begannen, Lehren für ein anderes Mal zu gewinnen. Das ging nicht ohne reichliche Schuldzuweisungen an jene ab, denen die Verhinderung oder gar die Sabotage des Sieges angelastet wurde. Hitler gab die Schuld der Vorkriegspolitik, die sowohl die rechte Erziehung der Massen verfehlt wie den besten Zeitpunkt für den Kriegsbeginn verpasst habe. Andere apostrophierten Fehler und Versäumnisse der Diplomatie und Bündnispolitik, dritte Mängel des Schlieffenplans und seiner Modifikation, wieder andere die zaudernde Politik von Zivilisten an der Reichsspitze und die unentschlossene Unterdrückung der Kriegsgegner sowie die demoralisierenden Friedensangebote im Kriegsverlauf usw.

Nun also hat der von deutschen Medien viel bemühte Herfried Münkler, Professor für Politische Wissenschaften an der Humboldt-Universität, dessen Studien jüngst auch von der Volkswagen- und der Thyssen-Stiftung kräftig gefördert wurden, sich dieses Gegenstands erneut angenommen. Und er hat eine schlichte Antwort wieder gefunden. Er sieht, wie er Lesern ebenso wie Fernsehzuschauern mitteilte, den Sieg bei Beginn des Krieges möglich und dennoch vergeben, weil der deutschen Streitmacht, angetreten zur Verwirklichung des Schlieffen-Plans, dazu „unter dem Strich drei Armeekorps“ gefehlt hätten¹⁷, um auf dem Boden Frankreichs

¹⁷ Herfried Münkler, *Der Große Krieg. Die Welt 1914 bis 1918*, Berlin 2013. „Die Deutschen haben gerade mal 50 Prozent der wehrtüchtigen jungen Männer wehrtüchtig ausgebildet. Das haben sie unter anderem darum nicht getan, weil, wenn sie das getan hätten, es dazu geführt hätte, dass sehr viele Bürgerliche Offiziere geworden wären, was fast noch schlimmer ist, sehr viele Sozialdemokraten Unteroffiziere. Das heißt, es wäre eine andere Armee gewesen. Das führt dazu, dass sie im Prinzip zu wenige Männer im August/September 1914 haben, es fehlen ihnen unterm Strich drei Armeekorps, die sie gebraucht hätten.“ Herfried Münkler im Inter-

im August und September 1914 zu siegen. Mit ihnen kein „Wunder an der Marne“, mit ihnen kein Rückzug und kein immer tieferes Eingraben in endlose Gräben von der deutsch-schweizerischen Grenze bis an die belgische Nordseeküste, kein elendes Leben hunderttausender Soldaten in Unterständen, die sie mit Läusen und Ratten teilten. Mit ihnen der Sieg im Westen und sodann der Einsatz der geballten Kraft im Osten gegen das Zarenreich und seine Armee und das erfüllte Versprechen, „Weihnachten sind wir wieder zu Hause“.

Wer hat da im preußisch-deutschen Generalstab, fußend auf dem Plan des Alfred von Schlieffen aus dem Jahre 1905, den Triumph sichernden Bedarf nicht richtig errechnen können? Sein Nachfolger auf dem Platze des Generalstabschefs, der Neffe des berühmten Helmuth von Moltke? Der war nach dem Scheitern des Plans, für den kein Ersatz existierte, noch 1914 ab- und in die zweite Reihe getreten, dann aber 1916 einem Schlaganfall erlegen, so dass er das vollständige Ende seiner Unternehmung nicht mehr erlebte. Nein, konstatiert Münkler, es handelte sich überhaupt nicht um einen Fehler, herrührend aus Unkenntnis in niederer Mathematik. Hingegen: Die Vergrößerung des kaiserlichen Heeres vor dem Kriege hätte mehr Offiziere verlangt, und diese mussten, da die Söhne des Adels dann nicht ausgereicht hätten, aus bürgerlichen Schichten gewonnen werden. Das war nicht gewollt. Und für den notwendig zu vergrößernden Bestand an Unteroffizieren wäre auf Männer aus Arbeiterschichten zurückzugreifen gewesen – und das galt wegen der dort in Teilen eingerissenen Frontstellung gegen den Mordspatriotismus ebenso wenig als annehmbare Problemlösung. So sind die letzten Ursachen für Deutschlands Niederlage und deren Folgen in zwei so gegensätzlichen Erscheinungen ausgemacht wie dem Hochmut des Adels, der, womöglich auch aus Konkurrenzangst, nicht Seite an Seite mit Bürgerlichen habe kommandieren und befehlen wollen, und der Sabotage der Sozialdemokratischen Partei, die in der Arbeiterklasse die Liebe zum Vaterland und die Treue zum Kaiserhaus jedenfalls partiell untergraben hatte. Zudem setzte diese Vergrößerung des Heeres finanzielle Mittel voraus, die der Reichstag in diesem Umfang nicht genehmigt hatte, sodass dessen Abgeordnete eine besondere Schuld für den verpassten Sieg trifft.

Nun hätten die unter dem Strich Fehlenden insgesamt etwa 30.000 Soldaten ausgemacht. Das ist, gemessen an der Gesamtzahl der in Westen eingesetzten Streitmacht, eine geringfügige Zahl, die für sich aber nichts besagt. Denn an einem entscheidenden Punkt eingesetzt konnten sie für den Ausgang einer Offensive eine entscheidende Rolle spielen. Doch wer glaubt im Ernst, dass diese Korps nach fünf Wochen Krieg mit Gewaltmärschen und Kämpfen anders verfasst gewesen wären, als die tatsächlich vorhandenen, die aufs äußerste strapaziert mit ihren Spitzen 50 Kilometer vor Paris standen? Wer sagt, dass ihr Nachschub weniger anfällig gewesen wäre, als jener der anderen Korps? Wer, dass der Zustand ihrer Pferde, des hauptsächlichigen Zugmittels für Kriegsgeschütz, Munition und Verpflegung, sich besser befunden hätte als der

allgemeine? Ein Zustand, den ein Militär in die Feststellung fasste, die Armee besäße kein Tier mehr, das schneller als Schritt gehen könne? Wer, dass diese Korps mehr französische Gefangene gemacht hätten als ihre Nachbarn, wozu der geordnete Rückzug des Gegners hätte verhindert werden müssen? Mit der Rechnung „unter dem Strich“ ist das Feld der Wissenschaft verlassen und das der Spekulation betreten, und so lässt sich fragen, welcher Reiz auf einen Autor ausging, diesen Schritt vom sicheren Grund in einen Sumpf zu tun.

Mehr Verwunderung noch löst die Tatsache aus, dass die Frage, ob Deutschland aus diesem Kriege schließlich doch und nicht nur, wie verlogen behauptet, als „im Felde unbesiegt“, sondern als wirklicher Sieger hätte hervorgehen können, auch den Historiker Gerd Krumeich beschäftigt hat. Wie Münkler stellt er eine contrafaktische Überlegung zum Ausgang des Weltkrieges an. Das geschieht in einer kleinen Schrift, einem Vorwort zu einem 2013 erschienenen Buch, dessen Herausgeber zwei französische Fachleute sind und an dem weitere Kenner der Materie mitwirkten. Darin ist in einem Abschnitt unter der Überschrift „Schluss mit dem Gemetzel, wir wollen frei sein!“ von der im Frühjahr 1917 sich geltend machenden Kriegsmüdigkeit französischer Soldaten die Rede, von Verweigerungen, sich in sinnlose Angriffe und den Tod befehlen zu lassen und der brutalen Wiederherstellung der Disziplin durch mörderische Erschießungen. Dies und die Geschichte der letzten deutschen Offensive in Frankreich, unternommen unter dem Namen „Michael“ und rasch gescheitert im Frühjahr 1918, meint Krumeich „kann uns Deutsche auf neue Gedanken bringen bei einer Gesamteinschätzung des Krieges“. Und fährt fort: „Man spürt in dieser Darstellung förmlich etwas, was im deutschen Historikerdiskurs über diese Zeit vollständig verloren gegangen ist, nämlich die Tatsache, dass eventuell noch im Sommer 1918 Deutschland den Krieg hätte siegreich beenden können.“¹⁸ Ob dieses Ende überhaupt – und wenn ja für wen – wünschenswert gewesen wäre, bleibt bei Krumeich so wenig erörtert wie bei Münkler. Vertieft diskutieren möchte er hingegen auch „den damaligen Vorwurf vieler deutscher Soldaten, von der Heimat im Stich gelassen worden zu sein“. Diese Kernthese und Hauptstütze der Legende vom im Felde unbesiegteten Heer, schreibt er, ließe sich heute erörtern, ohne Gefahr zu laufen, Nationalisten zu bedienen. Dessen ist sich Krumeich sicher. Wo lebt der Mann?

Zunächst: Dieses Bild vom Kräfteverhältnis auf Frankreichs Schlachtfeldern im Frühjahr und Sommer 1918 ist nicht nur abstrus. Es ist auch in der Sache falsch. Und das hat, was ein weiteres Rätsel aufgibt, Krumeich an anderer Stelle selbst überzeugend dargelegt. Davon sogleich. Zunächst aber: Dass Deutschland diesen Krieg gewinnen könne, hatte sich für weitsichtigere Militärs mit dem Scheitern 50 Kilometer vor Paris erledigt. Da schon, im Herbst 1914, wurden Stimmen, wenn auch nicht öffentlich, hörbar, dass ein politischer Ausweg aus dem Krieg gesucht werden müsse. Doch selbst diejenigen, die sich im dann einsetzenden Ermat-

¹⁸ Gerd Krumeich, Vorwort zu: Bruno Cabanes, Anne Duménil (Hrsg.), *Der Erste Weltkrieg. Eine europäische Katastrophe*, Darmstadt 2013, S. 9.

tungskrieg einen deutschen Sieg noch auszurechnen vermochten, mussten 1917 mit dem Kriegseintritt der Vereinigten Staaten und dem Eintreffen immer neuer ausgeruhter, gut ernährter, bestens bewaffneter US-amerikanischer Soldaten jeden Gedanken aufgeben, dass Deutschland aus diesem Krieg auch nur glimpflich herauskommen könnte. Gemeinsam haben Hirschfeld/Krumeich die Entwicklung der Kriegslage seit Anfang 1918 in ihrem mehrfach zitierten Buch so geschildert: Es sei von da an an der Westfront nicht mehr um einen Endsieg gegangen, sondern allein noch darum, durch einen „kolossalen Durchbruch ... die Gegner zu einem ebenso ‚ehrevollen‘ wie einträglichem Waffenstillstand“ zu bewegen. (S. 246) Zu diesem Zweck befahl die Oberste Heeresleitung ein bis dahin nicht da gewesenes Aufgebot von 1,4 Millionen Männern in die Schlacht, die nach Anfangserfolgen, die sich nur vor dem Hintergrund der geringen Geländegewinne der Offensiven in den Jahren zuvor als bedeutend ausnahmen, am 5. April als gescheitert abgebrochen werden musste. Was folgte war ein zielloses Anrennen deutscher in partielle Offensiven befohlener Soldaten, denen die Sinnlosigkeit ihres Sterbens immer mehr zu Bewusstsein kam und die diese Einsicht mit einem „verdeckten Militärstreik“ beantworteten (S. 252). Die schwindenden deutschen Kräfte sahen sich der unausgesetzt wachsenden Masse US-amerikanischer Soldaten, insgesamt schließlich 1,3 Millionen, gegenüber. Da war im Juli 1918 „der Wendepunkt des Krieges“ schon erreicht. Die „entmutigten deutschen Soldaten“ hätten en masse begonnen, die Front zu verlassen. (S. 253) Eine Massenflucht habe eingesetzt, von den einen angetreten in Richtung Heimat, von anderen in die Gefangenschaft (S. 254/255). Das Fazit der Autoren lautet, das schließlich die überwiegende Mehrheit der Deutschen, Zivilisten wie Soldaten, „nicht die geringste Neigung verspürte, den seit längerem verlorenen Krieg fortzusetzen“. (S. 260) Nach alledem mag sich ein Leser fragen, was einen Autor mit diesen Kenntnissen auf den Gedanken verfallen ließ, „dass eventuell noch im Sommer 1918 Deutschland den Krieg hätte siegreich beenden können.“ Jedenfalls stellt sich das Bild eines schwankenden Rohres ein, ohne dass zu erklären ist, was solch Schwanken verursacht.

Hunderttausende deutsche Soldaten, die nach dem Großangriff der Gegner am 8. August 1918, dem so genannten „schwarzen Tag“, sich auf den Rückzug begeben hatten, wussten mithin aus eigenem Erleben, dass sie die Geschlagenen waren. Am sichersten konnten das des Kaisers Generale beurteilen, was sie nicht hinderte, später Untersuchungskommissionen der Nationalversammlung und des Reichstages skrupellos die Mär vom „im Felde unbesiegten Heer“ aufzubinden, mit der sie ihr Debakel und ihre Verantwortung wegzureden trachteten.

Die gewiss unvollständige Durchmusterung literarischer Produktionen, die dem 100. Jahrestag des Beginns des Ersten Weltkrieges vorausgeschickt wurde, kann jedenfalls vor einem Irrtum schützen und erweisen, dass die viel gerühmte „Bewältigung deutscher Vergangenheit“ zu kurz greift, wenn sie auf die Geschichte des deutschen Faschismus – der Ideologie, der Bewegung und des Staates – begrenzt bleibt. Das zu erledigende Pensum ist etwas umfangreicher.

Stefan Bollinger

„Sonst kriege ich die Sozialdemokraten nicht mit“

Deutsche Arbeiterbewegung und Linke im Ersten Weltkrieg

Einhundert Jahre nach dem Kriegsbeginn 1914 läuft die Eventindustrie auf Hochtouren. Erklärungen und die Suche nach Kriegsschuld oder richtiger eben keinen Schuldigen, sondern „Schlafwandlern“ machen die Runde. Ein Ergebnis dieser Geschichtspolitik ist schon sicher: Die intensive Beschäftigung mit dem Großen Krieg zu Beginn des 20. Jahrhunderts wird abermals genutzt, um kritische, auf sozialökonomische Fragestellungen gerichtete Forschungs- und Erinnerungsansätze zu torpedieren. Große oder weniger große Männer haben gehandelt, die weder die Vereinten Nationen noch die Europäische Union einschalten konnten, die Diplomaten haben versagt, die Militärs waren vielleicht ein wenig zu ungeduldig und – nun ja, Teile der Wirtschaft witterten gute Geschäfte.

Weitgehend ausgeblendet wird die Rolle der Arbeiterbewegung und der Linken – als Gegenspieler, überraschenderweise dann im Sommer 1914 als Erfüllungsgehilfen und schließlich als Beender des Krieges. Höchstens einen Seitenhieb sind in neueren Darstellungen die oft tiefeschürfenden und sich radikal gebenden Positionen der internationalen Sozialdemokratie wert, die auf ihrem internationalen Kongressen 1907 in Stuttgart und 1910 in Kopenhagen den Widerstand gegen den Krieg zur Grundaufgabe des Proletariats und ihrer Parteien erklärten. Ein solches Ausblenden des Widerstandes gegen den Krieg – von radikalen Linken wie von bürgerlichen Pazifisten – begünstigt jene Geschichtsschreibung, die den Ersten Weltkrieg zum Ausgangspunkt des Totalitarismus erklärt – wegen seiner Gewalt, wegen des Entstehens des Bolschewismus mit seinen diversen Ablegern und wegen der dann einsetzenden faschistischen und national-„sozialistischen“ Reaktion darauf. Dass die Protofaschisten der Rechten, angefangen beim Alldeutschen Verband, ebenso in solchen Betrachtungen untergehen wie jene, die vor dem Krieg warnten und gegen ihn den Widerstand organisierten, ist dann zwangsläufig.

Der Weg zum „direkte(n) Verrat am Sozialismus“¹, oder wer es nicht ganz so dramatisch will, zum politischen Versagen in der bis dahin größten Krise der kapitalistischen Gesellschaften war seitens der Linken mit guten Vorsätzen gepflastert. Die Sozialisten-Kongresse im Jahrzehnt vor Beginn des Weltkrieges formulierten klare Positionen gegen den Krieg. Sie versprachen Widerstand, auch wenn bereits hier die Rücksichten und Ängste angesichts der innenpolitischen Verhältnisse und des Drohens von Repressionen überwogen. Das betraf die Kongresse speziell in Stuttgart 1907 und Kopenhagen 1910. Aber das Internationale Sozialistische Büro und die II. Internationale schienen handlungsfähig und

¹ Lenin, Wladimir I.: Die Aufgaben der revolutionären Sozialdemokratie im europäischen Krieg. In: ders.: Werke. Bd. 21. Berlin 1964, S. 2.

in der Lage, politisch zu reagieren. Seit Oktober 1912 tobte auf dem Balkan ein Krieg, der später als der 1. Balkankrieg in die Geschichte einging. Es gelang binnen sechs Wochen die meisten Parteien der Internationale an einen Tisch zu bringen und über dringliches politisches Handeln zu sprechen. Dieser Kongress erregte Aufmerksamkeit, die lange geächteten Sozialisten konnten im Basler Münster tagen, die Kantonsregierung begrüßte sie offiziell. Jean Jaurès trug das gemeinsam beratene und dann auch gemeinsam beschlossene „Manifest der Internationale zur gegenwärtigen Lage“ vor. An Deutlichkeit ließ es wenig zu wünschen übrig: „Droht der Ausbruch eines Krieges, so sind die arbeitenden Klassen und deren parlamentarische Vertretungen in den beteiligten Ländern verpflichtet ..., *alles aufzubieten*, um durch *die Anwendung der ihnen am wirksamsten erscheinenden Mittel den Ausbruch des Krieges zu verhindern*, die sich je nach der Verschärfung des Klassenkampfes und der Verschärfung der allgemeinen politischen Situation naturgemäß ändern.

Falls der Krieg dennoch ausbrechen sollte, ist es die Pflicht, für dessen rasche Beendigung einzutreten und mit allen Kräften dahin zu streben, die *durch den Krieg herbeigeführte wirtschaftliche und politische Krise zur Aufrüttelung des Volkes auszunutzen und dadurch die Beseitigung der kapitalistischen Klassenherrschaft zu beschleunigen*.“ D.h., die Positionen von Stuttgart 1907 wurden bekräftigt. Weiter wurde ausgeführt: „Die Balkankrise, die bereits bis heute so schreckliche Gräueltat herbeigeführt hat, würde, wenn sie weiter greift, die furchtbarste Gefahr für die Zivilisation und das Proletariat sein. Sie wäre zugleich die größte Schandtat der Weltgeschichte durch den schreienden Gegensatz zwischen der Größe der Katastrophe und der Geringfügigkeit der ins Spiel kommenden Interessen.“²

Der Kongress gab zwar entsprechend der vermeintlich klaren theoretischen Positionen der beteiligten Parteien eine in sich schlüssige Interpretation der politischen Konstellationen und Konfliktlinien, verzichtete aber wie fast die gesamte sozialdemokratische Diskussion auf eine sozialökonomische Analyse der Zusammenhänge von Wirtschaftsentwicklung, d.h. vor allem der Monopolbildung, mit ihren politischen wie militärischen Konsequenzen. Auch bei Sozialdemokraten überwog die moralische Entrüstung gegen den Krieg und die Sorge um die auf die Arbeiter zukommenden Lasten und Risiken. Sie lehnten undemokratische Entscheidungsstrukturen ab und deklarierten die Frontstellung gegen nationalistische und militaristische Ideologie. Vor diesem Hintergrund bewegte sich die zentrale politische Einschätzung der Konfliktlinien auf einem vergleichbaren Niveau wie die pazifistischer, aber auch nicht aggressiver regierungsnaher Kräfte.

Der Kongress forderte: „Die Überwindung des Gegensatzes zwischen Deutschland auf der einen, Frankreich und England auf der anderen Seite, würde die

² Außerordentlicher Internationaler Sozialisten-Kongress zu Basel am 24. und 25. November 1912. Berlin 1912, S. 23/24. [Die zitierten zeitgenössischen Texte wurden vorsichtig an die neue deutsche Rechtschreibung angepasst – St.B.].

größte Gefahr für den Weltfrieden beseitigen, die Machtstellung des Zarismus, der diesen Gegensatz ausbeutet, erschüttern, einen Überfall Österreich-Ungarns auf Serbien unmöglich machen und der Welt den Frieden sichern. Auf dieses Ziel vor allem sind daher die Bemühungen der Internationale zu richten.“³ Schließlich wurde mit der Revolution als Konsequenz aus der Entfesselung eines Krieges gedroht: „Die Regierungen mögen nicht vergessen, daß sie bei dem gegenwärtigen Zustand Europas und der Stimmung der Arbeiterklasse nicht ohne Gefahr für sie selbst den Krieg entfesseln können, sie mögen sich daran erinnern, daß der deutsch-französische Krieg den revolutionären Ausbruch der Kommune im Gefolge hatte, daß der russisch-japanische Krieg die revolutionären Kräfte der Völker des russischen Reiches in Bewegung gesetzt hat, dass die militärischen und maritimen Wettrüstungen den Klassenkonflikten in England und auf dem Kontinent eine unerhörte Zuspitzung gegeben und riesige Arbeitseinstellungen entfesselt haben. Es wäre Wahnwitz, wenn die Regierungen nicht begreifen würden, daß schon der bloße Gedanke der Ungeheuerlichkeit eines Weltkrieges die Entrüstung und Empörung der Arbeiterklasse hervorrufen muß.“⁴

Klare Einsichten – und doch zogen die Arbeiter aller Länder nicht nur mit dem Segen ihrer Kirchen, den Fanfaren der nationalistischen Ideologien, sondern auch mit dem ausdrücklichen Bekenntnis ihrer linken Parteien zur Verteidigung des Vaterlandes in den Krieg. Allein die russischen Bolschewiki unter Waldimir I. Lenin und die bulgarischen Engsozialisten standen als Parteien gegen diesen Wahnsinn.

Imperialistischer Krieg oder Verteidigungskrieg?

Wie konnte das geschehen? Das Attentat von Sarajewo auf den k.u.k.-Kronprinzen ist bis heute der Nabel herrschender Geschichtsbetrachtungen. Von hier wird versucht, Abläufe und Entscheidungsstränge aufzudröseln, die in das Verhängnis geführt hätten.

Neben, besser vor diesem 26. Juni 1914 müsste ein anderer politischer Mord stehen. Am 31. Juli 1914 schoss ein aufgehetzter junger Franzose durch das Fenster des Café du Croissant auf einen Landsmann: Jean Jaurès. Der vehemente Kriegsgegner wurde von einem Nationalisten – natürlich ungestühnt – ermordet, der Arbeiterbewegung ihre Grenzen gewiesen. „Kaltes Blut tut not“, Jaurès Aufmacher für die *L'Humanité* von diesem Tage verhalte ungehört. Der Sozialist war ein Urgestein der französischen linken Arbeiterbewegung und engagierter Kriegsgegner, Pazifist. Drei Tage zuvor hatte er in Brüssel auf einer Sitzung des Internationalen Sozialistischen Büros, dem Leitungsorgan der II. Internationale, seine letzte große Rede gehalten: „Ich erkläre feierlich, dass das französische Volk in dieser Stunde der Kriegshetze und der Provokation völlig und restlos, ohne Hintergedanken und ohne Rückhalt, ehr-

³ Außerordentlicher Internationaler Sozialisten-Kongress zu Basel. A.a.O., S. 26.

⁴ Siehe ebd.

lich und heiß den Frieden will und ihn zu erhalten wünscht. Sollten morgen die Würfel fallen und Russland sich in den Krieg stürzen, dann erklären die französischen Arbeiter: für uns existieren keine staatlichen Geheimverträge, wir kennen nur einen offenen Vertrag – mit der Menschheit und mit der Kultur!“ Er fühlte sich dabei nicht alleingelassen, sondern in Übereinstimmung mit den in diesen Tagen in Deutschland auf die Straße gehenden Hunderttausenden organisierten Arbeitern. „Die deutsche Sozialdemokratie hat der Welt gezeigt, dass sie nicht bloß einen mächtigen Körper bildet, sondern daß in diesem Körper eine starke Seele und eine kühne Tatkraft wohnt, die in schwerer Schicksalsstunde mit Donnerwort sich vernehmlich machen kann.“

Der Mord an Jaurès war ein Schlag, der die französische wie die internationale Arbeiterbewegung als einzige starke organisierte Kraft treffen sollte, die gegen den Krieg auftrat. Der Mord wirkte als Signal, dass dem Krieg gegen den äußeren Feind zwangsläufig ein Schlag gegen den inneren Feind vorhergehen könnte – wenn die Linke in ihrer Mehrheit sich gegen die Politik der Herrschenden stellt. Der Erste Weltkrieg besaß offenbar eine klassenkämpferische Dimension, die unmittelbar mit den Triebkräften und Zielsetzungen dieses Krieges zu tun hat.

Eigentlich aber war dieser Mord schon nicht mehr notwendig. Die Mehrheit der Führer der linken Parteien Europas war bereits staatstragend geworden und auf Kriegskurs geschwenkt. Der hier aus der *Magdeburger Volkstimme* zitierte Bericht über die letzte Rede Jaurès und seinen Tod endet pathetisch: „Seine Lichtgestalt wird uns vorangehen, mit seinem Namen auf den Lippen werden wir – oder die, die diesen schrecklichen Krieg überleben werden – dereinst siegen. In solcher unerschütterlichen Zuversicht tragen wir die Schreckensbotschaften, die einander jagen: Jaurès ist tot, der Weltkrieg ist da! ... Mit allen Schauern bricht das Weltgericht herein. *Jaurès ist tot und die Kosaken kommen!*“⁵

Ja, die Sozialdemokratie hatte sich bis fast zuletzt zum Frieden und gegen den Krieg bekannt. Am 25. Juli rief der Parteivorstand der SPD zu Massenprotesten auf. Es gab keinen Zweifel am Charakter eines solchen Krieges, auch das Verhältnis von Anlass und Überreaktion wurde vernünftig, klassenmäßig beantwortet: „Noch dampfen die Äcker auf dem Balkan von dem Blute der nach Tausenden Hingemordeten, noch rauchen die Trümmer verheerter Städte, verwüsteter Dörfer, noch irren hungernd arbeitslose Männer, verwitwete Frauen und verwaiste Kinder durchs Land, Und schon wieder schickt sich die *vom österreichischen Imperialismus entfesselte Kriegesfurie* an, Tod und Verderben über ganz Europa zu bringen.

Verurteilen wir auch das Treiben der großserbischen Nationalisten, so fordert doch die *frivole Kriegsprovokation* der österreichisch-ungarischen Regierung den *schärfsten* Protest heraus. Sind doch die Forderungen dieser Regierung so brutal, wie sie in der Weltgeschichte noch nie an einen selbständigen Staat ge-

⁵ Alle Zitate aus *Magdeburger Volkstimme* vom 4. August 1914, S. 1.

stellt sind, und können sie doch nur darauf berechnet sein, den Krieg geradezu zu provozieren.“ Die Arbeiter wurden zu Massenprotesten aufgerufen. Die Losung lautete, „gebieterisch von der deutschen Regierung“ zu fordern, „dass sie ihren Einfluss auf die österreichische Regierung zur *Herstellung des Friedens* ausübe und sich *jeder kriegerischen Einmischung enthalte. Kein Tropfen Blut eines deutschen Soldaten darf dem Machtkitzel der österreichischen Gewalthaber* und den imperialistischen Profitinteressen geopfert werden.“⁶

Der Aufruf fand Anklang. Während bürgerliche Kreise bereits begeistert patriotische Kundgebungen für den Krieg abhielten, waren die meisten „einfachen“ Leute in Stadt und Land skeptisch, voller Sorge, was der nächste Tag bringen würde. Auch sie waren nicht frei von den Wirkungen der nationalistischen und militaristischen Propaganda. Die Männer hatten beim Barras gedient, die Kinder und Jugendlichen wurden in den Schulen umfassend indoktriniert. Trotzdem, am 28. Juli hatte die SPD in Berlin 32 Protestversammlungen angemeldet. „Tagesordnung: Gegen den Krieg“. In Berlin nahmen 100.000, im ganzen Reich 750.000 Menschen teil. Es waren Veranstaltungen im Saal, unter Polizeiaufsicht, die strengen Sicherheitsvorgaben der Regierung griffen. Tausende strömten trotzdem auf die Straße, skandierten Anti-Kriegs-Lösungen. Die Parteipresse berichtete über die versuchten Demonstrationzüge in der Berliner Innenstadt, gegen die die Schutzleute mit blankem Säbel und galoppierenden Rossen brutal vorgingen. In den letzten Julitagen waren die Zeitungen voll von Berichten über Parteiveranstaltungen gegen den Krieg. All das brach am 1. August ab. Deutschland machte mobil. Nun besannen sich die sozialdemokratische Presse und ihre Politiker auf das Versprechen, gegen den russischen Despotismus das Vaterland zu verteidigen. Imperialistische Kriegstreiber waren nur die anderen. Zudem war zu lesen, dass der Belagerungszustand erklärt sei. Nicht nur die sozialdemokratische *Magdeburger Volksstimme* schloss lapidar: „*Alle noch angesetzten politischen Veranstaltungen finden nicht statt.*“⁷

Am 30. Juli 1914 erschien noch ein Aufsatz Franz Mehrings, des radikalen linken Sozialdemokraten, der angesichts der breiten Friedensbekundungen der SPD-Anhänger recht ruhig anmutete. Doch ist bei dem Kenner von Partei- wie Militärgeschichte ein gewisser Fatalismus nicht zu verkennen, der das Scheitern der Sozialdemokratie vor der Kriegsgefahr erahnen lässt. „Gewiss hat das internationale Proletariat noch nicht die Macht, den Weltkrieg unter allen Umständen zu hindern. Diese Macht kann es erst mit seinem endgültigen Siege gewinnen. Aber es kann dem Weltkriege heute schon Hindernisse in den Weg legen, die der Moloch sehr schwer und nur um den Preis überwinden kann, ein Spiel auf Leben und Tod zu beginnen. Wir dürfen der frohen Hoffnung leben, dass es unsern heldenmütigen Brüdern in Russland gelingen wird, dem zarischen Bären so auf die plumpen Tatzen zu klopfen, dass er sie nicht

⁶ Magdeburger Volksstimme vom 28. Juli 1914, S. 1.

⁷ Magdeburger Volksstimme vom 1. August 1914, S. 17.

auszustrecken wagt; deshalb haben die Arbeiterklassen aller Länder aber nicht weniger die Pflicht, dem Militarismus die Wege zu verbauen.

Die deutsche Arbeiterklasse ist dieser Pflicht bisher so eifrig wie wirksam nachgekommen, aber noch ist die Gefahr lange nicht gebannt, und die Agitation gegen den Weltkrieg darf keinen Tag ruhen.“⁸

Hinter den Kulissen lief bereits ein anderes Programm. Noch zu Beginn der Krise hatte der Kaiser im internen Kreis getönt, mit allfällig aufmüpfigen Sozialdemokraten aufzuräumen. Verhaftungslisten lagen bei den Polizeidienststellen und den Stellvertretenden Generalkommandos, der Exekutivgewalt im Kriegsfall, bereit. Aber nun hatten sich besonnenere Kräfte um Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg durchgesetzt. Warum sollten sie die Konfrontation suchen, wenn es andere Wege gab und Sozialdemokraten sich dafür empfahlen. Die Reichsleitung war in der sozialdemokratischen Anti-Kriegspropaganda bislang gut weggekommen. Österreich-Ungarn galt weit mehr als Kriegstreiber, auch Russland. Die SPD wünschte eher eine Verständigung mit Frankreich. Was lag näher, als der Fraktions- und Parteiführung der SPD zu signalisieren, dass die Beurteilung der Bedrohungslage durch Reichsleitung⁹ und SPD-Vorstand gar nicht so weit auseinander lag. Denn eines war für Sozialdemokraten unstrittig: Der wirkliche Feind jeder demokratischen und sozialistischen Entwicklung stand für sie im Osten, in Russland. August Bebel hatte 1904 seinen Patriotismus und Wehrwillen vor dem Reichstag unter Zustimmungsrufen seiner Fraktion herausgestellt. Seine Ausführungen wurden als „Flinten-Rede“ sprichwörtlich: „Meine Herren, Sie können künftig keinen siegreichen Krieg ohne uns schlagen ... Wenn Sie siegen, *siegen Sie mit uns und nicht gegen uns*; ohne unsere Hilfe können Sie nicht mehr auskommen ... Ich sage noch mehr: wir haben sogar das allergrößte Interesse, wenn wir in einen Krieg gezerrt werden sollen – ich nehme an, dass die deutsche Politik so sorgfältig geleitet wird, dass sie selbst keinen Grund gibt, einen Krieg hervorzurufen –, aber wenn der Krieg ein Angriffskrieg werden sollte, ein Krieg, in dem es sich dann um die Existenz Deutschlands handelte, dann – ich gebe Ihnen mein Wort – sind wir bis zum letzten Mann und selbst die ältesten unter uns bereit, die Flinte auf die Schulter zu nehmen und unseren deutschen Boden zu verteidigen, nicht Ihnen, sondern uns zu Liebe, selbst meinewegen Ihnen zum Trotz.“¹⁰

Hier waren also Sozialdemokraten am Portepée zu fassen – an ihrer Bereitschaft zur Verteidigung der Heimat als gute Patrioten und in ihrem Hass auf

⁸ Mehring, Franz: Die Arbeiterklasse und der Weltkrieg. In: ders.: Gesammelte Schriften. Bd. 8. Berlin 1976, S. 290.

⁹ Der zeitgenössische Begriff Reichsleitung umfasst die verfassungsmäßig staatsleitenden Organe: den vom Kaiser eingesetzten Kanzler als einzigem Minister, die von ihm abhängigen Staatssekretäre als Leiter der Ämter, die zudem mit der preußischen Verwaltung verquickt waren. Diese „Regierung“ war vom Reichstag nicht abhängig und bezog ihre Autorität vom Kaiser und vom Bundesrat der im Reich verbündeten Regierungen. Sie agierte auch nicht als Kollegialorgan.

¹⁰ Abgeordneter Bebel. In: Verhandlungen des Deutschen Reichstages. 11. Legislaturperiode. 51. Sitzung am 7. März 1904. S. 1588.

den russischen Despotismus, der als Gendarm der heiligen Allianz im 19. Jahrhundert den demokratischen Fortschritt aufhielt, der an der Niederschlagung der Revolutionen von 1848 aktiv mitwirkte, der insbesondere in Polen die nationalen Befreiungsgelüste unterdrückte, der antisemitisch agierte, die Bauern lange in Leibeigenschaft hielt und der nicht zuletzt in der Revolution von 1905 reaktionär und blutig für Ordnung sorgte. Dazu kamen die unveränderten Widersprüche zwischen den Herrschenden, die sich an Russlands Getreideexporten ebenso störten wie an den panslawischen Drohungen gegenüber dem verbündeten Österreich-Ungarn und dem Osmanischen Reich.

Für die Reichsleitung war klar, wie man die SPD ins Boot holen und die Arbeiter ruhig stellen konnte. Ende Juli und Anfang August wurden die Kontakte zur Partei aktiviert. Deren einflussreicher Reichstagsabgeordneter Albert Südekum hatte am 29. Juli eine anderthalbstündige Unterredung mit dem Reichskanzler und danach mit führenden Genossen seiner Partei. Er informierte postwendend den Kanzler: Es werde, „gerade aus dem Wunsche heraus, dem Frieden zu dienen – keinerlei wie immer geartete Aktion (General = oder partieller Streik, Sabotage u. dergl.) geplant oder auch nur zu befürchten“ sein. „Der seiner Verantwortung durchaus bewusste Part[ei]-Vorst[an]d erkennt ferner die Notwendigkeit einer Vermeidung von zweideutigen oder missverständlichen Äußerungen in der Presse, die von den Kriegsparteien in den verschiedenen Ländern dolos [als Täuschung – St.B.] oder Bonafide [im Guten Glauben – St.B.] ausgenützt werden könnten, an und ist bemüht, diese seine Auffassung auch den Redakteuren der Parteiz[ei]t[un]g[e]n zu übermitteln.“¹¹ Aus einer parallelen Überlieferung ist bekannt, dass in diesem Gespräch „die Regierung versichert (hat), dass sie ernstlich den Frieden gewollt und uns über die von ihr unternommenen Schritte in Wien und Petersburg informiert. Unsere Friedenskundgebungen waren ihr willkommen. Sie hat sich vergewissert, dass wir einer Mobilmachung nichts in den Weg legen werden. Sie versichert, dass sie auch gegen uns nichts unternehmen werde. Organisation und Presse wird sie nicht antasten, wenn wir ihre Maßnahmen nicht bekämpfen.“¹²

Nach diesem Täuschungsmanöver, denn nicht anderes war es, da Kaiser und Kanzler bereits am 6. Juli Österreich-Ungarn einen Blankoscheck für eine Vergeltung gegen Serbien (und damit die wahrscheinliche Eröffnung eines Weltkrieges) ausgestellt hatten, musste eine kluge, wohl besser gerissene Reichsleitung der Welt und vor allem der SPD Glauben machen, dass Deutschland der arme Angegriffene sei. Der Kaiserfreund und Reeder Alfred Ballin hat jene Entscheidungswege überliefert, die für den weiteren Verlauf des Verhängnisses ausschlaggebend waren. „Warum erklärten wir schon am 1. August in überstürzter Hast an Russland den Krieg? Der Grund hierfür wie

¹¹ Vollständig abgedruckt in: Kuczynski, Jürgen: Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges und die deutsche Sozialdemokratie. Chronik und Analyse. Berlin 1957, S. 78/79.

¹² David, Eduard: Das Kriegstagebuch des Reichstagsabgeordneten Eduard David 1914 bis 1918. In Verbindung mit Erich Matthias bearbeitet von Susanne Miller. Düsseldorf 1966, S. 7.

für manchen anderen falschen diplomatischen Schachzug lag in der innerpolitischen Einstellung, richtiger gesagt in den innerpolitischen Ängsten des Kanzlers ... Ballin erlaubte sich die Frage an den Reichskanzler: ‚Exzellenz, warum haben Sie denn eine so enorme Eile, Russland den Krieg zu erklären?‘ Bethmann ... antwortete: ‚Sonst kriege ich die Sozialdemokraten nicht mit.‘¹³

Anpassung der Staatstragenden

Waren es nur das Täuschungsmanöver der Reichsleitung, die Hektik des drohenden Krieges und die allgemeinen Ängste, die die führenden sozialdemokratischen Politiker zum Umschwenken auf die Staatslinie brachten? Hatte sie des Kaisers Ausruf, dass er keine Parteien, sondern nur Deutsche kenne, so beeindruckt, dass sie in eine Politik einwilligten, die als „Burgfrieden“ in die Geschichtsbücher einging? Zum Schwure musste es kommen, als die Reichstagsfraktion ihr Votum für den 4. August, die erste Reichstagsitzung seit Kriegsbeginn und die Abstimmung über die Kriegskredite abgeben sollte. Die Fraktion diskutierte lange, war sich aber in ihrer überwiegenden Mehrheit, gedrängt durch Eduard David, Albert Südekum, Friedrich Ebert u.a. einig, diese Kredite zu bewilligen. Es blieb eine kleine Minderheit von wohl 14 Abgeordneten, deren bekannteste der (neben Ebert zweite) Parteivorsitzende Hugo Haase und der Linke Karl Liebknecht waren, die sich dagegen stellten. Aber, diese Partei war diszipliniert, ihre Fraktion noch mehr. Also blieb nur Geschlossenheit bei der Abstimmung und selbst Haase fand sich als Redner für die Zustimmung wieder. Eduard David, einer der wichtigsten Strippenzieher dieses Kurswechsels, war gerührt: „Der ungeheure Jubel der gegnerischen Parteien, der Regierung, der Tribünen, als wir uns zur Zustimmung erheben, wird mir unvergessen sein. Es war im Grunde eine uns dargebrachte Ovation.“¹⁴

Ja, endlich schien die Sozialdemokratie angekommen zu sein, wurde gebraucht. Der „Geist von 1914“ versprach eine Aufhebung der Klassenspaltung und des Klassenkampfes. Was bislang nur im Ergebnis harter Kämpfe und strikter Organisation für die Arbeiterklasse erreichbar schien, das könnte nun als Morgengabe der herrschenden Klassen für kriegsbereites Wohlverhalten eingefordert werden. Die strategische Machtphilosophie war für „gute“ Sozialdemokraten wie den Fraktionsvorsitzenden Phillip Scheidemann mehr als klar: „Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands war vor dem Kriege taktisch und politisch auf eine friedliche Entwicklung zur Demokratie und über die Demokratie zum Sozialismus eingestellt. Die Ergebnisse der Reichstagswahlen ließen mit Sicherheit erkennen, dass in verhältnismäßig kurzer Zeit die große Mehrheit des deutschen Volkes hinter der Sozialdemokratie stehen werde... Dass wir nicht gewillt waren, uns dann noch von einer Minderheit

¹³ Bülow, Bernhard von: Denkwürdigkeiten. Bd. 3. Weltkrieg und Zusammenbruch. Berlin 1931, S. 167/168.

¹⁴ David, Eduard: Das Kriegstagebuch. A.a.O., S. 12.

beherrschen, politisch misshandeln und wirtschaftlich ausbeuten zu lassen, war eine Selbstverständlichkeit. Gegenstand des Streits aber waren innerhalb der Partei die von einer bestimmten Gruppe ausgehenden Bestrebungen, schon vor Feststellung der Mehrheit auf unserer Seite durch ‚fortgesetzte Straßendemonstrationen, Massenstreiks usw.‘ die politische Macht zu erobern. Ich gehörte zu denen, die diese besonders von den Frauen Luxemburg und Zetkin propagierte Taktik ablehnten.“¹⁵

Dieser Bewusstseinswandel, diese Abkehr von den bisherigen radikalen, ja revolutionären Zielen der Sozialdemokratie könnten in vielfältiger Weise untermauert werden. Allein der Verzicht auf die Antikriegspropaganda, die Bereitschaft der Gewerkschaften, die Tarifaueinandersetzungen ruhen zu lassen und Mitverantwortung für eine leistungsfähige Kriegswirtschaft zu übernehmen waren praktische Resultate des Kurswechsels.

Im Kern war die SPD, zumindest ihr staatstragender Flügel, vom herrschenden Nationalismus, ja Rassismus infiziert, auch wenn sie es nicht wahrhaben wollte. Wichtige Politiker waren schon länger voll von Verständnis für die Interessen des Reiches, also des fragilen Machtbündnisses von Adel und Großbourgeoisie. Gustav Noske offenbarte im Mai 1914 das Dilemma einer Partei, der es an klassenmäßigen Positionen und einem Bekenntnis zur nationalen Selbstbestimmung fehlt, wenn es um andere Völker ging. Dafür schielten er und Teile seiner Partei bereits auf Probleme, die sie bei eigener Regierungsverantwortung erwarten dürften. So hätten sich „nicht nur die Ansichten über die Methoden der Kolonialpolitik ... geändert, sondern ... (sind) auch die Anfänge einer menschlicheren Praxis zu konstatieren ..., zum Teil, weil der Kapitalismus glaubt, dabei besser auf seine Rechnung kommen zu können, aber auch dank dem wachsenden Einfluß der Sozialdemokratie und den von ihr seit Jahrzehnten vertretenen Anschauungen. Die Sozialdemokratie hat sich nie darauf beschränkt, Mißstände und Ausschreitungen in den Kolonien zu brandmarken und die Eingeborenen gegen Unterdrückung und Beraubung zu verteidigen; sie hat mit allem Ernst an der Lösung umfangreicher Kulturaufgaben in den Kolonien gearbeitet und wird das auch in Zukunft tun, allerdings nicht im Interesse des Kapitalismus, sondern im Sinne des Sozialismus.“¹⁶ Noske legte so eine „sozialistische Kolonialpolitik“ zum Wohle der Eingeborenen nahe, denn auch unter anderen Machtverhältnissen hätten Europäer eine Kulturmission zu erfüllen. Entsprechend leicht fällt es dann den „Vaterlandsverteidigern“, auch in der Kolonialfrage an die Seite der kaiserlichen Regierung treten zu können, selbst bei sonstiger Infragestellung eines Annexionsfriedens. Ähnlich ambivalent war die Militärpolitik der SPD. Nicht nur Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg kämpften vehement gegen die alltäglichen Soldatenmisshandlungen. Parteivertreter setzten sich immer wieder für die Verbesserung der Lage der Soldaten und für eine höhere militärische Schlagkraft der

¹⁵ Scheidemann, Philipp: Der Zusammenbruch. Berlin 1921, S. 1/2.

¹⁶ Noske, Gustav: Kolonialpolitik und Sozialdemokratie. Stuttgart 1914, S. 229.

Armee ein. Noske gewann Anerkennung auch des preußischen Kriegsministers, als er sachkundig 1907 für eine Solderhöhung der Soldaten stritt und die SPD hiermit eine Mehrheit im Reichstag gewinnen konnte. Die SPD wollte keinen „Dekorationsmilitarismus“, wenn es denn schon mit der sozialistischen Idee eines Milizsystems nicht klappen würde.¹⁷ Aber die Armee sollte perfekt für die Landesverteidigung gerüstet sein. 1914 kam es erstmals zu einer positiven Bescheidung einer Wehrvorlage im Reichstag, nicht wegen der Truppenverstärkung, sondern wegen ihrer Finanzierung. In ihrem Bericht an den dann nicht stattfindenden Sozialisten-Kongress in Wien lobte sich die SPD: „Hatte sie die Annahme der Militärvorlage nicht vereiteln können, so sicherte sie durch ihr Verhalten doch die Annahme der Steuervorlagen, durch die in erster Linie die besitzenden Klassen getroffen wurden. Es handelte sich dabei um einen besonderen Wehrbeitrag und um eine Vermögens-Zuwachssteuer. Das Verhalten der Fraktion wurde zwar verschiedentlich kritisiert, vom deutschen Parteitag in Jena aber mit großer Mehrheit ausdrücklich gebilligt.“¹⁸

Die SPD hatte seit ihrer vollständigen Legalisierung mit dem Fall der Sozialistengesetze eine bemerkenswerte Wandlung durchgemacht. Sie war – wenn auch ungeliebt – Teil des politischen Systems geworden. Nicht wenige ihrer Funktionäre sahen sich staatstragend. Spätestens die Wahlschlappe bei den Reichstagswahlen 1907 belehrte viele Funktionsträger, sich auf die Spielregeln der Politik und die neuen Möglichkeiten des Austarierens mit den unter sich zerstrittenen bürgerlichen Parteien einzulassen. Wahlabstimmungen wurden 1912 mit der Fortschrittlichen Volkspartei möglich. In den süddeutschen Bundesländern konnten Sozialdemokraten bereits Politik mitgestalten, allein Preußen mit seinem Drei-Klassen-Wahlrecht mauerte. Aber immerhin ergaben sich in dem begrenzt einflussreichen Reichstag neue Ansätze für die seit 1912 stärkste Fraktion.

Leider ist dem Historiker Max Bloch zuzustimmen, der zur Erfolgsgeschichte der SPD auf dem Weg zu einer Volkspartei trefflich gegen die nicht nur von der radikaleren Linken vertretenen kritischen Positionen gegenüber der sich neu findenden SPD-Führung wettet: „Der Bewilligung der Kriegskredite ging also keine – wie vor allem von der Geschichtsschreibung der DDR beschworen – düstere Konspiration, kein Komplott und ‘Verrat’ voraus, sondern sie ist, wie Gerhard A. Ritter bereits 1976 schrieb, im Grunde als Selbstverständlichkeit wahrgenommen worden.“¹⁹ Tatsächlich, die klassische Verratsthese

¹⁷ Siehe z.B. Wette, Wolfram (Hrsg.): *Schule der Gewalt. Militarismus in Deutschland 1871-1945*. Berlin 2005.

¹⁸ Bericht des Partei-Vorstandes der sozialdemokratischen Partei Deutschlands an den Internationalen Sozialisten-Kongress in Wien (1914) über die Tätigkeit der Partei seit dem Kopenhagener Kongress [Materialien für den X. Internationalen Sozialistischen Kongress in Wien, vorgesehen für den 23.-29. August 1914], S. 3 - http://library.fes.de/zweiint/w43_44.pdf [12.10.2013 22:04]

¹⁹ Bloch, Max: „Wir müssen aus dem Turm heraus!“ Der Weg der SPD zur Volkspartei 1907-1959. Bonn 2011, S. 21.

erklärt wenig. Es war tatsächlich eine logische Konsequenz aus der Entwicklung einer Partei weg von ihren revolutionären Wurzeln und Ideen hin zu einer Suche nach Klassenausgleich und Kooperation mit der bestehenden Ordnung. Für diesen angepassten „Sozialismus“ konnten die bürgerlichen Parteien ebenso Partner sein wie die Reichsleitung, ja, selbst der Monarch mochte ein akzeptabler Partner sein. Wichtige Funktionäre der Partei hatten längst ihre Prämissen gewechselt. Der erwähnte Ritter machte die Leistung und damit die Verstrickung der Vorkriegs-SPD deutlich – mit anderen Worten, der Aufstieg einer reformistischen Partei. Die bot Pfründe für ihre Funktionäre und Abgeordneten. Die im Vergleich zum Wachstum des gesellschaftlichen Reichtums überschaubaren, aber ernsthaften Verbesserungen für die Arbeiter hatten einen politischen Preis. 111 Reichstagsmandate, 220 Landtagsmandate, 150 hauptamtliche Sekretärsstellen im Lande, 3.500 Posten in den Parteizeitungen, zahlreiche hauptamtliche Stellen in den Gewerkschaften waren durchaus eine sichere Bank für diejenigen, die das Glück und Geschick hatten, hier für die Arbeiterklasse, manchmal auch für sich wirken zu können. Gut 1.063 Mark für einen qualifizierten Industriearbeiter oder 3.000 Mark Diäten für ein Mitglied des Reichstages, dazwischen lagen schon kleine Welten. Wer staatstragend sein wollte, der musste sich an das bestehende System anpassen. Zum moralischen und politischen Problem wurde es in Existenzkrisen der Gesamtgesellschaft, erst recht in der Friedensfrage. Ritter hatte dies so zusammengefasst: „Die Sozialdemokratie, die immer tiefer in den bestehenden Verhältnissen wurzelte, organisierte so die Arbeiter nicht im Sinne ihrer Theorie als feindliche Sonderklasse gegen die bestehende Gesellschaft, sondern wurde im Gegenteil zusammen mit den Gewerkschaften der Hebel, der die Arbeiterschaft langsam – und angesichts des Widerstandes der herrschenden Schichten noch keineswegs vollständig – in den Gesamtaufbau des gesellschaftlichen Lebens einfügte und damit die vorhandenen Gegensätze wenigstens teilweise überbrückte und versöhnte.“²⁰ Diese Verstrickung ging sicher auch weiter als das von Lenin nachdrücklich beschriebene Phänomen der Arbeiteraristokratie²¹ als sozialer Basis der Abkehr der Sozialdemokratie von ihren revolutionären Zielen. Klasse wie Partei und Massenorganisationen waren in vielfältiger Weise in das kapitalistische System eingebunden, in den Metropolen manipuliert wie materiell begünstigt, korrumpiert.

Mitten im Kriege erschien ein bemerkenswerter Sammelband, der die neue, durch den Krieg und die Neuorientierung der SPD ermöglichte „Volksgemeinschaft“ publizistisch untermauern sollte. Herausgeber waren Carl Legien, der Vorsitzende der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, also des Dachverbandes der freien Gewerkschaften, und Friedrich Thimme, ein einflussreicher konservativer Historiker und Publizist. Der Band vereinte

²⁰ Ritter, Gerhard A.: Arbeiterbewegung, Parteien und Parlamentarismus- Aufsätze zur deutschen Sozial- und Verfassungsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Göttingen 1976, S. 49f.

²¹ Siehe u.a. Lenin, Wladimir I.: Der Zusammenbruch der II. Internationale. In: A.a.O., S. 237/238.

Beiträge von SPD- und Gewerkschaftsfunktionären und bürgerlichen Wissenschaftlern. Sein Ziel war es, die Möglichkeiten, die sich aus dem „Burgfrieden“ für eine auch innenpolitische Veränderung – zumindest nach dem Kriege – ergeben könnten, auszuloten.²²

Auch wenn dies teilweise Vertröstungen auf eine ferne Zukunft bedeutete, war zu erkennen, dass auch im bürgerlichen Lager jenseits der besonders aggressiven und erzkonservativen Teile Erwartungen an einen Prozess der Demokratisierung und der Klassenversöhnung vorhanden waren. Insofern sind die Einschätzungen des auch noch in den nächsten Jahrzehnten einflussreichen Historikers Friedrich Meinecke interessant, der in diesem Sammelband den Wandel der neuen Verbündeten auf ihren ideologischen oder eben entideologisierten Kern brachte: „Wir fürchteten früher, dass ihr pazifistisches und internationales Ideal ihre Empfindung – wenigstens ihre bewusste Empfindung – für die Werte von Volkstum und Vaterland schwäche. Wir haben jetzt erkannt, dass jene oft so trotzig bekundete Gleichgültigkeit gegen vaterländische Klänge zum großen Teile nur der spröden Scheu entsprang, konventionell gewordene Schlagworte nachzubeten ... Wir haben Äußerungen und Geständnisse deutscher Sozialdemokraten aus der Kriegszeit, die zu den schönsten und edelsten Kundgebungen der nationalen Idee in Deutschland gehören, weil sie mit der Gewalt des ganz neu und selbständig Erlebten hervorbrachen. Darum stoßen wir uns jetzt auch nicht mehr daran, daß die heutige Sozialdemokratie ihre vaterländische Pflicht nur erfüllen will unter Festhaltung internationaler und pazifistischer Forderungen. Wir werden sie bekämpfen, wo diese Forderungen mit den nationalen Interessen unserer Politik, wie wir sie verstehen, unvereinbar sind, aber wir werden diesen Kampf ohne aufreizenden Argwohn fortan führen können, weil wir wissen, daß wir uns in der Stunde der Gefahr auf unsere sozialdemokratischen Volksgenossen verlassen können.“²³

Sozialdemokraten, so Philipp Scheidemann, machten deutlich, dass sie 1914 als Patrioten gehandelt hätten, ohne einen Lohn für ihre Zustimmung zu erwarten, dass sie aber an der Veränderung der Gesellschaft festhielten. Da gab es vieles, was dieses Kaiserreich und seine auch im Vergleich zu anderen kapitalistischen, aber demokratischer verfassten Staaten im Negativen auszeichnete. „Fort mit allem Wust und Unrat, denn noch ist er ja erst zum kleinsten Teil weggefegt! Es muss alles ausgemerzt werden, was Ausnahmegesetz ist, wie ein Ausnahmegesetz wirkt oder als ein Ausnahmegesetz gehandhabt wird. Es muss in Zukunft ausgeschlossen sein, daß Sozialdemokraten, Dänen, Polen, Elsass-Lothringer, Juden und Jesuiten als Staatsbürger minderen Rechts behandelt oder gar vom Reiche ferngehalten werden können. Das Deutsche Reich darf sich fernerhin nicht mehr ins Unrecht setzen und selbst schädigen durch die Fernhaltung fähiger Männer von Richter-, Offiziers-, Lehrer- und

²² Siehe Legien, Carl/Thimme, Friedrich: Vorwort. In: Dies. (Hrsg.): Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland. Leipzig 1915, S. III

²³ Meinecke, Friedrich: Sozialdemokratie und Machtpolitik. In: ebd., S. 26.

anderen Stellen, weil der Vater 'nur' ein ehrsamer Handwerksmeister ist, weil eine Tante mit Butter handelt, weil ein Taufschein nicht beigebracht werden kann oder weil die Gesinnung vorschriftswidrig ist."²⁴ Arbeitsrechte und Koalitionsfreiheit sollten gestärkt werden.

Ein Punkt stand hier und immer wieder bis 1918 für die Sozialdemokratie auf der Tagesordnung, das Drei-Klassen-Wahlrecht in Preußen. Garant der reaktionären Hegemonie im wichtigsten deutschen Bundesstaat, verständlicherweise Dorn im Auge aller Linken, aber auch liberaler bürgerlicher Kräfte, im Verbund des Deutschen Reiches zudem ein Anachronismus. Scheidemann war hier prinzipiell: „Über das *Wahlrecht in den Einzelstaaten*, insbesondere in Preußen, wünschen wir nicht mehr zu diskutieren. Diese Frage oder vielmehr Angelegenheit – denn es ist ja gar keine Frage – ist zur Entscheidung reif.“²⁵

Schließlich darf die für die eigenen Mitglieder, aber auch für die sonst zu wenig besorgten neuen Bündnispartner, vielleicht noch mehr für die eigene Überzeugung wesentliche Betonung des sozialistischen Standpunktes nicht fehlen. Nur, dass dieser ins Nationale gewendet wird und anschlussfähig für jene Vorstellungen eines „Kriegssozialismus“ im „Geiste von 1914“ wird. „Gleiches Recht für alle, Organisation der Arbeit, Volksherrschaft über Volkswirtschaft – das ist unser Ziel. Und der Klassenkampf, wie wir ihn verstehen, ist uns der Kampf gegen die Hindernisse, die der kurzsichtige Egoismus einer kleinen Minderheitsklasse der Erreichung dieses Zieles zum Wohle der Volksgesamtheit entgegenstellt. In diesem Sinne fühlen wir uns als eine *wahrhaft* nationale Partei, als die Partei, die der *ganzen* Nation ein Anrecht auf ihr Vaterland erkämpfen will. Im Fortschritt zu höheren Formen der Gesellschaft voran zu eilen, Führer und Vorbild zu sein – das ist der größte Sieg, den das deutsche Volk in der Welt erkämpfen kann.“²⁶ Dieser „Kriegssozialismus“ sollte inhaltlich wie personell ein wichtiges Bindeglied zu national-, sozialistischen“ und faschistischen Ideen und Mobilisierungsstrategien werden.²⁷

Diese Beweglichkeit brachte der SPD zunächst den erhofften Fortschritt. Sie war jetzt als Partner der Regierung anerkannt, durfte an Gesetzesvorhaben mitwirken, gewann schließlich 1917 Einfluss in der nun sich konstituierenden Reichstagsmehrheit ohne die Konservativen. Es gab, trotz der allgemeinen Verschlechterung der Lebenslage der Menschen, Zugeständnisse seitens des Staates und der Wirtschaft, die diesen Niedergang hemmten. Die Löhne begannen wieder zu steigen, um Versorgungsprobleme ein wenig zu kompensieren. Die politische Überwachung jener Sozialdemokraten und ihrer Strukturen, die sich zum Burgfrieden bekannten, wurde weitgehend reduziert. Bei

²⁴ Scheidemann, Phillip: Zur Neuorientierung der inneren Politik. In: ebd., S. 60.

²⁵ Ebd., S. 64.

²⁶ Ebd., S. 66/67.

²⁷ Typisch der Weg des Sozialforschers Johann Plenge vom bekennenden Sozialdemokraten zum rechtskonservativen und antisemitischen Stichwortgeber – siehe ders.: 1789 und 1914: Die symbolischen Jahre in der Geschichte des politischen Geistes. Berlin 1916.

gleichzeitigem Übergang zur faktischen Militärdiktatur und totalen Kriegserfassung gab es auch Zugeständnisse in den ansonsten undemokratischen, die Bewegungsfreiheit der Beschäftigten einschränkenden Regelungen des „Gesetzes über den vaterländischen Hilfsdienst“ vom Dezember 1916. „In allen für den vaterländischen Hilfsdienst tätigen Betrieben, ... in denen in der Regel mindestens fünfzig Arbeiter beschäftigt werden, müssen ständige Arbeiterschüsse bestehen.“ (§ 11) Ihnen „liegt ob, das gute Einvernehmen innerhalb der Arbeiterschaft des Betriebs und zwischen der Arbeiterschaft und dem Arbeitgeber zu fördern.“ (§ 12) Schlichtungsstellen sollten Streitigkeiten beilegen. Ob es eine Vorform der Betriebsräte war, darüber lässt sich streiten. In der realen Situation sorgte allerdings das einvernehmliche Wirken von SPD und Gewerkschaften immer wieder dafür, dass Widerstandsaktionen und Streiks abgewürgt wurden. Erst im Oktober 1918 wandelte sich dann die Situation radikal. Der größte Wunsch der SPD, das preußische Drei-Klassen-Wahlrecht zu kippen, blieb ihr allerdings versagt. Aus Sicht insbesondere der immer noch mächtigen adligen Eliten war dieses für die Bewahrung der Ordnung im Reiche unverzichtbar, denn nur das prägende Preußen konnte einen zu großen Ruck in Richtung Demokratisierung und Schlimmeres verhindern. Gerade deshalb blieb es immer nur das vage Versprechen für eine Zeit nach dem Krieg. Die SPD war einer Illusion nachgelaufen. Ihr Reichstagsabgeordneter und Kriegsfreiwilliger Frank Ludwig glaubte 1914: „Statt eines Generalstreiks führen wir für das preußische Wahlrecht einen Krieg.“²⁸ Wenige Tage später war er gefallen. Das vermaledeite preußische Wahlrecht fiel erst mit der Novemberrevolution.

Der Widerstand

Der Kurswechsel der Parteiführung traf die Partei und die Arbeiter unvorbereitet. Viele glaubten der offiziellen Propaganda und der eigenen Führung und Presse, dass Russland schuld sei und es ihre verdammte Pflicht wäre, das Vaterland zu verteidigen. Die Antikriegskundgebungen am Vorabend des Krieges wiesen allerdings darauf hin, dass gesunde Skepsis vorhanden war. In den Parteiorganisationen kam es nach der Zustimmung zu den Kriegskrediten zu Auseinandersetzungen, die trotz massivem Einsatz der nun vaterlandsverteidigenden Funktionäre nicht immer erfolgreich für diese liefen. Der Parteirechte Eduard David sprach im Dezember 1914 als Korreferent zu Karl Liebknecht in Berlin-Charlottenburg vor Parteifunktionären, geriet dort auch mit Rosa Luxemburg aneinander. Sein Fazit der Veranstaltung: „Der Eindruck ist niederschmetternd. Die ‘Funktionäre’ sind in Berlin fast durchweg junge Leute in den 20er Jahren, die die Mühe der Flugblattverteilung noch nicht scheuen. Jugendliche Unerfahrenheit und doktrinäre, durch eine ganz einseitige ‘Erziehung’ seitens der radikalen Größen verbissene Geister.“ Er konnte nicht überzeugen. „Es ist kein gemeinsamer Boden mehr da. Bleiben diese Leute in

²⁸ Frank, Ludwig: Reden, Aufsätze und Briefe, ausgewählt und eingeleitet von Hedwig Wachenheim. Berlin o.J. (1924), S. 357/358.

der Partei, so werden sie die ganze Position des 4. August versauen und jeden vernünftigen ferneren Schritt unendlich erschweren oder ganz unmöglich machen.“²⁹

Es gab also von Anfang an Widerstand gegen den Krieg und gegen die Politik der SPD-Führung. Richard Müller, ein linker Gewerkschafter, schrieb: „Innerhalb der Industriearbeiterschaft befand sich ein kleiner Kern von Proletariern, die den Krieg nicht nur als solchen ablehnten, sondern auch willens waren, seinen Ausbruch mit allen Mitteln zu verhindern; und als der Krieg zur Tatsache geworden, hielten sie es für ihre Pflicht, mit allen Mitteln sein Ende herbeizuführen. Die Zahl war klein... Der Kampf gegen den Krieg in Fabriken und Büros war zwar nicht so ruhmreich, wie der Kampf an der Front, aber mit gleichen Gefahren verbunden. Die den Kampf aufnahmen und führten, suchten die höchsten Menschheitsideale zu verwirklichen.“³⁰ Parteilose, enttäuschte sozialdemokratische, oft auch anarchosyndikalistisch motivierte Arbeiter protestierten und griffen auch die SPD-Führung an.³¹ In dieser Partei formierte sich um Liebknecht, Luxemburg, Clara Zetkin, Mehring, um Bremer Linke eine innerparteiliche und gesellschaftliche Opposition. Sie wurde von der eigenen Partei bekämpft, die sich auch nicht davor scheute, mit den Behörden zusammenzuarbeiten. Einberufungen und juristische Verfolgungen sollten die Wortführer der Antikriegsbewegung mundtot machen. Die ersten Kriegserfahrungen 1914 waren Wasser auf die Mühlen des Widerstands, die nächsten Kriegsjahre mit ihren Hekatomben von Opfern, aber auch der drastischen Verschlechterung der Lebenslage in der Heimat bestärkten den Widerstand deutlich.

Rosa Luxemburg hatte diese Entwicklung drastisch beschrieben: „Mitten in diesem Hexensabbat vollzog sich eine weltgeschichtliche Katastrophe: die Kapitulation der internationalen Sozialdemokratie. Sich darüber zu täuschen, sie zu verschleiern, wäre das Törichteste, das Verhängnisvollste, was dem Proletariat passieren könnte. ... Selbstkritik, rücksichtslose, grausame, bis auf den Grund der Dinge gehende Selbstkritik ist Lebensluft und Lebenslicht der proletarischen Bewegung. Der Fall des sozialistischen Proletariats im gegenwärtigen Weltkrieg ist beispiellos, ist ein Unglück für die Menschheit. Verloren wäre der Sozialismus nur dann, wenn das internationale Proletariat die Tiefe dieses Falls nicht ermessen, aus ihm nicht lernen wollte.“³²

Diese Linke wollte lange nicht die organisatorische Trennung – anders als die Bolschewiki in Russland – und im Unterschied zu den Führern der SPD. Aber in der Konsequenz unterschiedlich wird das Umfallen der Sozialdemokratie

²⁹ David, Eduard: Das Kriegstagebuch. A.a.O., S. 84/85.

³⁰ Müller, Richard: Eine Geschichte der Novemberrevolution. Berlin 2011 [1924/25], S. 52.

³¹ Siehe z.B. neuerdings Weipert, Axel: Das Rote Berlin. Eine Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung 1830-1934. Berlin 2013; Döhring, Helge: Syndikalismus in Deutschland 1914-1918. „Im Herzen der Bestie“. Lich/Hessen 2013.

³² Junius [Rosa Luxemburg]: Die Krise der Sozialdemokratie. [1916]. In: Luxemburg, Rosa: Gesammelte Werke. Berlin 1974. Bd. 4, S. 53.

im Sommer 1914 zum Ausgangspunkt für eine dauerhafte Spaltung der organisierten Arbeiterbewegung und zum Bruch zwischen reform- und revolutionsorientierten Linken, zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten, wie sie bald heißen sollten. Schon im Streit um die Bewilligung der Kriegskredite hatte der Abgeordnete David für sich frohlockt: „In der Tat, die Weltgeschichte begünstigt offenbar den Revisionismus.“³³ Allerdings ist das so einfach nicht, denn ausschlaggebend war, dass die Partei durch die nicht entschiedene Revisionismuskussion letztlich innerlich anfaulte, einem prinzipienlosen Pluralismus und Reformismus den Boden bereitete. Der hatte schließlich das Umfallen ermöglicht und Parteiführer hervorbrachte, die bestenfalls Zentristen, oft aber Rechte waren. Eine radikale, revolutionäre Linie war in diesen Diskussionen erledigt worden und blieb für Resolutionen und Kundgebungen übrig.

Mit den Konferenzen in Zimmerwald und Kienwald 1915 bzw. 1916 formierte sich mühsam eine internationale linke Zusammenarbeit gegen den Krieg und gegen das Preisgeben der linken Friedensziele. In Deutschland war dies der Weg über die Gruppe Internationale, den Spartakusbund und die USPD bis hin zur Gründung der KPD. Karl Liebknecht, dessen Ablehnung der Kriegskredite am 2. Dezember 1914 endlich auch im Reichstag den offenen Bruch mit der Kriegspolitik und der SPD-Politik demonstrierte, und Rosa Luxemburg wurden in Deutschland zu den herausragenden, aber auch verfolgten Führern einer Antikriegsbewegung und einer Neuformierung der Linken. Selbst Haase brach schließlich auch mit der SPD, wurde Mitbegründer der USPD und wie die beiden anderen 1919 Opfer eines Mordanschlages.

Zu den wichtigsten Erfahrungen dieser sich reorganisierenden antimilitaristischen, internationalistischen Arbeiterbewegung – wie auch pazifistischer Kräfte und vieler einfacher Soldaten und Bürger – gehörte, dass Widerstand schwierig, aber möglich war. Das belegt nicht allein das private Ausbrechen von tausenden Soldaten Weihnachten 1914³⁴ oder das Handeln anarchistischer Arbeiter. Dazu gehörten in deutscher Perspektive die Streiks 1916, 1917, der Munitionsarbeiterstreik 1918, der Aufstandsversuch in der Hochseeflotte 1917. In Österreich kam es 1918 zum Jännerstreik, hinter den französischen Linien wurde 1917 gemeutert und gestreikt, selbst im fernen Australien gab es im gleichen Jahr einen Generalstreik. Nicht zuletzt erwiesen sich die russischen Revolutionen 1917, vor allem die Oktoberrevolution mit ihrem „Dekret über den Frieden“, als wichtige Katalysatoren von Antikriegsbewegung wie sozialem Umbruch. Schließlich fand nach dem Eingeständnis der Niederlage ein revolutionärer Sturm weder in Deutschland noch in Österreich-Ungarn einen Halt.

Ein wichtiger Nachsatz ist erforderlich: Bei Arthur Rosenberg, dem marxistischen Ausnahmehistoriker der Weimarer Republik, gibt es eine vernichtende Einschätzung über die Resultate der Politik der SPD-Führer und die Vorbelas-

³³ David, Eduard: Das Kriegstagebuch. A.a.O., S. 9.

³⁴ Siehe Jürgs, Michael: Der kleine Frieden im Großen Krieg. Westfront 1914: Als Deutsche, Franzosen und Briten gemeinsam Weihnachten feierten. München 2003.

tung jeder demokratischen Entwicklung in der Weimarer Republik. Eine Politik, die im Kapitalismus staatstragend sein will, läuft immer Gefahr, linke Positionen preiszugeben und mitverantwortlich für eine antisozialistische Politik zu werden. Im September 1918 begriff die militärische Führung, dass der Krieg verloren war und Deutschland sich um einen Frieden um fast jeden Preis bemühen muss. Der Erste Generalquartiermeister „Ludendorff erkannte ..., daß ein solcher deutscher Friedenschritt eine sofortige Veränderung des deutschen Regierungssystems bedinge. Denn mit den alten Machthabern Deutschlands werde die Entente nicht verhandeln wollen. Sodann mußte das offizielle Eingeständnis der deutschen Niederlage im Innern den Männern jede Autorität rauben, die bis dahin Deutschland militärisch und politisch geführt hatten. Auch innerpolitisch war also, um das Chaos zu vermeiden, eine neue Regierung nötig. Ludendorff entschloss sich, nun endgültig seine diktatorische Gewalt aufzugeben und die Macht seinem Konkurrenten zu übertragen, der einzigen Autorität, die dafür in Frage kam, der Reichstagsmehrheit der Friedensresolution.“³⁵ Der entscheidende Anstoß zum Sturz des glücklosen Reichskanzlers Georg von Hertlings und zur Neubildung der Regierung auf parlamentarischer Grundlage ging deshalb Ende September 1918 nicht von den Aktivitäten der Reichstagsmehrheit aus, sondern von Paul von Hintze, dem Chef des Außenamts, und Erich Ludendorff, bislang erbitterte Gegner demokratischer Reformen. Die Führer der Mehrheitsparteien ließen sich an die Macht kommandieren. Das war der entscheidende Geburtsfehler der jungen Demokratie: „Die Parlamentarisierung Deutschlands ist nicht vom Reichstag erkämpft, sondern von Ludendorff angeordnet worden.“³⁶

³⁵ Rosenberg, Arthur: Entstehung der Weimarer Republik. Hamburg 1991 [1928], S. 211.

³⁶ Ebd., S. 212.

Jörg Wollenberg

Rosa Luxemburg und die „Freiheit der Andersdenkenden“

Teil II: Rosa Luxemburgs „Gefängnismanuskripte“ und die „Luxemburgisten“ am Beispiel von Walter Fabian¹

„Als Marxisten sind wir nie Götzendiener der formalen Demokratie gewesen“, schreibt Trotzki, und Rosa Luxemburg antwortet in dem Manuskript aus dem Breslauer Gefängnis von 1918: „Gewiss, wir sind nie Götzendiener der formalen Demokratie gewesen. Wir sind auch nie Götzendiener des Sozialismus oder des Marxismus gewesen. Folgt etwa daraus, dass wir auch den Sozialismus, den Marxismus à la Cunow-Lensch-Parvus, wenn er uns unbequem wird, in die Rumpelkammer werfen dürfen? Trotzki und Lenin sind die lebendige Verneinung dieser Frage. Wir sind nie Götzendiener der formalen Demokratie gewesen. Das heißt nur; wir unterscheiden stets den sozialen Kern von der politischen Form der *bürgerlichen* Demokratie, wir enthüllen stets den herben Kern der sozialen Ungleichheit und Unfreiheit unter der süßen Schale der formalen Gleichheit und Freiheit – nicht um diese zu verwerfen, sondern um die Arbeiterklasse dazu anzustacheln, sich nicht mit der Schale zu begnügen, vielmehr die politische Macht zu erobern, um sie mit neuem sozialen Inhalt zu füllen. Es ist die historische Aufgabe des Proletariats, wenn es zur Macht gelangt, an Stelle der bürgerlichen Demokratie sozialistische Demokratie zu schaffen, nicht jegliche Demokratie abzuschaffen...“²

Kernsätze, die mit ihrer weiteren Zuspitzung in der „Russischen Revolution“ nicht nur die „Luxemburgisten“ um Frölich und Fabian prägten, sondern auch ihr Denken und Handeln unter Kenntnis des eigenständigen „Gefängnis-Fragments über Krieg, nationale Frage und Revolution“ von 1918 bestimmten und im Pariser Exil erneut in Pflicht nahmen. Denn die beiden thematisieren immer wieder die nach 1918 verschenkten Chancen der „Verwirklichung des

¹ Vortrag bei der Jahrestagung der Internationalen Rosa-Luxemburg-Gesellschaft, Paris, Sorbonne, 4. bis 5. Oktober 2013 (vgl. den Tagungsbericht von Ben Lewis in Z97, S. 195 ff.). Teil I dieses Beitrags erschien in Z 97, März 2014, S. 187-194.

Diese Ergänzung geht von der begründeten Vermutung aus, dass Paul Frölich und Walter Fabian durchaus auch das von ihnen in der Ausgabe der „Russischen Revolution“ von 1939 nicht zitierte zweite Breslauer Gefängnismanuskript kannten, das „Fragment über Krieg, nationale Frage und Revolution“. In Anlehnung an Luxemburg thematisieren sie immer wieder die Fehler der deutschen Arbeiterbewegung nach 1918 und die verschenkten Chancen der „Verwirklichung des Sozialismus“. (Abdruck des Manuskriptes u.a. in: Rosa Luxemburg-Forschungsberichte, Heft 2: Rosa Luxemburg, Breslauer Gefängnismanuskripte zur Russischen Revolution. Textkritische Ausgabe, hrsg. von der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 2007, mit abschließenden Bemerkungen von Annelies Laschitzka, S. 45-54).

² Rosa Luxemburg, Breslauer Gefängnismanuskripte, a.a.O., S. 38.

Sozialismus“. Dafür verantwortlich war mit Rosa Luxemburg nicht die „Unreife des Proletariats“, sondern die „Unreife der Führer der sozialistischen Parteien“. Die „trockenen kleinbürgerlichen Formalisten“, für die der „Nationalstaat“ das „einfache Zubehör der Demokratie“ sei, stehen der „Verwirklichung der sozialen Revolution“ immer wieder im Wege.³

Erinnern wir deshalb noch einmal daran, dass diese Linksozialisten die Tolerierungspolitik der Weimarer SPD ebenso scharf kritisierten wie die als „Rechte“ aus der Parteiführung von den Ultralinken nach 1923 ausgegrenzten und ab 1928 ausgeschlossenen Mitgliedern der KPD-Opposition die Sozialfaschismus-These der KPD und die „Generallinie“⁴ des Vorstands verurteilten. Eine Minderheit der KPD-Mitglieder ging 1932 ein Bündnis unter Federführung von Paul Frölich mit der SAP ein und prägte dort die Programmdiskussion. So war es kein Putschversuch Enttäuschter, der 1937 zum Bruch innerhalb der unorthodoxen Linken führte und sie veranlasste, die „Russische Revolution“ von Rosa Luxemburg als Antwort auf die „Krise der SAP“ herauszugeben.⁵

Walter Fabian als einer der Initiatoren der Trennung hatte unter Berufung auf Rosa Luxemburg schon auf der Reichskonferenz der Jungsozialisten den Hauptredner Friedrich Adler, den legendären Sekretär der Sozialistischen Internationale, herausgefordert und auf den Zusammenhang von Reformismus und Versagen im Kampf gegen die erneut heraufziehende Kriegsgefahr hingewiesen.⁶ Nach dem Ausschluss aus der SPD gehörte Fabian zu den führenden Köpfen der im Oktober 1931 gegründeten Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands (SAP). Als Chefredakteur der „Sozialistischen Arbeiter-Zeitung“ (SAZ) setzte er mit August Enderle, Kurt Rosenfeld, Heinrich Ströbel und anderen ausgestoßenen Vertretern der Linksopposition die Aufklärungsarbeit fort. Im engen Kontakt mit dem linken, Rosa Luxemburg verpflichteten Gewerkschaftsflügel um Toni Sender und Siegfried Aufhäuser trat er für den Ausbau des Sozialstaats, für mehr Mitbestimmung und die Vergesellschaftung der Schlüsselindustrien ein. Er plädierte „für die Überwindung des Faschismus und der imperialistischen Kriegsgefahr, für die Erneuerung der Arbeiterbewegung, für eine lebenswürdige Existenz aller, für den Sieg der proletarischen Revolution“. Er warnte auch vor den „Männern der Regierung von Papen“, die „Nationalisten der schlimmsten Art“ seien und seit Jahren „den deutschen Eroberungskrieg vorbereitet haben“. Sozialdemokratischen Führern, die „erklären, dass diese Regierung vielleicht der festeste Schutzwall gegen das größte Übel, eine Hitlerregierung werden

³ Luxemburg, ebenda. Rosa Luxemburg meint damit Karl Kautsky.

⁴ Siehe: Die Generallinie. Rundschreiben des Zentralkomitees der KPD an die Bezirke 1929-1933, Düsseldorf 1981.

⁵ „Zur Krise der SAP“ lautet die Rechtfertigungsschrift der ausgeschlossenen Mitglieder, herausgegeben von Walter Fabian im März 1937 in der ersten Ausgabe von „Neuer Weg“, Paris 1937.

⁶ Siehe: Klassenkampf, 2. Jg., Nr. 16, 15. 8. 1928, S. 485.

könnte“, warf er vor: „Immer noch der alte Irrtum, als ob die faschistische Gefahr in Deutschland einzig und allein in der NSDAP verkörpert wäre, während doch in Wirklichkeit die Politik der Papen, Schleicher, von Gayl usw. um nichts weniger verhängnisvoll für die Arbeiterklasse ist!“⁷ Deshalb lehnte der innersozialistische Brückenbauer Fabian Querfront- und Volksfront-Bündnisse mit bürgerlichen Parteien ab. „Die einheitliche Aktion der Arbeiterklasse – das ist das Gebot der Stunde“, lautete seine Kernaussage schon in der Wahlkampfschrift von 1932 – trotz des „verhängnisvollen Kurses der beiden großen Arbeiterparteien“ (ebenda, S. 12). Die Erinnerung an die in Sachsen noch lebendige Zeit von 1923 mit der Gründung der Sozialistischen Arbeiterpartei in Dresden und des Schutzbundes könne helfen, „den Gedanken der überparteilichen Klassenwehr nahezubringen“.⁸

Am 1. Mai 1930 hatte Fabian eine nach wie vor aktuelle Publikation über den „Klassenkampf um Sachsen von 1918-30“ vorgelegt. Im Vorwort beschrieb er Sachsen als ein „Experimentierfeld der deutschen Politik. Hier wurde die Probe auf das Exempel der bürgerlichen Demokratie gemacht, an der immer dann Demokraten die Lust verlieren, wenn sie mit den stärkeren Bataillonen der Arbeiterschaft ist.“ Er betonte die Notwendigkeit, „gerade jetzt aus der Vergangenheit für Gegenwart und Zukunft zu lernen“, weil nur „im Geiste solcher Selbstklärung und Selbstbesinnung (...) mit rücksichtsloser Selbstkritik das Geschehen überblickt“ und hinreichend aufgearbeitet werden kann, „um die Kraft und das Rüstzeug zu haben, die Zukunft besser zu gestalten“.⁹ In einem zum 1. Mai 1972 verfassten „Geleitwort – 42 Jahre später“ zur Neuauflage von „Klassenkampf um Sachsen“ konstatiert Fabian: „So entschloss ich mich zu dem Abenteuer, endlich selbst noch einmal zu lesen, was ich damals geschrieben hatte, als ich ein Engagierter im Klassenkampf um Sachsen und um die Republik von Weimar war. Und mit Überraschung musste ich feststellen, dass die Parallelen oder doch zumindest die Vergleichsmöglichkeiten zwischen den Ereignissen nach dem Ersten und nach dem Zweiten Weltkrieg erstaunlich groß und für unsere Einsichten fruchtbar sind. Denn bei allen Unterschieden ist den beiden Epochen zweierlei gemeinsam: dass es nach dem Zusammenbruch eines Regimes trotz objektiv revolutionärer Situation nicht zu einer Revolution kam – und dass andererseits auch die angestrebten Reformen in den Ansätzen stecken blieben. Für beides gibt es Gründe und Erklärungen, für die man auf den folgenden 1930 niedergeschriebenen Seiten einige Hinweise finden kann, die wohl auch 1972 noch des Überdenkens wert sind. In jenen zwanziger Jahren hatte sich die sozialdemokratische und gewerkschaftliche Arbeiterbewegung gegen die Revolution und für den Weg der Reformen entschieden. Aber es geschah damals, was wir heute in der Periode der sozial-liberalen Koalition miterleben: die reaktionären und restaurativen Kräfte sind stark und wendig genug, fast jede

⁷ Der proletarische Weg aus der Krise, Dresden im Juli 1932, S. 8ff.

⁸ Parteiwehr oder Klassenwehr?, in: SAZ vom 10. 1. 1932.

⁹ Walter Fabian, Klassenkampf um Sachsen. Ein Stück Geschichte 1918-1930, Löbau 1930, fotomechanischer Nachdruck, Berlin 1972, S. 7/8.

Reform zu verhindern oder sie nach einem kurzen Anlauf zu stoppen. Und dabei erweist sich der Mangel an Strategie und Taktik als zusätzliche Schwäche der Reformen, heute wie damals. So kann es nicht wundernehmen, dass wir 1972 im Grunde noch immer jene Reformen zu verwirklichen suchten, von denen in dieser Darstellung der zwanziger Jahre die Rede ist: Schulreform, Hochschulreform, Gefängnisreform, Reform des Abtreibungsparagraphen und anderes mehr.“ Und er fügte hinzu: Bis 1923 wurde in Sachsen energischer und konsequenter um die Neugestaltung wichtiger Bereiche des gesellschaftlichen Lebens gerungen. Aber gerade gegen diesen Reformversuch richtete sich der unerbittliche Widerstand des Bürgertums wie der restaurativen Kräfte nicht nur in Sachsen. Der Einmarsch der Reichswehr führte am 29. Oktober 1923 zur Absetzung der rechtmäßigen Arbeiterregierung von Sozialdemokraten und Kommunisten unter Leitung von Erich Zeigner. „Damit wurde der Klassenkampf um Sachsen zum Klassenkampf um Deutschland, und das Jahr 1923 trug nicht wenig dazu bei, das Jahr 1933 möglich zu machen.“¹⁰ Und vergessen wir nicht zu erwähnen: Elf Tage nach der Absetzung der Arbeiterregierung in Sachsen putschte Adolf Hitler am 9. November 1923 in München gegen die Republik der „Novemberverschörer“, ohne dass die Reichswehr ihn daran hinderte.

Die Sorge, dass sich die gleichen Fehler, Versäumnisse und Schwächen wiederholen könnten, hat den „Luxemburgisten“ Walter Fabian immer wieder veranlasst, Fehler auch in den eigenen Reihen zu kritisieren. In aller Schärfe ging er mit der Sozialdemokratie und den Gewerkschaften ins Gericht, als sie sich auf die Tolerierungs- und Aufrüstungspolitik in Weimar einließen; er brandmarkte ihre Unfähigkeit, die Gefahr des Hitler-Faschismus zu erkennen. Schonungslos kritisierte er als Mitglied und Funktionär der SPD seine Partei, als sie in der Endphase Weimars auf Abgrenzung und nicht auf eine inhaltliche Kooperation mit der Friedensbewegung – z.B. in den Wehrdebatten auf den Parteitag in Magdeburg und Leipzig – setzte. Obwohl auf kritische Solidarität eingeschworen, ließ sich Fabian nichts abkaufen, wenn es um die Prinzipien von Frieden, Freiheit und sozialer Gerechtigkeit ging. Auch nach 1945 zählten für ihn nicht politische Richtungen, Parteien oder die Geographie, wenn es um die Verteidigung der Menschenrechte ging – ob in der BRD oder in der DDR, in Frankreich oder Spanien, der Türkei oder in Afghanistan, in Nicaragua oder in Südafrika, in Polen, der CSSR oder in den USA, Lateinamerika und in Vietnam.

Persönliche Erinnerungen an Fabian und Paris

Walter Fabian wurde als eine der zentralen Personen des Konfliktes von 1937 immer wieder als Trotzist und Luxemburgist denunziert und blieb dennoch ein Mutmacher und Brückenbauer der Linken, auch und gerade nach 1933 und nach 1945. Ich bin ihm persönlich sehr verpflichtet. Er war einer meiner politischen Ziehväter. Eine meiner ersten Begegnungen mit ihm fand hier in Paris vor exakt 53 Jahren statt – als Student von SciencePo im Oktober 1960 nicht weit von der

¹⁰ Walter Fabian, Geleitwort – 42 Jahre später, 1972.

Sorbonne entfernt in der 15. Rue du Dragon. Hier hatte er seiner zweiten Frau, Ruth Fabian, und ihrem Lebensgefährten Fritz Picard geholfen, die erste deutsche Buchhandlung „Calligrammes“ 1951 zu eröffnen, zugleich eine Begegnungsstätte der Emigranten, die sich weigerten nach Deutschland zurück zu kehren.

Nicht weit davon entfernt hatte er schon vor 1939 die Leitung des Pariser „Bureau de Documentation“ übernommen, eines Zeitungsausschnittbüros, das er 1935 mit seiner Frau Ruth, geborene Loewenthal, ins Leben gerufen hatte. Nach Kriegsausbruch wurde er mit der Mehrheit der antifaschistischen Emigranten interniert und kam nach Marolles, einem verfallenen Dorf in der Nähe von Blois. In der Bedrängnis eines französischen Internierungslagers beschäftigte Fabian sich mit dem ersten Roman des damals noch unbekanntenen Jean-Paul Sartre (*La Nauseé/Der Ekel*) und verfasste weiter Artikel für Schweizer Zeitungen. Ende 1939 gelang es ihm, nach Nordafrika zu fliehen. Der prominente Antifaschist musste gegen seinen Willen der einzigen Überlebensperspektive folgen, die ihm seine schwangere Frau Ruth vermittelte: Der Pazifist diente als „feindlicher Ausländer“ in der Fremdenlegion, während 25.000 deutsche und österreichische Flüchtlinge – darunter viele Freunde wie Friedmann, Rosenberg und Heymann – nach dem Waffenstillstand von 1940 in die Internierungs- und Arbeitslager der Vichy-Regierung deportiert wurden: Le Vernet, Gurs und Le Milles gehören zu den bekanntesten. Walter Fabian wurde nach seiner Rückkehr aus Algerien ab Dezember 1940 Zeuge dieser Ereignisse. Er floh mit seiner Familie ins unbesetzte Frankreich und siedelte sich in unmittelbarer Nähe des Lagers „Les Milles“ in Aix en Provence an. Dort gehörte er mit seiner Frau zu den Mitarbeitern des „Emergency Rescue Committee“ unter Leitung von Varian Fry in Marseille.¹¹ Darüber informiert eine bislang unzugängliche Quelle: die unveröffentlichten Tagebuchnotizen von Walter Fabian, die sich im Besitz der am 8. März 1940 in Paris geborenen Tochter Annette Antignac befinden. Sie setzen am 8. Dezember 1940 in Marseille nach der Rückkehr aus Afrika ein, wo Walter Fabian ab Anfang Januar 1940 in der Fremdenlegion gedient hatte – wie er notierte, mit „Gewehr putzen und Exerzieren“, mit „Kartoffel schälen, Kohl waschen, Küche säubern, Geschirr trocknen, Fass rollen, Stufen und Hof fegen“ (18. 1. 1940). Drei Monate in der Militärbibliothek eingesperrt und später zwei Monate als Patient in einem kleinen Krankenhaus festgehalten, verbrachte er viel Zeit mit Lesen und Schreiben. „Damals entdeckte ich für mich, den großen französischen Dichter und politischen Kämpfer Victor Hugo.“ Er las und exerzierte 18 Bücher von Hugo. Besonders beeindruckte ihn „Napoleon le Petit“. Dieses „großartige Pamphlet des Exilanten Victor Hugo gegen den Usurpator Napoleon III. erschien mir von brennender Aktualität – es war geschrieben, als hätte Victor Hugo Hitler gekannt“, erinnerte sich Walter Fabian mehr als 40 Jahre danach.¹² Aus der Fremde verfasste er Hunderte an Briefen an seine Frau Ruth und an Freunde (wie z.B. Rudolf Breitscheid, Charles Rosenberg, der Vater von Pierre

¹¹ Siehe dazu Varian Fry: Auslieferung auf Verlangen. Die Rettung deutscher Emigranten in Marseille 1940/41, Frankfurt/Main 1995.

¹² Walter Fabian, Gelesen unter besonderen Umständen, in: Sammlung, Heft 5/1982, S. 14.

Rosenberg, dem langjährigen Direktor des Louvre). Er notierte am 16. Juni 1940: „Annette 100 Tage alt. Tagelang ohne Zeitung. Zerfetzte Radionachrichten. Nichts von Ruth. Aber wann kann man schreiben? Jetzt fehlen die Adressen!“¹³.

Seit diesen Erfahrungen legte Walter Fabian eine ausführliche Adressenkartei an, die ihm erlaubte, unter den schwierigen Bedingungen des Krieges Kontakte weiter zu pflegen und auszubauen. Seine ständig ergänzten und jährlich erneuerten kleinen Adressbücher sind eine Fundgrube für diejenigen, die nach den Aufenthaltsorten der Linken im Exil suchen. Darüber hinaus führte er ein genaues Verzeichnis der Buch- und Zeitschriftenlektüre, deren Umfang und Intensität erstaunt. Auf über 50 Tages- und Wochenzeitungen konnte der Mitbegründer des „Bureau de Documentation“ noch 1941 zurückgreifen. Minutiös registrierte er den Eingang von hunderten an Büchern, von denen er viele für den Handelsteil der Baseler National-Zeitung, den Kulturteil des Züricher Tages-Anzeigers oder des Luzerner Tageblatts besprach oder im Auftrag von Friedrich Pollock, Fritz Sternberg, Walter Boesch, August Siemsen und Max Horkheimer zusammenfasste und kommentierte. „Artikel über Marquis de Sade für Horkheimer abgeschrieben“, notierte der glückliche Vater am 9. Dezember 1940, nachdem er „Annette gesäubert, gewickelt, gefüttert“ hatte, und: „Heute ist Annette neun Monate alt und ich bin zwei Monate frei und mit Ruth und Annette vereint“. Am 10. Dezember 1940 teilte ihm der „American Lloyd“ mit, „dass unsere Reise Lisbonne – New York bezahlt sei. Werden wir je davon Gebrauch machen?“ Er verzichte zugunsten von Paul Frölich und dessen Lebensgefährtin Rosi Wolfstein. Ruth und Walter Fabian zogen es vor, trotz aller Verhaftungs- und Auslieferungsfahrer weiter als Fluchthelfer in Frankreich zu wirken. Sie flohen, kurz bevor die Deutschen den unbesetzten Teil Frankreichs im November 1942 besetzten, in die Schweiz. Fabian überlebte dort als parteiloser Redakteur, Musikkritiker, Übersetzer französischer Bücher und Vorsitzender des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller (SDS). Er kehrte erst 1957 nach Deutschland zurück, um auf Vorschlag seines alten SAP-Freundes Otto Brenner die Chefredaktion der „Gewerkschaftlichen Monatshefte“ zu übernehmen.¹⁴ Das Angebot seiner Freunde Karl Gerold und Erich Zeigner, als Chefredakteur der Frankfurter Rundschau oder der Leipziger Volkszeitung tätig zu werden, hatte er 1945/46 abgelehnt, weil man mit Lizenzpressen der Besatzungsmächte und deren Bajonetten keine Demokratie aufbauen könne. Aus den gleichen Gründen lehnte auch seine von ihm getrennt in Paris lebende Frau es ab, 1945/46 die Leitung des Sozialministeriums in Hessen zu übernehmen.

¹³ Privatarchiv Jörg Wollenberg, Nachlass Walter Fabian.

¹⁴ Zur Lebensgeschichte Fabians siehe zusammenfassend Jörg Wollenberg: Walter Fabian – Brückenbauer der Linken, in: Arno Klönne/Karl A. Otto, Karl Heinz Roth. (Hg.): Fluchtpunkte. Das soziale Gewissen der Arbeiterbewegung, Hamburg 2003, S. 126-154.

Gert Hautsch

Medienwirtschaft: Umstrukturierung durch Digitalisierung

Im April 2012 ist in einer internationalen Rangliste der größten Medienkonzerne erstmals das Internet-Unternehmen *Google* aufgeführt worden. Es belegte auf Anhieb Platz drei und stand ein Jahr später auf Platz zwei – noch vor *Walt Disney* (IfM 2012). Dieser Vorgang zeigt schlaglichtartig, wie durch das Internet die Strukturen in der Medienwirtschaft verändert werden. Ein Wandel, der im internationalen Maßstab, aber auch in Deutschland stattfindet. Voraussetzung dafür war die Digitalisierung, d. h. die Erfassung und Aufbereitung bis hin zur Speicherung von analogen Informationen auf einem digitalen Träger. Bei Massenmedien reichen die Anfänge in die frühen 1980er Jahre, d. h. in die Zeit vor der Etablierung des Internets zurück. Fast alle Produkte der Medienwirtschaft sind digitalisierbar. Das Internet ist ein idealer Träger hierfür geworden und stellt die tradierten Herstellungs- und Verbreitungswege infrage.

Digitalisierung und Internet sorgen für einen radikalen Wandel in der Medienwirtschaft

In diesem Beitrag wird den Fragen nachgegangen, welche Veränderungen dies in der deutschen Medienwirtschaft bewirkt hat, welche Entwicklungen absehbar sind und wie tiefgreifend der Wandel werden könnte. Dabei spielen die beteiligten Unternehmen eine wesentliche Rolle. Hier herrschte bislang eine erstaunliche Kontinuität. Wenn man vom Zusammenbruch des *Kirch-Konzerns* 2002 (der finanzwirtschaftliche Gründe hatte) absieht, dann finden sich an der Spitze der deutschen Medienwirtschaft seit Jahrzehnten mehr oder weniger dieselben Namen (Hautsch 2003 und 2011). Nach wie vor dominieren familienzentrierte Konzerne. Sie richten sich allerdings in jüngster Zeit vor dem Hintergrund von Digitalisierung und Internet neu aus.

Abwechslungsreicher wird die Szenerie, wenn man die einzelnen Branchen betrachtet. Digitalisierung und Internet berührten die Sektoren zeitversetzt und in unterschiedlichem Ausmaß. Auf einzelnen Märkten sahen sich die Unternehmen schon früh (teilweise seit Ende der 1990er Jahre) damit konfrontiert, dass etablierte Geschäftsmodelle durch neue technische Möglichkeiten infrage gestellt wurden, andere erleben diesen Prozess derzeit in seinen Anfängen.

Die Digitalisierung erfolgt schrittweise, als Anhäufung zahlreicher technischer und sozialer Veränderungen, und erstreckt sich über einen längeren Zeitraum. Deshalb haben die etablierten Akteure die Möglichkeit, zu reagieren und ihre Geschäftsmodelle anzupassen. Allerdings fällt es ihnen oft schwer, sich auf Neues einzulassen, solange das bisherige Geschäft noch gut läuft. In diesem Beitrag wird am Beispiel einiger Branchen (Musikindustrie, wissenschaftliche Journale, Zeitungsverlage, Buchproduktion) gezeigt, dass unterschiedliche Geschäftsstrategien

in Bezug auf die Digitalisierung unterschiedliche Folgen haben können. Wie schon in früheren Perioden der Industrialisierung zeigt sich auch hier, dass Untätigkeit und Blockadeversuche der etablierten Unternehmen den technischen Wandel nicht aufhalten können, sondern dass sie krisenhafte Entwicklungen hervorrufen, in deren Gefolge neue branchenfremde Akteure zum Zuge kommen.

Die deutsche (und internationale) Medienwirtschaft befindet sich noch mitten in der Anpassung an die neuen und sich weiter verändernden technischen Bedingungen. Im letzten Teil dieses Beitrags wird geschildert, wie sich zwei unterschiedliche strategische Richtungen abzuzeichnen scheinen: Einige Unternehmen (etwa *Axel Springer*, *Burda*) verlagern den Schwerpunkt ihrer Investitionstätigkeit ins Internet; das Mediengeschäft (d. h. die Produktion und Verbreitung von Inhalten) steht nicht mehr im Vordergrund. Andere (am deutlichsten die *Funke-Gruppe*) konzentrieren sich auf das angestammte Feld der gedruckten Medien in der Erwartung, dass dieser Markt auf absehbare Zeit noch genug Raum für profitable Geschäfte bieten wird. Gleichzeitig haben sich neue internationale Akteure (*Google*, *Apple*, *Amazon* u. a.) auf den Märkten festgesetzt und versuchen, die Rahmenbedingungen zu ihren Gunsten zu verändern.

Weit unten: die Musikindustrie

Die Musikindustrie ist eine globalisierte Branche. Der deutsche Markt – der drittgrößte der Erde – ist in die internationalen Strukturen eingebunden und folgt deren Tendenzen. Anders als in anderen Medienbranchen schlagen Prozesse auf dem Weltmarkt direkt auf die hiesigen Verwertungsbedingungen des Kapitals durch.

Das Geschäft mit der Produktion und Verbreitung von Musikkonserven war bis Mitte der 1990er Jahre stabil und profitabel. Im Gefolge einer Reihe von Fusionen und Übernahmen hatten sich fünf internationale Konzerne („Majors“) durchgesetzt, die etwa 80 Prozent des Geschäfts an sich zogen: *Universal/Polygram*, *Sony Music Entertainment*, *Electric and Musical Industries* (EMI), *Warner Music Group* und *Bertelsmann Music Group* (BMG). Sie kontrollierten die Wertschöpfungskette der Branche fast durchgängig von der Auswahl der Künstler über die Verwertung der Rechte und die Herstellung der Tonträger bis zu deren weltweitem Vertrieb.

In der Musikproduktion wurden als erster Medienbranche die analogen Trägermedien durch digitale ersetzt, und dies noch dazu sehr rasch (zum Nachfolgenden ausführlich: Dolata 2008). Der Prozess begann Mitte der 1980er Jahre mit der Einführung der „Compact Disc“ (CD). Damit war es erstmals möglich, eine Musikkonserven ohne Qualitätsverlust in beliebiger Anzahl und mit vertretbarem Zeitaufwand zu kopieren. Die Umsatzverluste durch Raubkopien wurden zunächst durch eine Sonderkonjunktur überlagert: Viele alte Titel konnten wieder aufgelegt werden, Kunden legten neue Plattenarchive an. Da Produktion und Vertrieb der CDs weiter in den Händen der Musikkonzerne lag, schien der technische Wandel beherrschbar zu bleiben.

Das änderte sich, als sich Ende der 1990er Jahre das Internet und der Komprimierungsstandards MP3 durchsetzten. Jetzt bot sich den Konsumenten die Mög-

lichkeit, kodierte digitale Musik unter Umgehung des Handels und ohne materielles Trägermedium auszutauschen. In kurzer Zeit entstanden Musikaustauschbörsen, bei denen sich Internetnutzer in allen Erdteilen unkompliziert und kostenlos mit fast jedem gewünschten Titel versorgen konnten.

Die Musikkonzerne wurden vom Erfolg der kostenlosen (und natürlich illegalen) Musikaustauschbörsen regelrecht überrumpelt. Der Branchenumsatz brach weltweit zwischen 1998 und 2002 von fast 40 auf 32 Milliarden Dollar ein, 2010 lag er bei 24 Milliarden. In Deutschland sank der Musikumsatz zwischen 1998 und 2012 von 2,7 auf 1,4 Milliarden Euro (BVMI 2013: 9). Die „Majors“ wussten dem anfangs nichts als technische und juristische Abwehrmaßnahmen entgegenzusetzen. Musikaustauschbörsen wurden verklagt und geschlossen (so *Napster* im Februar 2001). Aber dezentrale Tauschbörsen (wie *Gnutella* oder *Kazaa*) konnten juristisch nicht angegriffen werden. CDs wurden kopiergeschützt, was aber mangels eines einheitlichen Verfahrens scheiterte. Versuche, eigene legale Internetbörsen („MusicNet“, „Pressplay“) aufzubauen und damit den Musikvertrieb wieder unter Kontrolle zu bekommen, scheiterten an den gegensätzlichen Interessen der Konzerne.

Einen Durchbruch beim legalen Vertrieb von Musik im Internet gab es erst zehn Jahre später durch einen Außenseiter: Der Computerhersteller *Apple* brachte 2001 die erste Version eines Abspielgeräts „iPod“ auf den Markt; 2003 wurde der „iTunes Music Store“ eröffnet. Anders als in vorangegangenen eigenen Versuchen waren die fünf „Majors“ diesmal bereit, ihr komplettes Repertoire zur Verfügung zu stellen. Das ist nur dadurch zu erklären, dass sie mit dem Rücken zur Wand standen: Sie mussten den illegalen Tauschbörsen eine legale Alternative entgegenstellen. „iTunes“ wurde zum Erfolg (bis Mitte 2007 wurden drei Milliarden Lieder und 100 Millionen „iPods“ verkauft), weil erstmals ein integriertes Download- und Hardwaresystem zur Verfügung stand, das einfach zu handhaben war. Seither sind etliche andere Plattformen für digitale Musik gegründet worden (darunter von *Amazon*), aber *Apple* hat seine führende Stellung halten können.

Hoffnungen auf eine Stabilisierung des Musikmarkts erwiesen sich indessen als verfrüht. Zwar hatte es 2012 weltweit eine „schwarze Null“ beim Umsatz gegeben, aber 2013 brachte schon wieder einen Rückgang um 3,9 Prozent. Der deutsche Musikmarkt ist 2013 hingegen um 1,2 Prozent gewachsen. In den USA werden schon knapp 50 Prozent der Musikumsätze übers Internet generiert, in Schweden 44 Prozent. Deutschland liegt mit 23 Prozent erstaunlich weit hinten, aber auch hier nimmt dieser Sektor zu. Neben den Download-Plattformen à la „iTunes“ wachsen Streamingangebote („Spotify“, „Rhapsody“, „Deezer“ u. a.), bei denen die Musik nicht heruntergeladen, sondern gegen Gebühr direkt gehört wird.

Die internationalen Musikkonzerne haben die Digitalisierung als Katastrophe erlebt. Weltweit sind rund 40 Prozent des Umsatzes weggebrochen, in Deutschland fast die Hälfte. Von den einst fünf „Majors“ sind drei übrig geblieben: *Universal*, *Sony* und *Warner*. *Bertelsmann* hat sich 2008 aus dem

Markt zurückgezogen¹, EMI wurde 2011 liquidiert und zwischen *Universal* und *Sony* aufgeteilt. Die Konzerne dominieren mit einem Umsatzanteil von 75 Prozent zwar weiterhin den Markt, sie müssen aber einen erheblichen und wachsenden Teil der Wertschöpfungskette – den Vertrieb internetbasierter Musik – branchenfremden Akteuren überlassen. Der Hauptgrund dafür ist, dass sie das Veränderungspotential des Internets falsch einschätzten, ihr altes Geschäftsmodell verteidigten und ihre Einzelinteressen nicht bündelten.

Die Digitalisierung scheint auch den Musikkonsum zu verändern. Eine Untersuchung zeigt, dass jüngere Menschen heute weniger Geld für Musik ausgeben als früher. Ein Drittel des aktuellen Musikumsatzes in Deutschland stammt von der Generation „50 plus“ (BVMI 2013: 30 f.). Womöglich gehen die Zeiten, in denen „man“ Wert auf eine gediegene persönliche Plattensammlung legte, ihrem Ende entgegen. Das würde bedeuten, dass der Tiefpunkt bei den Musikumsätzen noch nicht erreicht ist.

Das Gegenbeispiel: wissenschaftliche Journale

Neben der Musikindustrie gibt es eine zweite Medienbranche, die frühzeitig, rasch und tiefgreifend von Digitalisierung und Internet verändert worden ist: das wissenschaftliche Publikationssystem (zum Nachfolgenden ausführlich: Hanekop/Witke 2013). Gemeint sind nicht Fachzeitschriften allgemein, sondern wissenschaftliche Texte, die in international anerkannten Journalen nach fachlicher Prüfung veröffentlicht werden (hauptsächlich im Bereich der Naturwissenschaften). Auch dieser Sektor ist weitgehend globalisiert, weil der Austausch von Wissenschaftlern untereinander international erfolgt. Der „Markt“ wird zwar stark durch nichtkommerzielle Verlage (von Universitäten und Verbänden) bedient, etwa ein Viertel aber arbeitet profitorientiert. Dieses Segment wird von wenigen großen Verlagskonzernen beherrscht: *Reed Elsevier*, *Wolters Kluwer* und *Springer SBM*² (Hanekop/Witke 2013: 152). Es bot bis Anfang der 1990er Jahre ein wachsendes und einträgliches Geschäft.

Die Digitalisierung erfolgte auf eine Weise, die mit der in der Musikindustrie vergleichbar ist: Es bildeten sich Internetplattformen („arXiv“, „RePEc“, „SSRN“), auf denen wissenschaftliche Arbeiten kostenlos und uneingeschränkt zur Verfügung gestellt wurden („Open Access“). Wissenschaftler konnten dort ihre Forschungsergebnisse direkt publizieren und dem Fachpublikum zugänglich machen. Da auch rasch geeignete Suchprogramme zur Verfügung standen, entwickelte sich eine ernsthafte Bedrohung für das etablierte kommerzielle Geschäftsmodell.

Anfangs konnten die privaten Verlage dem ihre Kompetenz bei der Qualitäts-

¹ Bertelsmann baut seit 2008 eine neue Firma *BMG Rights Management* auf. Dabei handelt es sich aber um einen Musikverlag, dessen Geschäft nicht die Produktion von Musik, sondern die Verwertung von Musikrechten ist.

² *Springer Science + Business Media* (SBM) mit Sitz in Berlin und Heidelberg hat nichts mit dem Medienkonzern *Axel Springer* zu tun. Er gehörte bis 2001 Bertelsmann, seither wechselnden Finanzinvestoren.

prüfung der Texte entgegensetzen. Eine Publikation ist dem Autor und der Fachwelt erst dann von Nutzen, wenn sie nach wissenschaftlichen Kriterien geprüft und zertifiziert worden ist. Nach 2000 entstanden allerdings auch erste Open-Access-Journale, die hohe Qualität und wissenschaftliche Reputation gewannen. Spätestens zu diesem Zeitpunkt sahen sich die Konzerne in einer ähnlichen Lage wie die Musikindustrie nach dem Start der illegalen Musikbörsen. Allerdings reagierten sie anders.

Schon Mitte der 1990er Jahre begannen die Verlage damit, ihre gedruckten Journale – gegen Bezahlung – auch ins Internet zu stellen. Das wurde ihnen dadurch erleichtert, dass ihre Abnehmer vielfach institutionelle Einrichtungen (Bibliotheken, Forschungsinstitute) waren, die auf sie nicht verzichten konnten. Nach 2000 schufen die Verlage Portale mit komfortablen Such- und Recherchemöglichkeiten, die den Open-Access-Angeboten überlegen waren. Diese Strategie konnte aber nur deshalb erfolgreich sein, weil die Großverlage frühzeitig ihre Konkurrenz hintanstellten und eine übergreifende Initiative („Crossref“) starteten. Über diese Plattform waren alle Aufsätze in sämtlichen Journalen abrufbar – auch die der nichtkommerziellen Verlage und Universitäten.

Seither ist es den Verlagskonzernen, allen voran *Springer SBM*, gelungen, auch Open-Access-Journale als Geschäftsmodell zu betreiben. Einige wurden aufgekauft (z. B. *MioMedCentral* 2008 von *Springer SBM*). Wer heute dort publizieren will, muss sich gegen eine Gebühr registrieren lassen. Auf diese Weise werden die Kosten nicht mehr von den Lesern und Bibliotheken, sondern von den Autoren bzw. deren Forschungseinrichtungen getragen. Im Ergebnis dessen wird der Markt für wissenschaftliche Publikationen weiterhin von den etablierten Verlagen beherrscht. Ihnen ist es bislang auch gelungen, branchenfremde Akteure auf Distanz zu halten. Insbesondere der US-Konzern *Google* versucht seit Mitte der 2000er Jahre, mit einer eigenen Suchmaschine „*Google Scholar*“ Fuß zu fassen und hat sich eine wichtige Position erarbeiten können. Die Platzhirsche sind allerdings nicht verdrängt worden.

Das lange Elend: die Zeitungen

Anders als in den zuvor geschilderten Branchen setzen sich Digitalisierung und Internet bei den Zeitungen langsam – seit nunmehr zwanzig Jahren – durch. Die Machtstrukturen auf diesem Markt waren bis zur Mitte der 2000er Jahre sehr stabil. Die Spitzengruppe bei den Abonnementszeitungen bildeten die *WAZ* (heute: *Funke*-)Gruppe, die *Südwest-Gruppe*³, *Axel Springer*, die *Verlagsgruppe von Holzbrinck* und *M. DuMont Schauberg* (MDS). Sie stellten etwa ein Drittel der Gesamtauflage. Bei den Kaufzeitungen wiederum war *Axel Springer* mit 80 Prozent Marktanteil Spitzenreiter (Röper 2006: 284 und 2012: 273).

Die krisenhafte Entwicklung lässt sich seit Beginn der 1990er Jahre beobachten. Weil die Akzeptanz des Mediums, besonders beim jüngeren Publikum,

³ Konzerngruppierung aus *Südwestdeutscher Medienholding* Stuttgart, *Medien-Union* Ludwigs-hafen und *Neuer Pressegesellschaft* Ulm.

sinkt, schrumpfen die Vertriebszahlen. Zwischen 1991 und 2013 ist die verkaufte Gesamtauflage der Tageszeitungen von 27,3 auf 17,5 Millionen – d. h. um 36 Prozent – zurückgegangen (BDZV 2012 und 2014-1). Die Ursachen sind in sozialen und ökonomischen Gründen zu suchen: neue Informationsmedien (erst Privatfernsehen, dann Internet), langfristige gesellschaftliche Veränderungen (Flexibilität, weniger lokale Bindungen), geringeres politisches Interesse, sinkende Einkommen und andere Faktoren spielen zusammen (Weichert/Kramp 2009: 9 ff.; Haller 2014: 54 ff., 194 ff.). Das Internet hat diese Prozesse nicht verursacht, aber beschleunigt.

Hinzu kommt seit der Jahrtausendwende ein schrumpfendes Anzeigengeschäft. Konnten sich die Abonnementszeitungen 2000 noch zu 54 Prozent aus Reklame finanzieren, so 2013 nur noch zu 37 Prozent. Die Nettowerbeerlöse der Zeitungsverlage sind zwischen 2000 und 2012 von 6,6 auf 3,2 Milliarden Euro gesunken (ZAW 2013: 21). Ein großer Teil der Rubrikanzeigen, insbesondere Wohnungs-, Kfz- und Stellenannoncen, ist dauerhaft ins Internet abgewandert.

Die Zeitungsverlage hätten vermutlich gute Chancen gehabt, den sich entwickelnden Markt für Online-Rubrikenportale selbst in die Hand zu bekommen. Aber sie sahen nur eine unerwünschte Konkurrenz für das eigene Anzeigengeschäft. So kamen Akteure von außen zum Zuge. In der zweiten Hälfte der 1990er Jahre wurden die ersten Plattformen gegründet – meist von Privatpersonen, die sich allerdings rasch an Großkonzerne anlehnen mussten.⁴ Die Internetportale waren informativer, aktueller und übersichtlicher als die Anzeigenteile der Zeitungen. Seit Mitte der 2000er Jahre gingen einzelne Verlage dazu über, Rubrikenplattformen aufzukaufen.⁵ Sie betreiben das Geschäft jetzt aber nicht mehr unter dem Dach ihrer Zeitungen, sondern neben und in interner Konkurrenz zu ihnen.

Etwa zeitgleich – seit der zweiten Hälfte der 1990er Jahre – entstanden die ersten Nachrichtenportale (z. B. „Spiegel Online“ 1994). Sie machten den Zeitungen das Monopol auf tagesaktuelle Lektüre streitig. Die Verlage reagierten wiederum defensiv: Sie stellten die Inhalte der gedruckten Zeitungen gratis ins Netz in der Erwartung, so die „Reichweite“ ihrer Zeitung zu vergrößern (Heimeier: 63 ff.).

Für die Verleger waren die Presseableger im Internet nur ein lästiger Kostenfaktor. Erst in jüngerer Zeit nutzen einige von ihnen die Möglichkeiten des Netzes (Hintergrundmaterial, Verlinkungen, multimediale Aufbereitung, laufende Aktualisierung) und betreiben attraktive und konkurrenzfähige Seiten. Allerdings steigen dadurch die Kosten, womit sich die Finanzierungsfrage mit neuer Schärfe stellt. Bislang werden die Onlineportale von den gedruckten Zeitungen quersubventioniert. In jüngster Zeit unternehmen die Verlage einen neuen Anlauf, um Gebühren für die Nutzung („Paid Content“) durchzusetzen. Während 2011 nur zehn Zeitungen ein Bezahlmodell eingeführt hatten, waren es im März 2014 schon 76 (BDZV 2014-2).

⁴ So wie die 1998 gestartete *Scout24-Gruppe*, die 2002 vom *Metro*-Konzern gekauft wurde, 2004 von der *Deutschen Telekom* und 2013 vom Finanzinvestor *Hellmann & Friedmann*.

⁵ „Immonet“ gehört heute zu *Springer* und *Madsack*, „Immowelt“ zu *Funke*, *Holtzbrinck* und *Ippen*.

Allerdings: Je erfolgreicher die Website, desto stärker profiliert sie sich als Alternative zum gedruckten Blatt, besonders beim jüngeren Publikum. Von den zehn stärksten deutschen Nachrichten-Websites werden sechs durch Zeitungsverlage produziert; der *Springer-Konzern* steht mit „bild.de“ an der Spitze und belegt mit „welt.de“ Platz fünf (Schröder 2014). Die Nutzerzahlen der Nachrichtenportale haben in den vergangenen zwei Jahren deutlich zugenommen, während die Auflagen der Zeitungen sinken.

Die Zeitungsbranche sieht sich seit 15 bis 20 Jahren mit den Folgen von Digitalisierung und Internet konfrontiert. In dieser Zeit ist es den Verlegern nicht gelungen, die Entwicklung nachhaltig zu ihrem Vorteil zu beeinflussen. Durch Personal- und Sozialabbau sowie Preiserhöhungen konnten sie meist die Rentabilität trotz sinkender Auflagen und Werbeerböse sichern⁶. Diese Politik kommt im Rahmen der bestehenden Strukturen an ihre Grenzen. Es zeichnen sich zwei Strategien ab, wie große Verlage auf die Herausforderung reagieren.

Die *Verlagsgruppe Madsack*⁷ in Hannover hat im Sommer 2013 bekannt gegeben, dass sie für sämtliche ihrer 18 Zeitungen in ganz Deutschland (einschließlich Onlineauftritte) eine zentrale Mantelredaktion schaffen wird. Die Restredaktionen werden nur noch für Regionales und Lokales zuständig sein. Die Essener *Funke-Gruppe* erprobt seit Februar 2013 bei der „Westfälischen Rundschau“ in Dortmund das Modell einer Zeitung ohne eigene Redaktion. Die Beschäftigten wurden entlassen, das Blatt wird mit Fremdmaterial aus der Konzernzentrale und von konkurrierenden Regionalverlagen gefüllt. Die anderen überregionalen Verlagskonzerne (*Südwest-Gruppe*, *MDS* in Köln, *Ippen* in München, *MG Pressedruck* in Augsburg, *Rheinische Post* in Düsseldorf) werden die Beispiele *Madsack* und *Funke* aufmerksam beobachten und vermutlich ähnliche Pläne in der Schublade haben.

Das Gegenmodell hierzu wird beim *Springer-Konzern* erprobt. Zwischen 2009 und 2013 hat man die einst zahlreichen Regionalzeitungen verkauft und betreibt nur noch zwei überregionale Tageszeitungen sowie deren Sonntagsausgaben: „Bild“ und „Welt“. Für sie wurden zwei Großredaktionen geschaffen, in denen das Prinzip „Online to Print“ gilt: Sämtliche Texte werden für die Internetauftritte „bild.de“ und „welt.de“ verfasst und dort in regelmäßigen Abständen eingestellt. Zusätzlich werden Nebengeschäfte mit erledigt. Auch der 2013 gekaufte Fernsehsender „N 24“ wird als „Bewegtbildlieferant“ integriert (ausführlich hierzu: Hautsch 2014).

Die gedruckte Zeitung wird von einem separaten Redaktionsteam aus dem

⁶ In jüngster Zeit wurde nachgewiesen, dass die Profitraten bei Medienunternehmen allgemein und bei Zeitungsverlagen im Besonderen immer noch sehr hoch und weit über dem nationalen Durchschnitt liegen. Die 2013 an *Funke* verkauften *Springer*-Blätter erzielten Vorsteuer-Renditen (Ebitda) von durchschnittlich 18,5 Prozent (Hamann 2013: 69). Seufert belegt, dass die Presseverlage ihre Überschüsse seit 2006 sogar erhöhen konnten, weil sie in großem Umfang Stellen gestrichen haben (Seufert 2013: 32 ff.).

⁷ An dem Hannoveraner Pressekonzern *Madsack* ist die *DDVG*, die Medienholding der *SPD*, mit 23,4 Prozent beteiligt.

vorhandenen Material erstellt. Sie ist nur noch ein Nebenprodukt des umfassenden redaktionellen Prozesses; die Struktur würde auch ohne sie funktionieren. Ziel ist es, die Marken „Bild“ und „Die Welt“ als stabile Größen auf dem „Inhalte-Markt“ zu etablieren. Deshalb hat *Springer* 2013 auch für beide Portale Bezahlmodelle eingeführt und dabei viel Geld in die Hand genommen.⁸ Vom Erfolg dessen hängt die gesamte Strategie ab.

Über die Zukunft der Zeitung gibt es viele Spekulationen (Bicher/Pieper 2013, Haller 2014). Sicher scheint zu sein, dass die Zahl der kleineren selbstständigen Verlage (derzeit 46) stark schrumpfen wird. Dabei spielt es auch eine Rolle, dass Großverlage mehr Geld in Onlineauftritte investieren können. Der Zentralisationsprozess des Zeitungskapitals wurde seitens der Politik durch die Novelle des Gesetzes gegen Wettbewerbsbeschränkungen im Juni 2013 erleichtert. Am Ende dieser Entwicklung könnten Zeitungsketten nach US-Vorbild stehen (Siepmann 2012).

Ob die gedruckte Zeitung mittelfristig durch Online-Nachrichtenportale ersetzt werden wird, oder ob sich Zeitungen daneben halten können, ist schwer zu beantworten. Dass der Verdrängungsprozess weitergehen wird, liegt aber auf der Hand. Einen Marktvorteil haben sich die Zeitungen immerhin bewahren können: die lokale Berichterstattung. Regionale oder lokale Internetportale konnten sie bislang nicht ersetzen. Ebenso blieben reine Internetzeitungen (ohne gedruckte Ausgabe) erfolglos: Die deutsche „Netzeitung“ wurde 2009 eingestellt, die US-amerikanische „The Daily“ 2012; beide waren von Pressekonzernen (*MDS* und *Murdoch*) betrieben worden.

Erst am Anfang: die Buchbranche

Der Buchmarkt ist ein Sonderfall in der deutschen Medienwirtschaft. Es gibt regulierte Preise und es fehlen Werbeeinnahmen.⁹ Außerdem kann der Glücksgriff eines Verlages bei einem Titel seinen Jahresumsatz und Profit spürbar in die Höhe treiben. Deshalb spielen mittelgroße Unternehmen eine vergleichsweise bedeutende Rolle. Es gibt etwa 2.300 Buchverlage, die 2012 rund 80.000 neue Titel herausbrachten (Börsenverein 2013: 43, 80). Das heißt allerdings nicht, dass es keine mächtigen Akteure auf dem Markt gibt. Im Gegenteil: Vor dem Hintergrund der Kleinteiligkeit verleiht ein Marktanteil von 23,7 Prozent den vier größten Belletristikkonzernen (*Bertelsmann*, *Bonnier*, *Holtzbrinck*, *Ganske*) eine enorme Durchsetzungsmacht bei den Händlern (Bartholomäus 2014: 77).

Das Buch war mehr als 500 Jahre lang ein technisch weitgehend unverändertes Produkt. Mit den Hörbüchern wurde nach 1990 erstmals eine neue Form des Konsums von Literatur sichtbar. Dieser Markt ist aber 2011 geschrumpft und stagniert seither. Wirklich dramatische Veränderungen zeichnen sich erst

⁸ Springer hat 2012 für sechs Millionen Euro pro Saison die Rechte für 1,5-Minuten-Höhepunkte der Fußball-Bundesliga 2013/16 im Internet erworben.

⁹ Das könnte sich demnächst ändern, wenn sich die E-Bücher durchsetzen: Auf den online angebundenen Lesegeräten ließen sich Werbeinseln platzieren und laufend aktualisieren.

in jüngster Zeit ab, seit die zweite Generation elektronischer Bücher („E-Bücher“) samt zugehöriger Lesegeräte („E-Reader“) auf den Markt gekommen ist, d. h. seit etwa 2010.

Digitalisierung und Internet waren allerdings schon vor dieser Zeit in der Buchbranche wirksam, zunächst beim Buchhandel. Hier hatten sich seit den 1970er Jahren große Ladenketten herausgebildet (*Thalia*, *DBH Hugendubel*, *Mayer-sche*), die stark expandierten. Trotzdem blieb der Markt kleinteilig: Die größten vier Buchhändler erreichten 2001 nur acht Prozent des Gesamtumsatzes (Schrape 2013: 123). Erste Versuche, Bücher über das Internet zu verkaufen, datieren auf Anfang der 1990er Jahre (*Telebuch* 1991). Die eigentliche Gründerzeit begann 1997/98 und war von Anfang an durch die Übermacht des US-Konzerns *Amazon* geprägt. Von Privatleuten gegründete Konkurrenten wie *buecher.de* und *buch.de* blieben klein, ebenso die Tochterfirmen von Großverlagen *bol.de* (*Bertelsmann*) und *boxtra.de* (*Holtzbrinck*, *Weltbild*, *Springer*, *T-Online*).

Schon 2000 zog *Amazon* etwa 60 Prozent aller Online-Buchumsätze an sich (Schrape 2013: 125). Die Gründe sind in der Bekanntheit des Mutterkonzerns und in einer nutzerfreundlichen Software zu suchen, aber auch darin, dass er 1997 den Pionier *Telebuch* samt Kundenstamm gekauft hatte. Nach dem Platzen der Dotcom-Blase 2000 wurden „*bol.de*“ von „*buch.de*“ und „*boxtra.de*“ von „*buecher.de*“ übernommen.

Der neue Vertriebsweg war den Sortimentsbuchhändlern zunächst nicht als ernsthafte Konkurrenz erschienen: Der Onlineanteil lag 2001 bei drei Prozent (Börsenverein 2002: 24 ff.). Erst in der zweiten Hälfte der 2000er Jahre investierten die großen Ketten in das Geschäft: *Thalia* (*Douglas*-Konzern) übernahm *buch.de*, *Weltbild* baute eine eigene Plattform (*weltbild.de*) auf und übernahm 2013 die Mehrheit bei *buecher.de*. Die Übermacht *Amazons* konnte allerdings nie mehr gefährdet werden. Ende 2012 hat der US-Konzern mit Büchern in Deutschland 1,8 Milliarden Euro umgesetzt – rund 20 Prozent des gesamten Buchumsatzes (9,6 Milliarden Euro). Die drei Konkurrenten kamen zusammen auf 560 Millionen Euro (Buchreport 2013).

Der Onlinehandel erhält einen Schub, weil das Geschäft mit elektronischen Büchern („E-Bücher“) in Schwung kommt.¹⁰ Dies ist der zweite Sektor, auf dem Digitalisierung und Internet die Buchbranche verändern werden. Auch hier gab es Ende der 1990er Jahre die ersten Versuche. Sie scheiterten allerdings an technisch unzulänglichen Geräten und fehlenden Angeboten der Verlage. Lediglich im Wissenschaftsbereich entwickelte sich ein Markt für kommerziellen PDF-Download von Texten.

¹⁰ Dem scheinen die aktuellen Trendberechnungen für den Buchhandel zu widersprechen. Dem „*Bran-chenmonitor BUCH*“ zufolge, den die *Gesellschaft für Konsumforschung (GfK)* für den Börsenverein erstellt, haben sich von Mai 2013 bis Februar 2014 durchgehend die Barumsätze im stationären Buchhandel besser entwickelt als die der Branche insgesamt (Börsenverein 2014). Kumuliert hat das Sortiment 2013 um 0,6 Prozent zugelegt, während der Buchhandel insgesamt stagnierte. Der Börsenverein nimmt an, dass das zu Lasten des Versandbuchhandels gegangen sei. Sollten sich die Zahlen als valide herausstellen und einen Trend markieren, dann wäre das erstaunlich.

Der zweite, nunmehr offenbar erfolgreiche Anlauf erfolgte 2007/08, und wiederum war *Amazon* von Beginn an der Marktführer. Der Konzern orientierte sich am erfolgreichen Modell „iPod“ und „iTunes“ von *Apple* auf dem Musikmarkt (siehe oben). Ziel ist es, mit einem technisch reizvollen Gerät und einem umfassenden Angebot an Buchdateien einen exklusiven Markt zu schaffen, auf dem der Betreiber die Bedingungen setzt.

Auf dem deutschen Markt ist *Amazons* „Kindle“ seit Ende 2009 erhältlich. Parallel dazu brachte *Sony* seinen „Reader“ heraus, der aber wenig Interesse fand. Auch insgesamt blieb der Erfolg der E-Bücher anfangs verhalten, wenn auch wachsend. Der Durchbruch kam mit dem Weihnachtsgeschäft 2012. Seither gehen die Marktanteile stark nach oben (2011: 0,7 Prozent, 2013: ca. 6 Prozent – ohne Fach- und Bildungsbücher; Börsenverein 2013: 23).

Während beim Online-Buchhandel die etablierten Marktteilnehmer anfangs das Potential des neuen Vertriebswegs nicht erkannten und dann von einem Außenseiter überrollt wurden, war das bei den E-Büchern anders. Spätestens seit dem Markteintritt des „Kindle“ in den USA 2007 war klar, was kommt. Auch an Warnungen in den Fachmedien bestand kein Mangel (z. B. Neffe 2011). Und tatsächlich hat sich ein Konsortium aus den drei führenden Buchhändlern *Bertelsmann-Clubs*, *Thalia* und *Weltbild/DBH* sowie der *Deutschen Telekom* zusammengetan, um *Amazon* bei den E-Büchern Paroli zu bieten. Diese so genannte Tolino-Allianz brachte im Frühjahr 2013 ein eigenes Lesegerät auf den Markt, das technisch mit dem *Amazon*-Produkt gleichzieht, jedoch eine offene Plattform bietet. Es legte einen erstaunlichen Start hin: Einer Erhebung der *GfK* vom Ende 2013 zufolge lag der Marktanteil des „Tolino“ bei 37 Prozent, der „Kindle“ kam auf 43 Prozent (Devlin 2013). Ob die Insolvenz der *Weltbild-Gruppe* Ende 2013 Auswirkungen auf den „Tolino“ haben wird, muss sich zeigen.

Der Prozess einer Substitution des gedruckten Buches durch Lesedateien steht erst am Anfang und ist in seinen Ausmaßen und Auswirkungen noch nicht absehbar. Auch ist noch unklar, welche Akteure sich durchsetzen werden. Neben *Amazon* versucht *Apple*, auf dem Markt Fuß zu fassen; Buchdateien werden zunehmend auch auf Tabletrechnern und Smartphones gelesen.

Dass gedruckte Bücher mittelfristig vom Markt verdrängt werden, ist indessen keineswegs sicher. Mehr noch als bei den Zeitungen könnten hier Kulturtraditionen eine wichtige Rolle spielen. Der materielle und langfristige Besitz eines literarischen Werks hat für viele Menschen Bedeutung gegenüber dem reinen Nutzungsrecht, wie es das E-Buch bietet. Ungeachtet dessen aber wird sich die Zentralisation des Kapitals bei den Verlagen beschleunigen, weil für kleine Unternehmen schon die zusätzlichen Kosten für E-Bücher zum Problem werden dürften. Auch die Auswirkungen auf die Peripherie (Druckereien, Buchhändler, Antiquariate usw.) sind erst andeutungsweise erkennbar.

Auf der Suche nach dem Ausweg: die Akteure

Die vier geschilderten Branchen stehen beispielhaft für die gesamte Medienwirtschaft. In anderen Bereichen (Radio, Fernsehen, Magazine) sind die Aus-

wirkungen des Internets in den Anfängen zu beobachten. Die Szenarien werden ähnlich sein.

Auf den klassischen Medienmärkten sehen sich die Verlage mit anhaltend schrumpfenden Werbe- und Vertriebs Erlösen konfrontiert. Eine Expansion einzelner Unternehmen ist fast nur noch durch Übernahme oder Beteiligung möglich. Für kleinere Presseverlage wächst der Druck in Richtung Verkauf an einen Konkurrenten oder Betriebsaufgabe. Auch auf der Ebene der Großkonzerne findet eine „Flurbereinigung“ statt. *Springer* und *Holtzbrinck* sind bei den Regionalblättern ausgestiegen. Gleichzeitig sind durch Aufkäufe neue bundesweite Verlagskonzerne entstanden. Die Fusion der weltweit größten Belletristikverlage *Random House* (Bertelsmann) und *Penguin Books* (Pearson) 2013 erfolgte aus ähnlichen Gründen.

Die Medienkonzerne expandieren auch in die neuen Onlinemärkte. Einige (*Burda*, *Bertelsmann*, *Holtzbrinck*) haben schon Mitte der 2000er Jahre damit begonnen, sich an allerlei Plattformen und Marktplätzen zu beteiligen, Startups mitzufinanzieren oder Portale in „Inkubatoren“ selbst entwickeln zu lassen. *Axel Springer* stieg nach 2008 ein, inzwischen haben fast alle größeren Medienkonzerne (*MDS*, *Madsack*, *ProSiebenSat.1*, *Bauer*, *Funke* usw.) medienferne Internetbeteiligungen im Bestand. Bei *Burda* liefern Digitalfirmen etwa die Hälfte des Umsatzes. Das traditionelle Mediengeschäft, d. h. Produktion und Verbreitung von Inhalten, verliert für die Großverlage an Bedeutung.

Am radikalsten setzt *Axel Springer* auf die Onlinekarte. Mit Ausnahme von „Bild“ und „Welt“ sowie einzelnen Magazinen wurden alle Printmedien verkauft, ebenso Radio- und Fernseheteiligungen. Der Konzern wurde in eine Holding mit drei Internetsparten gegliedert: Rubrikenportale, Onlinewerbung und Bezahlangebote. Zu letzteren zählen im Inland die Marken „Bild“ und „Welt“, in deren Rahmen vorrangig Webseiten und zusätzlich Zeitungen produziert werden.

Die Hersteller traditioneller Medien stehen durch Digitalisierung und Internet von zwei Seiten unter Druck. Es entwickeln sich völlig neue Formen des Medienkonsums, die die bisherigen zunehmend ersetzen. Printmedien sind schrumpfende Märkte geworden, Radio und Fernsehen werden es vermutlich bald sein. Auf den neuen Geschäftsfeldern des Internets aber sehen sich die Akteure mit der Macht der US-Konzerne konfrontiert, die einen großen Teil der Werbeerlöse und Provisionen für sich beanspruchen.

Für sie steht dabei die Verbreitung von Inhalten gar nicht im Vordergrund, sie ist eher Mittel zum Zweck. So besteht das Kerngeschäft von *Apple* im Verkauf von Hardware. *Microsoft* erzielt die meisten Profite mit dem Verkauf von Software-Lizenzen. Bei *Amazon* sprudeln die Profite aus dem Onlinevertrieb von Waren aller Art. Für *Google* (und neuerdings *Facebook*) wiederum steht das Werbegeschäft im Mittelpunkt. In ihren jeweiligen Sektoren können die monopolistischen US-Konzerne aufgrund riesiger Finanzmittel den technischen Vorsprung ausbauen und ihre Marktmacht verteidigen.

Am aggressivsten treten derzeit *Google* und *Amazon* auf. *Google* kann in Deutschland durch die Vermarktung seiner Suchmaschinen (Marktanteil ca.

97 Prozent) rund 2,5 Milliarden Euro, mehr als die Hälfte der gesamten Online-Werbeerlöse, an sich ziehen. Durch überlegene Software ist der Konzern in der Lage, auch andere Werbemärkte im Internet zu beherrschen. Für 2013 werden Werbeerlöse von 50 Milliarden US-Dollar geschätzt. Zur Absicherung seiner Machtposition dringt *Google* in unterschiedliche Märkte ein: von der Videoplattform „YouTube“ über „G-Mail“ und „Google News“ bis zu vernetzter Haustechnik (Scharer 2013). *Amazon* (Umsatz 2013: 75 Milliarden US-Dollar) will den Vertrieb von Medien unter Kontrolle bringen und dringt hierzu ebenfalls in neue Geschäftsfelder ein (z. B. als Buchverleger oder mit dem Kauf der „Washington Post“ durch den Konzernchef Jeff Bezos 2013).

Die vergangenen zwanzig Jahre markieren den Beginn von Digitalisierung und Internet in der Medienwirtschaft. Welche technischen Möglichkeiten die kommenden Jahre bringen werden, ist erst in Umrissen erkennbar.¹¹ Vieles wird auch davon abhängen, wie sich die Konsumenten der Massenmedien verhalten werden: Verschwinden gedruckte Medien mittelfristig vom Markt, werden sie ein Nischendasein fristen (wie die Vinylplatten bei Musik) oder wird es ein fruchtbares Nebeneinander geben? Nur eines ist klar: Aufhalten kann die Entwicklung niemand.

Literatur

- Bartholomäus & Cie. 2014: Transaktionsmonitor Verlagswesen 2013, Synopsis der M&A-Aktivitäten der deutschen Printmedien und Analyse der Entwicklung von 2009 bis 2013, Frankfurt am Main
- BDZV 2012, Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger (Hg.): Die deutschen Zeitungen in Zahlen und Daten, Berlin
- BDZV 2014-1: Zur wirtschaftlichen Lage der Zeitungen in Deutschland 2013. Internet: http://www.bdzv.de/markttrends-und-daten/wirtschaftliche-lage/artikel/detail/zur_wirtschaftlichen_lage_der_zeitungen_in_deutschland_2013/
- BDZV 2014-2: Paid Content Angebote deutscher Zeitungen. Internet: <http://www.bdzv.de/zeitungen-online/paidcontent/>
- Bicher, N./ Pieper, A. 2013: Zeitung unter Druck. Plädoyer für ein Kulturgut. Berlin
- Börsenverein 2002, Börsenverein des Deutschen Buchhandels. Buch und Buchhandel in Zahlen 2002, Frankfurt am Main
- Börsenverein 2013: Buch und Buchhandel in Zahlen 2013, Frankfurt am Main
- Börsenverein 2014: Branchenmonitor BUCH, Online-Newsletter, monatlich
- Buchreport 2013: Vermessung eines Riesen. buchreport-express, 39. Jg., H. 6, S. 10
- BVMI 2013, Bundesverband Musikindustrie: Musikindustrie in Zahlen 2012. Berlin
- Devlin, C.: Auch Deutschland kann Kindle. Handelsblatt, Düsseldorf, 19. 12. 2013
- Dolata, U. 2008: Das Internet und die Transformation der Musikindustrie. In: Berliner Journal für Soziologie, 18. Jg., H. 3, S. 345-369

¹¹ Ein Stichwort heißt Konvergenz von Technik und Inhalten: Die Endgeräte werden multifunktional, die Zugriffsoptionen auf die Inhalte werden vielfältiger (Engel 2014).

- Dolata, U./ Schrape, J.-F. 2013: Internet, Mobile Devices und die Transformation der Medien. Stuttgart
- Engel, B. 2014: Entwicklungspfade in der konvergenten Medienwelt. Kohortenanalyse auf Basis des Convergence Monitors 2008 bis 2013. In: Media Perspektiven, 44. Jg., Heft 1, Frankfurt am Main, S. 47-55
- Haller, M. 2014: Brauchen wir Zeitungen? Zehn Gründe, warum die Zeitungen untergehen. Und zehn Vorschläge, wie dies verhindert werden kann. Köln
- Hamann, G. 2013: Strukturwandel mit voller Kasse. In: Bicher/Pieper 2013, S. 67-72
- Hanekop, H. / Wittke, V. 2013: Der Wandel des wissenschaftlichen Publikationssystems durch das Internet. In: Dolata/ Schrape 2013, S. 147-176
- Hautsch, G. 2003: Das Medienkapital formiert sich neu. In: Z 54, Juni 2003, S. 113-126
- Hautsch, G. 2011: Bertelsmann und Springer an vorderster Front. In: Z 86, Juni 2011, S. 32-50
- Hautsch, G. 2014: Alles online. Der Springer-Konzern im Umbruch. In: junge Welt, Berlin, 8. 1. 2014
- Heimeier, K. 2013: Eigentümerstrukturen deutscher Zeitungsverlage, Dortmunder Beiträge zur Zeitungsforschung. Berlin
- IfM 2012, Institut für Medien- und Kommunikationspolitik, Berlin. Internet: <http://www.mediadb.eu/forum/daten-fuer-archiv/int-mk-2012.html>
- Neffe, J. 2011: Gutenberg und die Brandstifter, Internet: www.perlentaucher.de/artikel/7286.html
- Röper, H. 2006: Probleme und Perspektiven des Zeitungsmarktes. In: Media-Perspektiven, 36. Jg., H. 5, S. 283-297
- Röper, H. 2012: Zeitungsmarkt 2012: Konzentration erreicht Höchstwert. In: Media-Perspektiven, 42. Jg., H. 5, S. 268-285
- Scharrer, J. 2013: Wer kann Google noch Paroli bieten? In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10. 10. 2013
- Schrape, J.-F. 2013: Zwischen Kontinuität und Bruch. Der Wandel des deutschen Buchhandels. In: Dolata/ Schrape 2013, S. 121-146
- Schröder, J. 2014: IVW-News-Top-50: DerWesten und Mopo wachsen gegen den Trend. Internet: <http://meedia.de/2014/03/11/ivw-news-top-50-derwesten-und-mopo-wachsen-gegen-den-trend/>
- Seufert, W. 2013: Die deutsche Medienwirtschaft: Wachstums- oder Krisenbranche? – Produktion und Nachfrage nach Medienprodukten seit 1991. In: Medien-Wirtschaft, 10. Jg., H. 4, Hamburg, S. 20-34
- Siepmann, R. 2012: Das Ketten-Prinzip. Der Strukturwandel im Regionalzeitungsmarkt schreitet voran. In: epd medien H. 10, Frankfurt am Main, S. 6-10
- Weichert, S./ Kramp, L. 2009: Das Verschwinden der Zeitung? Internationale Trends und medienpolitische Problemfelder. Berlin
- ZAW 2013: Zentralverband der Deutschen Werbewirtschaft. Werbung in Deutschland 2013. Berlin.

Jürgen Leibiger

Wem gehört die Republik?

Empirisches zum Eigentum im deutschen Finanzmarktkapitalismus¹

Erfreulicherweise ist im linken Spektrum – angefeuert nicht zuletzt durch die Open Access Initiativen und die Diskussion über Commons und das Urheberrecht im digitalen Zeitalter – seit einigen Jahren ein Diskurs über die ordnungspolitischen Grundlagen einer Alternative zum Kapitalismus im Gange.² Die theoretischen Ausgangspunkte und gesellschaftspolitischen Entwürfe sind vielfältig und kontrovers. Obwohl manche der Disputanten das nicht immer wahrhaben wollen, zeigt dieser Diskurs: Wer sich auf die Suche nach einem nicht-kapitalistischen System begibt, kommt um die Eigentumsfrage nicht herum. Und um eine praktikable Antwort auf diese Frage geben zu können, ist die Untersuchung der bestehenden Eigentumsverhältnisse unverzichtbar. Es ist das Feld abzustecken, auf oder zu dem Alternativen zu entwickeln sind. Ohne eine solche analytische Grundlegung bleiben die Theorien und Praxen alternativer Eigentums- und Gesellschaftsformen Luftschlösser oder drohen, in gesellschaftlich bedeutungslosen Rückzugsnischen zu enden.

Anknüpfend an den klassischen Begriff des Eigentums als eines „Verhältnisses der Individuen zueinander in Bezug auf Material, Instrument und Produkt der Arbeit“³ hat seine empirische Analyse mindestens folgende Aspekte zu untersuchen: Welche Gegenstände materieller und nicht-materieller Natur sind es, bezüglich der die Individuen soziale Beziehungen eingehen? Wer sind diese unterschiedlichen Individuen oder Subjekte, welchen gesellschaftlichen Gruppen gehören sie an, welche Interessen haben sie und welche Rolle spielen sie im gesellschaftlichen Reproduktionsprozess? Und schließlich: Welcher Art sind die Beziehungen zwischen diesen Subjekten, was ist der Inhalt der Verhältnisse, die sie eingehen und welche rechtlichen oder anderen Formen nehmen diese Verhältnisse an? Diese Analyse, die hier nur ansatzweise erfolgen kann, wird zeigen, dass zwischen dem jeweiligen Gegenstand, den Subjekten und dem Inhalt der Verhältnisse eine Wechselwirkung besteht, dass bestimmte Produktivkräfte – Produktionsmittel und Arbeitskräfte – mit bestimmten Eigentumsverhältnissen verknüpft sind. Diese Wechselwirkung ist nicht starr, sie erfährt eine geschichtliche Entwicklung und erweist sich darin als ziemlich elastisch. Um Brot für ein Wohngebiet zu backen, bedarf es trotz

¹ Der Artikel beruht auf einem ausführlicheren Beitrag, der bei der Hellen Panke Berlin in der Broschüre zur Konferenz „Die Eigentumsfrage heute“ (16. November 2013) erscheint.

² Vgl. dazu: Jürgen Leibiger, *Zukunft Eigentum. Wem gehört die Republik?* Texte der Rosa-Luxemburg-Stiftung Nr. 70, Berlin 2011.

³ Karl Marx/ Friedrich Engels: *Die deutsche Ideologie*, in: MEW 3, S. 22.

des wissenschaftlich-technischen Fortschritts auch heute nicht unbedingt einer Kapitalgesellschaft wie zum Beispiel der Bäckereikette Kamps AG. Das schafft der Eigentümer einer Bäckerei in bester Qualität und in ausreichendem Umfang mit eigener Arbeit und ein paar Gesellen. Ein Handwerksbetrieb wäre freilich völlig ungeeignet, ein Flugzeug, eine Autobahn oder ein iPad herzustellen. Die Vielfalt und Differenziertheit der modernen Produktivkräfte bedingt trotz der Dominanz des Kapitaleigentums in seinen unterschiedlichen Formen auch eine Vielfalt der Eigentumsverhältnisse und damit auch eine sehr differenzierte theoretische wie praktische Antwort auf die Eigentumsfrage.

1. Die wichtigsten Eigentumsformen in Deutschland

Trotz eines beständigen Konzentrations- und Zentralisationsprozesses und der Existenz von „Kapitalmagnaten“ (Marx) oder einer Geldelite ist die Zahl der Unternehmen beständig angewachsen. Die von Marx nur kurz beschriebene „Repulsion vieler individueller Kapitale voneinander“⁴ ist nachhaltiger, als er vermutet hatte. Es hat sich vor allem in Deutschland ein bedeutender und profitabler klein- und mittelständischer Sektor behauptet und das deutsche Wort „Mittelstand“ findet heute sogar im angloamerikanischen Sprachraum Verbreitung. Mit seiner Existenz ist auch eine Vielfalt von Eigentumsverhältnissen verbunden: kapitalistisches Einzeleigentum und kapitalistisches Gesellschaftseigentum verschiedener Formen, einfache Warenproduktion (Handwerker, Selbständige, Freiberufler), genossenschaftliches Eigentum sowie staatliches und kommunales Eigentum. Diese Eigentumsformen treten in einer Vielfalt von Rechtsformen auf: 2,2 Millionen Unternehmen in der Form von Einzelunternehmen und Natürlichen Personen mit einem volkswirtschaftlichen Umsatzanteil von 10 Prozent, 403.000 Personengesellschaften (27 Prozent des Umsatzes), 474.000 Kapitalgesellschaften (55 Prozent), 7.800 Genossenschaften (1 Prozent), 6.000 Gewerbebetriebe öffentlicher Körperschaften (1 Prozent) und 65.000 Unternehmen sonstiger Rechtsformen (6 Prozent).⁵ Obwohl die Rechtsform eines Unternehmens nicht mit der Eigentumsform gleichgesetzt werden darf (auch staatliche Unternehmen haben nicht selten eine privatrechtliche Eigentumsform), kann es den Ausgangspunkt der Eigentumsanalyse bilden, zumal die Entwicklung von Rechtsformen ein juristischer Ausdruck bestimmter Eigentumsverhältnisse ist. Aus weitergehenden Angaben über die Zahl von Selbständigen und Freiberuflern, von Handwerkern, über den Staatsektor usw. lässt sich ein ungefähres Bild über die existierenden Eigentumsformen entwickeln (vgl. Tabelle 1).

Etwa die Hälfte aller Erwerbstätigen ist in Unternehmen mit kapitalistischem Privateigentum oder kapitalistischem Gesellschaftseigentum beschäftigt und erbringt nahezu drei Viertel der bundesdeutschen Bruttowertschöpfung. Diese Eigentumsform weist die höchste Produktivität auf und dominiert die Verhältnisse in Deutschland. Bis Anfang der 1990er Jahre existierten lange Zeit weniger als 3.000

⁴ Karl Marx, *Das Kapital* I, MEW 23, S. 653ff.

⁵ Quelle: Statistisches Bundesamt, Unternehmensregister.

Aktiengesellschaften und Kommanditgesellschaften auf Aktien. Danach explodierte diese Zahl innerhalb weniger Jahre auf über 16.000. Im Gefolge der Krise und des Konzentrationsgeschehens reduzierte sich diese Zahl zwar auf inzwischen etwa 12.000; trotzdem ist das eine Vervielfachung innerhalb von 20 Jahren.

Tabelle 1: Eigentumsformen			
Eigentumsform	Charakteristik der wesentlichen Subjekte	Erwerbstätige	Anteil an der Bruttowertschöpfung
Kapitaleigentum	Lohnabhängige, Eigentümer, Anteilseigner, Gläubiger, Kapitalfunktionäre	23 Mio.	72 %
Handwerksbetriebe (1 Mio.)	Eigentümer ist neben Mitarbeitern selbst Produzent	5 Mio.	8 %
sonstige kleine Warenproduzenten		6 Mio.	8 %
Genossenschaften, Kollektivbetriebe u. ä.	Eigentümergeinschaft, Produzentengemeinschaft	1 Mio.	1 %
staatliches Eigentum (Kernhaushalte, Unternehmen, Stiftungen usw.)	öffentliche Eigentümer und Arbeitnehmer (Lohnabhängige, Beamte)	6 Mio.	11 % Staat: 44 %

Eigene Berechnungen und Schätzungen für 2012.

Etwa ein Viertel der Erwerbstätigen ist bei kleinen Warenproduzenten, gekennzeichnet durch die Identität von Eigentümer und Produzent, tätig und schafft etwa 16 Prozent der Bruttowertschöpfung. Eine Million, das heißt ca. 2,4 Prozent ist in Genossenschaften beschäftigt und erwirtschaftet 1 Prozent der Bruttowertschöpfung, wobei es sich bei dieser Million nicht nur um Mitglieder der Genossenschaften handelt, sondern abhängig Beschäftigte mitgezählt sind. Sechs Millionen Erwerbstätige sind im staatlichen Bereich (Bund, Länder, Kommunen, Sozialversicherungen einschließlich staatlichen Unternehmen) mit unterschiedlichem Status tätig. Der Anteil dieses Bereichs an der Bruttowertschöpfung ist, gemessen am Beschäftigungsanteil (15 Prozent), relativ gering, was auch an der Spezifik der statistischen Erfassung liegt. Vor allem aber ist zu berücksichtigen, dass in diesem Bereich 44 Prozent (= Staatsquote) des Bruttoinlandsprodukts umverteilt und verbraucht wird.

Auch wenn die Produktion für Märkte zweifellos dominiert, muss für ein vollständiges Bild der Eigentumsverhältnisse auf diejenige Produktion hingewiesen

werden, die nicht primär kommerziellen Zwecken unterworfen ist und eher in der Freizeit und in oder im Umfeld von privaten Haushalten sowie anderen Assoziationsformen stattfindet. Zu diesem Bereich gehören die 40 Millionen privaten Haushalte, die Familien, Nachbarn, Freundeskreise, Vereine, Kirchengemeinden, Tauschringe, Teile der Non-Profit-Wirtschaft und andere Formen. Hier herrschen zum Teil völlig andere gesellschaftliche Beziehungen als in der Sphäre der Erwerbsarbeit, mit der dieser Bereich freilich verknüpft bleibt. Obwohl die Tätigkeit in solchen Produktionsformen nicht idealisiert werden darf, so kann zumindest in Teilfeldern von einem höheren Grad an Selbstbestimmtheit, wechselseitigem Vertrauen und Solidarität im Vergleich zum Feld der Erwerbsarbeit ausgegangen werden. Oft sind die Beziehungen nicht durch Äquivalenz sondern durch Reziprozität gekennzeichnet, das heißt es bestehen Beziehungen des Gebens und Nehmens, die aber nicht wechselseitig aufgerechnet werden. Damit können für diese Produzenten auch Erfahrungen verbunden sein, die über die herrschenden Verhältnisse hinausweisen und als Alternative erlebt werden. Der bekannte Anarchist und Anthropologe David Graeber nennt dies „elementaren Kommunismus“. Er sei das Fundament des menschlichen Zusammenlebens und mache eine Gesellschaft überhaupt erst möglich.⁶ Selbst eine kapitalistische Konkurrenzwirtschaft ist ohne ein gewisses Vertrauen und eine wechselseitige Verlässlichkeit der beteiligten Individuen zueinander nicht funktionsfähig, weil sich nicht alle Beziehungen vertraglich und mit ökonomischem oder politischem Zwang regeln lassen. Es übersteigt den Rahmen des hier vorgelegten Beitrages, auf diese Fragen näher einzugehen. Die folgenden Ausführungen konzentrieren sich auf das Kapitaleigentum, das genossenschaftliche und das staatliche Eigentum im marktwirtschaftlichen Bereich.

2. Der Nationalreichtum – die Gegenstände von Eigentumsverhältnissen

Der Begriff des Nationalreichtums eines Landes ermöglicht eine umfassende Bestimmung der Gegenstände, um deren Eigentum es geht. Zum nationalen Reichtum gehören der Naturreichtum (Grund und Boden, Ressourcen, Wasser, Raum, Luftraum, Atmosphäre, Flora und Fauna), die produzierten Güter (materielles Sachvermögen wie Ausrüstungen, Bauten und Gebrauchsvermögen sowie das immaterielle Vermögen wie das Kulturerbe, Erfindungen, Software usw.), das Humanvermögen (menschliche Physis und geistiger Reichtum) und das Forderungs- beziehungsweise Geldvermögen.

In der nationalen Vermögensbilanz des Statistischen Bundesamts wird das Bruttovermögen Deutschlands für 2012 mit reichlich 17 Billionen Euro angegeben. Werden davon die Verbindlichkeiten gegenüber dem Ausland abgezogen, erhält man das Reinvermögen in einer Höhe von knapp 13 Billionen Euro. Darin sind wesentliche Bestandteile des natürlichen Reichtums nicht enthalten, weil ihre monetäre Bewertung umstritten ist oder sie sich ihr gänzlich entziehen. Dies gilt

⁶ David Graeber, *Schulden. Die ersten 5000 Jahre*, Stuttgart 2012, S. 102ff.

ebenso für große Bestandteile des immateriellen Vermögens. Nicht enthalten ist auch das Humanvermögen, obwohl ein nicht geringer Teil dieses Vermögens sich im Wert der Ware Arbeitskraft auch monetär manifestiert.⁷ Für die Analyse der Eigentumsverhältnisse ist besonders das Produktivvermögen mit den jeweils produktiven Bestandteilen der Sachanlagen, der immateriellen Anlagegüter und des Baulands von Bedeutung. Es beträgt ungefähr 12 Billionen Euro.⁸ Auf die gewachsene Rolle des Finanzvermögens wird weiter unten eingegangen.

Die Unsicherheit der Quantifizierung ist auch Ausdruck der Tatsache, dass wesentliche Bestandteile des Nationalreichtums nicht Gegenstand von Marktbeziehungen sind. Viele kulturelle Güter und Infrastrukturbestandteile mögen zwar in der Bilanz erfasst sein, da sie aber oft nicht regelmäßig und komplett reproduziert und kommerzialisiert werden, haben sie zwar einen teilweise unermesslichen Gebrauchswert (darunter auch künstlerischen oder moralischen Wert), aber keinen Tauschwert. Sie werden deshalb – wie zum Beispiel der im Eigentum der Kirche befindliche Kölner Dom – mit einem symbolischen Wert von 1 Euro ausgewiesen.⁹

Während bei den produzierten materiellen und immateriellen Gütern die Eigentumsverhältnisse klar und auch rechtlich fixiert sind, gilt das für den Naturreichtum nicht im selben Maße. Wem gehören die Luft, die Atmosphäre oder die Bodenschätze? Mitunter wird behauptet, das seien öffentliche Güter, an denen gar kein Eigentum gebildet werden könne. Aber sobald diese Güter einer ökonomischen Nutzung zugeführt werden und dabei Rivalitäten entstehen, zeigt sich sehr schnell, dass ein Eigentümer existiert, der Eigentumsrechte geltend macht und dem diese auch zugestanden werden: Dies sind der hoheitliche Staat und seine Gliederungen. So war es Jahrzehnte lang völlig unerheblich, wer die Funkfrequenzen in einem Land nutzt, da es nur wenige Rundfunkstationen und kaum drahtlose Telefonie gab. Ab dem Moment, wo dieses Gut marktfähig und zu einem umkämpften Gut wurde, musste es Gegenstand von Eigentum werden. Der Eigentümer dieses Gutes kann in einer modernen Gesellschaft nur der souveräne Staat mit seinen Hoheitsrechten sein, der Nutzungsrechte erteilt. Zwar kann jeder Luft atmen, aber niemand kann den Luftraum eines Landes nutzen ohne Überflugrechte beim Staat zu erwerben. Und wird das Atmen durch Luftverschmutzung beeinträchtigt, greift in der Regel der Staat ein. Auch wenn bezüglich einiger Naturgüter eine Gemeinfreiheit

⁷ Für die Analyse der gegenwärtigen Eigentumsverhältnisse ist der Blick auf das Eigentum der Lohnabhängigen nicht nur an der Ware Arbeitskraft keineswegs unwichtig. Aus Platzgründen kann hier darauf nicht eingegangen werden.

⁸ Alle Angaben nach: Statistisches Bundesamt: Sektorale und gesamtwirtschaftliche Vermögensbilanzen, 2012.

⁹ Eine monetäre Bewertung ist nicht gänzlich ausgeschlossen. Der Wiederaufbau der Dresdner Frauenkirche kostete etwa 180 Millionen Euro; natürlich bedarf auch der Reparatur-, Erhaltungs- und Betriebsaufwand solcher Bauwerke wie auch anderer künstlerischen Werke oder der Naturlandschaften und die Versicherung mancher solcher Gegenstände einer Kalkulation. Den damit im Zusammenhang stehenden werththeoretischen Fragestellungen kann hier nicht nachgegangen werden.

(Recht der Nutzung auch ohne Genehmigung und Bezahlung) naturgemäß vorliegt oder definiert wird, so ist es letztlich der Staat, der diese freie Nutzung erlaubt und dieses Recht natürlich auch wieder entziehen kann.

Mit der historischen Entwicklung des Kapitalismus, des kapitalistischen Nationalstaates und der Ausdehnung des Feldes der Kapitalverwertung verschwand das Niemandsland. Die klassische Allmende lebt, sofern sie nicht der ursprünglichen Akkumulation zum Opfer fiel, in gewisser Weise als kommunales Eigentum, das hier unter dem Begriff des Staatseigentums subsumiert ist, fort. Wo heute noch kein Eigentum errichtet wurde, wie zum Beispiel in der Arktis, beginnt dieser Prozess der Eigentumsformierung in Form der Erklärung von nationalen Hoheitsansprüchen in dem Moment, wo die Verwertbarkeit eines Gebrauchswertes entdeckt wird. Dies gilt in besonderem Maße bei immateriellen Gütern, an denen scheinbar kein geistiges Eigentum vorliegt. Heute werden vorsorglich Markenrechte an historischen Namen (z.B. Johann Sebastian Bach) oder Slogans (Die Losung „Wir sind das Volk“ aus der DDR-Wendezeit wollte eine rechtsradikale Organisation als Wortmarke eintragen lassen) beansprucht, und es ist letztlich auch hier der Staat, der private Eigentumsrechte verleiht und zuerkennt oder behält beziehungsweise ausschließt.

Mit der Totalisierung der Kapitalverwertung ist aber nicht nur das Verschwinden des Niemandslands, sondern auch die Überführung privaten oder staatlichen bzw. sonstigen gemeinschaftlichen Eigentums, das bisher nicht Gegenstand der Verwertung war, in privatkapitalistisch verwertetes Eigentum verbunden. Dies zeigt nicht nur die Welle der Privatisierung von staatlichem Eigentum seit Beginn der 1980er Jahre. Auch wenn ein Pharmaziekonzern Forschungsteams aussendet, die nach medizinischem Wissen bei bestimmten Völkern suchen, das sich verwerten lässt, oder wenn Musikkonzerne nach neuen Sounds in der Volksmusik von Naturvölkern forschen, findet dieser Prozess statt. Dabei handelt es sich um einen Eigentümerwechsel, der durchaus auch als Kauf und Verkauf stattfinden kann. Das Besondere daran ist aber die Kommerzialisierung zum Zweck der Kapitalverwertung. David Harvey nennt diesen Vorgang „Akkumulation durch Enteignung“ und betrachtet ihn als logische Fortführung der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals. Burkart Lutz und Klaus Dörre sprechen von „äußerer und innerer Landnahme“.¹⁰ Beide Begriffe betonen den gewaltförmigen Charakter dieses Vorgangs, obwohl es sich dabei oft genug um die Veräußerung von Eigentumsrechten oder die Schaffung neuer Eigentumsrechte (man könnte auch von „Landgewinnung“ sprechen) handelt. Tatsächlich handelt es sich um eine Kommerzialisierung, deren notwendige, wenn auch nicht hinreichende Voraussetzung in der Bildung von Eigentum liegt. Mit ihm sind der Ausschluss der Nicht-Eigentümer von der Nutzung des betrachteten Gegenstands und damit der Zwang zu seinem Kauf oder seiner Anmietung verbunden.

¹⁰ Burkart Lutz, *Der kurze Traum immerwährender Prosperität*, Frankfurt, New York 1984; Klaus Dörre, *Landnahme und die Grenzen kapitalistischer Dynamik. Eine Ideenskizze*, in: *Berliner Debatte Initial*, 22 (2011) 4, S. 56-72.

Im Diskurs um gesellschaftliche Alternativen zum Kapitalismus wird gelegentlich behauptet, das Eigentum sei dafür bedeutungslos, wichtiger seien der Zugang (access) oder die Nutzungsmöglichkeit; das Eigentum verschwinde sogar. Jeremy Rifkins Buch „The Age of Access“ erschien im Deutschen unter dem Titel „Access. Das Verschwinden des Eigentums“.¹¹ Was Rifkin jedoch schildert, ist nicht das Verschwinden von Eigentum, sondern die wachsende Bedeutung von zeitlich begrenzten Nutzungen (leasing) von Gegenständen in der Produktion und Konsumtion bzw. der Zugang zu ihnen. Das Eigentum selbst bleibe nicht nur bestehen, vielmehr seien im „Hyperkapitalismus“, den Rifkin auch als „kulturellen Kapitalismus“ bezeichnet, alle Lebensbereiche kommerzialisiert. Dies setze die Bildung von Eigentum, die „Privatisierung des kulturellen Gemeingutes“ voraus und erhöhe die Bedeutung der großen Konzerne als Eigentümer, die den Zugang zur Nutzung von Gütern und Netzwerken kontrollieren.¹² Insbesondere würden der kulturell-geistige Bereich sowie Tätigkeiten, die bisher in den privaten oder öffentlichen Haushalten ausgeübt wurden, in kommerzielle Dienstleistungen verwandelt. Praktisch „alle Beziehungen (werden) zu kommerziellen Beziehungen und das Leben eines jeden Menschen (wird) 24 Stunden täglich zum Gegenstand des Kommerzes, ... jeder Aspekt unseres Seins (wird) zu einer bezahlten Aktivität“.¹³

Rifkin verweist damit auf die strategischen Felder der künftigen Great Transformation. In deren Zentrum stehen auch Güter, die bisher keine Produktionsmittel im unternehmerischen Sektor, sondern Gebrauchsgüter der privaten und öffentlichen Haushalte oder individuelles beziehungsweise gemeinschaftliches (staatliches) geistiges Eigentum waren. Die Wissenschaft, das Kulturerbe, immaterielle Güter, private Daten und Bilder, alles, was den geistigen Reichtum der Nationen oder von Individuen ausmacht, wird in Produktionsmittel und Kapital zum Zweck der privaten Verwertung verwandelt. Dazu gehören auch der öffentliche Raum, die Ozeane, der Meeresgrund, die Atmosphäre, Arktis und Antarktis und alle natürlichen Ressourcen. Das Eigentum an den Informations- und Kommunikationsnetzen sowie an der sozialen Infrastruktur und die Güter der Daseinsvorsorge werden zu strategischen Feldern der Kapitalverwertung. Nicht wenige dieser neuen Produktionsmittel haben – man denke an das World Wide Web oder die internationalen Gewässer – von vornherein internationalen Charakter. Die Etablierung von Eigentum und die Definition sowie die Durchsetzung von Eigentumsrechten sind damit nur in einem internationalen Kontext möglich und geben der Eigentumsfrage eine neue Dimension.

¹¹ Jeremy Rifkin, *Access. Das Verschwinden des Eigentums*, Frankfurt/New York 2000. Teilweise werden bei ihm, mitunter auch durch die Übersetzerin, Eigentum und Besitz, Eigentum als Verhältnis und Eigentum als die Sache, an der Eigentum, besteht, sowie die Begriffe Gut und Ware durcheinander geworfen.

¹² Ebenda, S. 181, 294ff.

¹³ Ebenda, S. 152f.

3. Die Geldvermögen im Finanzmarktkapitalismus

In der gesamtwirtschaftlichen Vermögensbilanz taucht das Geldvermögen nur insoweit auf, als es sich um Forderungen und Verbindlichkeiten gegenüber dem Ausland handelt. Da das gesamte Geldvermögen aus Forderungen besteht, denen Verbindlichkeiten (zumindest wenn es sich nicht um Bestände an Währungsgold handelt) gegenüberstehen, „verschwindet“ dieses Vermögen – statistisch gesehen – bei Summierung und Saldierung aller inländischen Aktiva und Passiva der einzelnen Vermögensbilanzen. Um die Rolle der Geldvermögen als eines Gegenstands von Eigentumsbeziehungen zu erhellen, muss somit eine niedrigere Aggregationsebene gewählt werden.

In Tabelle 2 sind die Brutto- und Nettovermögen von Finanzsektor, nicht-finanziellem Sektor, Staat und privaten Haushalten ausgewiesen. Die Bruttovermögen bestehen jeweils aus Anlagevermögen, Bauten und Geldvermögen. Werden davon die Verbindlichkeiten des jeweiligen Sektors gegenüber anderen Sektoren abgezogen, ergibt sich das Nettovermögen. Bemerkenswert an der Vermögensentwicklung dieser vier Sektoren ist – abgesehen von der Entwicklung des Sektors Staat, auf die weiter unten eingegangen wird – die Dynamik im Finanzsektor. Während sich die Bruttovermögen im ausgewiesenen Zeitraum im volkswirtschaftlichen Durchschnitt um 160 Prozent erhöhten, stieg das Bruttovermögen dieses Sektors um 251 Prozent, wobei es sich dabei überwiegend um Geldvermögen handelt. Auch das Nettovermögen stieg um 233 Prozent, weit schneller als der Durchschnitt (129 Prozent). Der Anteil des Reinvermögens dieses Sektors am gesamten Reinvermögen der Volkswirtschaft war 2012 mit 3,7 Prozent eher gering. Aber dieses geringe Reinvermögen reicht aus, um 65 Prozent des volkswirtschaftlichen Bruttovermögens zumindest zeit- und teilweise zu kontrollieren.

Diese Entwicklung als Ausdruck der Finanzialisierung der Kapitalakkumulation zeigt, dass die Verfügung über Finanzvermögen neben Eigentum bzw. Verfügung über Produktionsmittel als entscheidendes Ordnungsprinzip des Kapitalismus getreten ist.¹⁴ Die Geldvermögen wachsen weit schneller als die Sachvermögen und dies gilt auch für die Renditeerwartungen aus diesem Kapital im Vergleich zu den Möglichkeiten der Profiterwirtschaftung im nicht-finanziellen Sektor, dem sogenannten „Realbereich“. Und obwohl dem Bruttovermögen des Finanzsektors riesige Verbindlichkeiten gegenüberstehen, verfügt dieser Sektor damit über eine gewaltige wirtschaftliche Kontrollmacht gegenüber fremdem Kapital, das heißt Geldvermögen, das ihm formal nicht gehört und nicht sein Eigentum ist. Ein gewachsener Teil dieses Finanzvermögens stammt nicht aus den im Realbereich erzielten Einkommen, sondern verkörpert Renditeversprechen, also fiktives Kapital. Von diesen mit dem Finanzvermögen verbundenen Renditeerwartungen geht die Shareholder-Value-

¹⁴ Hier kann nicht weiter darauf eingegangen werden, inwieweit dieses Phänomen durch die theoriehistorisch alte Formel von der „Verschmelzung von Industrie- und Bankkapital zum Finanzkapital“ abgedeckt ist.

Orientierung der Wirtschaft aus und hier liegt eine Wurzel von Finanzblasen und der gewachsenen Anfälligkeit der Wirtschaft gegenüber Finanzkrisen. Auch wenn diese Versprechen die Verwertungsmöglichkeiten des fungierenden Kapitals weit übersteigen und nicht gänzlich eingelöst werden können, so erlauben sie die Aneignung eines hohen Teils volkswirtschaftlicher Einkommen durch die Inhaber solchen Kapitals.

Tabelle 2: Brutto- und Geld- sowie Netto- (Rein-)vermögen der Sektoren (in Mrd. Euro)			
	1991	2012	Steigerung um
Finanzsektor brutto	3.169	11.128	251 %
- dar. Geldvermögen	3.003	10.906	263 %
netto	135	450	233 %
Nichtfinanz. Kapitalgesell. brutto	2.779	6.025	117 %
- dar. Geldvermögen	887	2.606	194 %
netto	1.106	1.980	79 %
Private Haushalte brutto	4.783	11.347	137 %
- dar. Geldvermögen	1.926	4.710	145 %
netto	3.953	9.781	147 %
Staat brutto	1.378	2.399	74 %
- dar. Geldvermögen	453	1.012	123 %
netto	798	37	- 95 %
Volkswirtschaft brutto	6.594	17.121	160 %
netto	5.685	13.042	129 %

Quelle: Berechnet nach Statistisches Bundesamt: Sektorale und gesamtwirtschaftliche Vermögensbilanzen, 2012. Das Netto- oder Reinvermögen eines Sektors ergibt sich aus seinem Bruttovermögen abzüglich seiner Verbindlichkeiten gegenüber den anderen Sektoren.

Die „eigentlichen“ Eigentümer, sogenannte Letzteigentümer, des größten Teils dieses Geldvermögens – bestehend aus Bargeld und Einlagen, aus Wertpapieren (festverzinsliche Wertpapiere, Aktien, Finanzderivate, sonstigen Beteiligungen und Investmentzertifikaten) sowie Ansprüchen gegenüber Versicherungen und Pensionsfonds – sind private Haushalte, die unterschiedlichen sozialen Schichten und Klassen zugehörig sind. Die Verteilung dieser Vermögen ist nicht nur höchst ungleich, diese Ungleichverteilung hat zudem in den vergangenen Jahrzehnten extrem zugenommen. Während der Anteil der unteren und mittleren Schichten im betrachteten Zeitraum gesunken ist (beim un-

tersten Zehntel ist das Vermögen zunehmend negativ, das heißt es liegt eine wachsende Verschuldung vor), stieg der Vermögensanteil des obersten Zehntels der Bevölkerung von 44 Prozent (1970) auf zuletzt 66 Prozent. Das oberste Fünftel besitzt etwa 85 Prozent des gesamten Nettogeldvermögens der Bundesrepublik. Allein die 500 reichsten Deutschen an der Spitze der Vermögenspyramide (0,0006 Prozent der Bevölkerung) nennen laut *Manager-Magazin* 528 Milliarden Euro an Geld und anderem Vermögen ihr Eigen,¹⁵ das sind 5 Prozent des Gesamtvermögens der privaten Haushalte.

Diese Vermögen sind zu einem sehr hohen Prozentsatz im Finanzsektor angelegt oder werden dort verwaltet. Verwaltung heißt, dass seine höchstmögliche Verwertung innerhalb des Finanzsektors oder durch Anlage im Realbereich angestrebt wird. Zu den Vermögens- oder professionellen Eigentumsmanagern gehören längst nicht mehr nur die Banken, sondern private Vermögensberatungen und Vermögensverwalter, Investmentfonds, Ratingagenturen, Versicherungen und der gesamte Bereich des grauen Kapitalmarkts beziehungsweise Schattenbankensystems. Nicht nur die Geldvermögen, sondern auch der Finanzsektor ist hochgradig konzentriert. Die Monopolkommission ermittelte, dass der Anteil der zehn größten Institute am Geschäftsvolumen aller Kreditinstitute von 36 Prozent im Jahr 1990 auf etwa 50 Prozent im Jahr 2010 stieg. Bei den Versicherungen stieg der Anteil der zehn größten Häuser von 41 auf 60 Prozent.¹⁶

4. Veränderungen und Konstanten des Kapitaleigentums

In den vergangenen zwei, drei Jahrzehnten hat sich die Struktur des Kapitaleigentums stark verändert. Ein erstes auffälliges Merkmal ist das Anschwellen des Volumens der Fusionen und Aufkäufe (M&A = mergers and acquisitions) in nationaler und internationaler Dimension. Das wertmäßige Volumen der M&A-Aktivitäten ist seit den 1990er Jahren sowohl global als auch in Deutschland schlagartig und in einer vom Konjunkturzyklus geprägten Dynamik auf ein Vielfaches des Umfangs früherer Jahrzehnte angestiegen.¹⁷ Damit reagieren die Konzerne auf die globale Überakkumulation: Konkurrenten werden aufgekauft oder fusioniert um Skalengewinne zu erzielen und die Konkurrenz letztlich zu beseitigen. Mit großem Abstand sind vor allem Unternehmen der Finanzdienstleistungsbranche Käufer oder zumindest Vermittler und Manager des M&A-Geschehens. Ein weiteres Merkmal der rasch wachsenden M&A ist ihr internationaler Charakter. Im Unterschied zur Entwicklung in den 1970er Jahren, als große transnationalen Konzerne (TNC) entstanden, deren Heimat die Länder der kapitalistischen Zentren waren, sind am internationalen M&A-Markt inzwischen zunehmend auch Konzerne der Schwellenländer aktiv. Sie sorgen nicht nur für große Deals innerhalb ihrer Mutterländer, sondern wenden sich auch den

¹⁵ *Manager-Magazin Spezial*, Oktober 2013, S. 90.

¹⁶ Monopolkommission, 19. Hauptgutachten, 2011.

¹⁷ www.imaa-institute.org, 22. 09. 2013.

Firmenmärkten in den hochentwickelten Ländern zu. Dies ist freilich keine Einbahnstraße. Der Bestand an deutschen Direktinvestitionen im Ausland hat sich in Relation zum Bruttoinlandsprodukt von 10 Prozent im Jahr 1990 auf über 40 Prozent in 2012 erhöht.¹⁸

Fast zeitgleich mit der Explosion der M&A-Aktivitäten wurde eine Entflechtung von Industrie- und Bankkapital beobachtet, was zum Schlagwort vom „Ende der Deutschland-AG“ führte.¹⁹ Als Deutschland-AG wurde das hegemonale Netzwerk von Banken, Versicherungen und Konzernen verstanden, das durch starke wechselseitige Beteiligungen und personelle Verflechtungen gekennzeichnet war. Dieses Netzwerk, in deren Zentrum die Deutsche Bank und die Allianz standen, erodiert seit etwa zwanzig Jahren, was der These von der wachsenden Bedeutung der Finanzbranche zu widersprechen scheint. Neben bestimmten steuerlichen Regelungen, die das Veräußern von Unternehmensanteilen profitabel machten, ist es aber genau die wachsende Bedeutung des Finanzdienstleistungssektors jenseits der großen Banken sowie deren internationaler Charakter, die zu diesem Effekt führten. Gegenüber den nationalen Industriebeteiligungen mit ihren langen Bindungen und Risiken erwies sich die Kapitalanlage am globalen Finanzmarkt mit seinen rascheren Rückflüssen als wesentlich profitabler und flexibler. Die großen Banken und Versicherungen wandten sich deshalb selbst verstärkt diesem Markt zu. Auch in der Industrie wuchsen die Bedeutung der Finanzierung jenseits traditioneller Formen und damit der Einfluss des Schattenbankensystems.

Für eine Veränderung der Eigentumsstruktur der Wirtschaft ist auch der Prozess der Neugründung und Aufspaltung von Unternehmen von Bedeutung. Er ist die Folge von Innovationen und dem Entstehen neuer Geschäftsfelder sowie das Resultat des Outsourcings, bei dem die Großkonzerne sich von Geschäftsfeldern trennen oder bestimmte Elemente der vertikalen Wertschöpfungskette ausgliedern. Beides führte zu einem Wachstum der Zahl der Unternehmen, die im Verlauf der letzten zehn Jahre in Deutschland um 16 Prozent auf gegenwärtig über 3,6 Millionen angewachsen ist. Dieses Wachstum vollzieht sich vor allem im Bereich der kleinen und mittleren Unternehmen (KMU).²⁰ Über 99 Prozent aller Unternehmen gehören zu dieser Gruppe. Reichlich ein Drittel des Unternehmensumsatzes entfällt auf sie. Über 60 Prozent aller Erwerbstätigen sind in den KMU beschäftigt, das heißt, die soziale Gesamtsituation in Deutschland wird in nicht geringem Maße auch durch die-

¹⁸ Vgl. www.oecd.org/investment/statistics.htm, Table 9, 03. 08. 2013.

¹⁹ Vgl. Martin Höpner, Lothar Krempel, Ein Netzwerk in Auflösung: Wie die Deutschland AG zerfällt, Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung, Köln 2005. Vgl. auch Neunzehntes Hauptgutachten der Monopolkommission 2010/2011, Bundestagsdrucksache 17/10365, S. 151ff.

²⁰ Es gibt keine einheitliche Definition von KMU. Hier wird die Abgrenzung des Instituts für Mittelstandsforschung Bonn (IfM) zugrunde gelegt. Als KMU gelten Unternehmen unter 500 Beschäftigten und mit weniger als 50 Millionen Euro Umsatz.

sen Bereich mitbestimmt.²¹ Das Wachstum der Unternehmenszahl führt dazu, dass trotz der jüngsten M&A-Wellen der statistisch ausgewiesene Konzentrationsgrad der Wirtschaft, gemessen am Anteil der Großunternehmen an der gesamten Wirtschaftsleistung der Bundesrepublik, nicht angewachsen, sondern zurückgegangen ist. Der Anteil der 100 größten Unternehmen an der Nettowertschöpfung aller Unternehmen sank von 20 Prozent im Jahr 2000 auf 16,4 Prozent im Jahr 2010.²² Dieser Rückgang gilt freilich nur im Durchschnitt. In den bestimmenden Wirtschaftszweigen nahm der Konzentrationsgrad zu. Vor allem in der Industrie erhöhten die 50 größten Unternehmen ihren Anteil am industriellen Umsatz von 27 (1994) auf 32 Prozent (2010), wobei dieser Anteil in den 1970er Jahren schon einmal bei diesem Wert lag. Er war zwischenzeitlich durch die Aufnahme der ostdeutschen Unternehmen in die Statistik geschrumpft. Diese Zahlen zeigen, dass der Konzentrationsprozess Schwankungen unterliegt und es immer auch eine Gegenbewegung der Dekonzentration gibt, die zeitweilig sogar stärker sein kann. Die populäre Marx-These von der Zentralisation des Kapitals in wenigen Händen und der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten unterschätzt die Bedeutung solcher Gegenbewegungen. Allerdings zeigen diese Zahlen auch, welch hohes Niveau die Konzentration des Kapitals in bestimmten Bereichen erreicht hat: Zwei Drittel des volkswirtschaftlichen Gesamtumsatzes wird von nur 0,7 Prozent der Unternehmen (15.000 Großunternehmen) erzielt. Im Bereich der Kreditinstitute macht das Geschäftsvolumen der 10 Größten 50 Prozent des Gesamtvolumens der Branche aus. Vor allem aber kann die wirtschaftliche Macht der großen Konzerne nicht allein anhand des Konzentrationsgrads gemessen werden. Viele kleine und mittlere Unternehmen, die formal selbständig sind und auch keine Beteiligungen aufweisen, sind, wie zum Beispiel die Scheinselbständigen, durch Lieferverträge und andere wirtschaftliche Abhängigkeiten fest an die Großkonzerne und ihr Umfeld gebunden und von deren Wohl und Wehe abhängig. Hinter der wachsenden Zahl von KMU verbirgt sich deshalb trotz des statistisch geringeren Konzentrationsgrads ein wirtschaftlicher und politischer Machtzuwachs der Großkonzerne und der führenden Finanzinstitute, der sich mit einer Analyse des formalen Eigentums oder der Verfügung über fremdes Kapital, von Beteiligungen und personellen Verflechtungen allein nicht erfassen lässt.

Bezeichnend dafür ist das Phänomen des „too big to fail“, d.h. der Systemrelevanz einzelner Unternehmen und Banken. Obwohl schon lange bekannt, ist es doch bemerkenswert, dass diese Frage im Zusammenhang mit der jüngsten Krise eine solch große Aufmerksamkeit erlangt hat. Offensichtlich haben Größe und Verflechtung einzelner Unternehmen und Finanzinstitute eine Dimension erlangt, die nicht nur existenzielle Bedeutung für einzelne Unternehmen in ihrem Umfeld besitzt, sondern ganze Branchen und die gesamte

²¹ Vgl. Rene Söllner, Die wirtschaftliche Bedeutung kleiner und mittlerer Unternehmen in Deutschland, in: *Wirtschaft und Statistik*, Januar 2014, S. 42.

²² 19. Hauptgutachten der Monopolkommission, a.a.O., S. 122 ff.

nationale und Weltwirtschaft in weit höherem Maße als früher berührt. In einer vielzitierten Verflechtungsanalyse eines Forscherteams der ETH Zürich wurde herausgefunden, dass eine Supergruppe von 147 Transnationalen Konzernen aufgrund intensiver Verflechtungen über Beteiligungen, Personalverflechtungen und Kreditbeziehungen auf etwa 40 Prozent der Weltwirtschaft entscheidenden Einfluss nehmen kann.²³ Die Top 20 sind durchweg international agierende Banken; aus Deutschland gehört die Deutsche Bank zu diesem Kreis. Der Kreis dieser Finanzunternehmen, der einen Großteil des internationalen Handels mit Währungen, Zinsprodukten und Rohstoffen abwickelt, ist inzwischen so klein geworden, dass wenige Mails und Telefonate genügen, um – wie der Libor-Skandal und die Manipulation von Devisenkursen und des Goldpreises zeigen – Kartellabsprachen vorzunehmen.

Weiter oben war kurz die stürmische Entwicklung der Zahl der Aktiengesellschaften in Deutschland erwähnt worden. Der Aktienbestand hat sich im Rahmen dieser Entwicklung seit 1991 von 654 Milliarden auf fast 2 Billionen Euro erhöht, wobei in dieser Entwicklung stück- und wertmäßige Steigerungen zum Ausdruck kommen. Eine gravierende Verschiebung vollzog sich dabei in der Aktionärsstruktur. Während der Anteil der Unternehmen am Aktienbesitz mit etwa 42 Prozent stabil blieb, zählen private Haushalte, Banken und Sparkassen sowie der Staat zu den „Verlierern“. Ihr Anteil am Aktienbesitz ging in der Summe von 37 auf 18 Prozent zurück. Allein der Anteil der Banken und Sparkassen am Aktienbesitz beträgt nur noch ein Drittel des Wertes von 1991. Gewinner sind Versicherungen und Fonds unterschiedlicher Art; ihr Anteil stieg in diesen zwanzig Jahren von 10 auf 27 Prozent. Der Anteil ausländischen Besitzes an deutschen Aktien verdoppelte sich auf knapp 20 Prozent.²⁴

Vor allem die Verdreifachung des Anteils der Fonds am Aktienbesitz ist dabei bemerkenswert. Hier kommt eine gravierende Veränderung im Verhältnis von Kapitaleigentum und Kapitalfunktion zum Ausdruck. Waren die meisten Kapitaleigentümer im 19. Jahrhundert zugleich die Unternehmer und Manager ihrer Firmen, so kam es bekanntlich zu einer allmählichen personellen Trennung. Schon Marx registrierte, dass die Eigentümer die Leitung ihrer Unternehmen an bezahlte Manager übertrugen und sich eine Schicht reiner Rentiers bildete. Ende des 19. Jahrhunderts änderte sich diese Struktur erneut: Die Banken übernahmen beträchtliche Unternehmensanteile und über Personal- und Kreditbeziehungen gewannen sie entscheidenden Einfluss. Zugleich entwickelte sich die Schicht der Spitzenmanager selbst zu Eigentümern. Diese hatten vor allem bei Streubesitz und geringer Beteiligung an den Hauptversammlungen nahezu uneingeschränkte Verfügung über fremdes Eigentum. Die Finanzialisierung führt nun zu einem erneuten Wandel. Sie drückt sich auch darin aus, dass ein Bereich des professionellen Eigentumsmanagements

²³ Stefania Vitali, James B. Glattfelder und Stefano Battiston, *The Network of Global Corporate Control*, ETH Zürich.

²⁴ Quelle: Deutsches Aktieninstitut, *Factbook 2013*.

außerhalb der Banken entstand, der von den Eigentümern der Finanzvermögen mit dessen Verwaltung und Verwertung beauftragt ist und dabei in hohem Maße auch eigene Interessen wahrnimmt.

Die Verschiebungen, die in der Eigentümerstruktur der Konzerne stattgefunden haben, bedeuten keineswegs eine Erweiterung der Durchlässigkeit des Kreises von Eigentümern oder gar eine Demokratisierung des Eigentums. Ganz im Gegenteil, diese exklusive Elite hat sich immer weiter von anderen, kleinen und mittleren Kapitaleigentümern und noch mehr von der Bevölkerungsmehrheit abgesetzt. Angesichts der Exklusivität und des Habitus dieser sich selbst reproduzierenden Zirkel und Seilschaften wird gelegentlich sogar von einer Re-Feudalisierung gesprochen.²⁵ Elitenforscher Hans-Jürgen Krysmanski bezeichnet dieses Netzwerk in Anlehnung an den Militärisch-Industriellen Komplex als „Geldmachtkomplex“.²⁶ Obwohl das hier vorgelegte Papier sich nicht mit Klassen- oder Machttheorie befasst, sei darauf hingewiesen, dass sich in dieser Eigentumskonzentration natürlich auch die Existenz einer herrschenden Klasse manifestiert. Die Macht der Kapitaleigner und ihrer Funktionäre drückt sich in der hohen Vermögenskonzentration (Produktivvermögen, Geldvermögen), ihrem Informationsmonopol, ihrer enormen Marktmacht, in der Verfügung über finanzielle, personelle und informelle Netzwerke, ihrem privilegiertem Zugang zum Staat und dessen Beeinflussung sowie ihrem Erpressungspotenzial (too big to fail, opting out) aus. Im Jahr 2010 befanden sich von den 100 größten deutschen Unternehmen – sie stehen für über 16 Prozent der Nettowertschöpfung der Bundesrepublik – 21 mehrheitlich im Einzel- oder Familienbesitz, 32 hatten Besitzer mit größeren Mehrheiten und 7 waren ohne Mehrheitsbesitz, wurden also zumeist durch das Management bzw. die Kreditgeber kontrolliert. 26 befanden sich mehrheitlich in ausländischem Einzelbesitz und 13 im Besitz der öffentlichen Hand.²⁷ „Eine kleine Kaste meist älterer Herren (kontrolliert) die großen Konzerne des Landes“, schreibt *Der Spiegel*.²⁸ Gegenüber dieser Machtkonzentration bleiben die Mitbestimmungsgesetze, die staatlichen Gesetze und Regulierungen und auch die freiwilligen Bestimmungen einer *Good Corporate Governance* zwar nicht unwichtig, aber doch nur von sekundärer Bedeutung. Dies ist umso mehr der Fall, als sich diese herrschende Klasse trotz ihrer nationalen Verankerung zunehmend internationalisiert und so nationale Regeln unterlaufen kann.²⁹

²⁵ Sighard Neckel, Refeudalisierung der Ökonomie, MPIfG Working Paper 10/6, Köln 2010.

²⁶ Hans-Jürgen Krysmanski, Eliten und Geldmachtkomplex, in: luxemburg 1/2009.

²⁷ 19. Monopolgutachten, S. 166.

²⁸ In der Wagenburg, in: *Der Spiegel*, 52/2013, S. 58.

²⁹ Auf den diesbezüglichen Disput, der in dieser Zeitschrift dazu geführt wurde, kann hier nicht eingegangen werden. Vgl. Kees van der Pijl/Otto Holmann in Z 93, März 2013; Werner Rügemeier und Jörg Goldberg/André Leisewitz in Z 94, Juni 2013, und Werner Rügemeier in Z 95 September 2013.

5. Der Umbau des Staates

Das staatliche Vermögen hat sich zwar auch in den Jahrzehnten des neoliberalen Kapitalismus kontinuierlich auf 2,4 Billionen Euro erhöht, aber seine Entwicklung blieb in den vergangenen 20 Jahren weit hinter der Entwicklung des volkswirtschaftlichen Gesamtvermögens zurück (vgl. Tabelle 3). Diese schwache Entwicklung ist zwar auch dem Kurs der Privatisierung, aber noch viel mehr dem Rückgang der staatlichen Investitionen geschuldet. Deren jährliches Volumen beträgt heute nur noch etwa 80 Prozent des Volumens von 1991, so dass sich inzwischen eine erhebliche Investitionslücke bei öffentlichen Einrichtungen und der Infrastruktur ergeben hat. Da die Verschuldung des Staates in diesem Zeitraum enorm angewachsen ist, sank sein Nettovermögen sogar absolut um 95 Prozent. Allerdings muss hier hinzugefügt werden, dass die vorn erwähnten theoretischen und statistischen Schwierigkeiten bei der monetären Erfassung des Vermögens beim Staat besonders ausgeprägt sind. Und aufgrund seiner rechtlichen und volkswirtschaftlichen Stellung ist ein derartiger absoluter Rückgang des Reinvermögens auch ganz anders zu bewerten als im Privatbereich, wo er fast ruinös wäre.

Das staatliche Eigentum befindet sich in der Hand der Gebietskörperschaften (Bund, Länder, Gemeinden) und der Sozialversicherungen. Es umfasst den Bereich der Kern- und Extrahaushalte, in dem vor allem hoheitliche Aufgaben wahrgenommen werden, und den Bereich der sonstigen öffentlichen Einrichtungen mit öffentlichen Fonds, Einrichtungen und Unternehmen. Seine Dimension und Struktur kann auch durch die Anzahl der Beschäftigten illustriert werden.

Tabelle 3: Beschäftigte der öffentlichen Arbeitgeber (in Tausend, gerundet)

	Öffentlicher Gesamthaushalt	sonstige öff. Einrichtungen	insgesamt
Bundesbereich	465	239	703
Landesbereich	2110	386	2496
Kommunaler Bereich	1206	930	2137
Sozialversicherung	378	19	397
Insgesamt	4159	1574	5733

Quelle: destatis; Abruf 2.5.14; Angaben für 2012.

Die sonstigen öffentlichen Einrichtungen werden in der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung nicht als Bestandteil des Staatssektors erfasst. Die gut 14.000 (2010) öffentlichen Fonds, Einrichtungen und Unternehmen existieren entweder in privatrechtlicher oder öffentlich-rechtlicher Form, sie weisen eine

Bilanzsumme von 1,8 Billionen Euro auf und ihr Umsatz beträgt immerhin 358 Milliarden Euro.³⁰ Obwohl es sich um staatliches Eigentum handelt, agieren sie zu einem nicht geringen Teil auf Märkten, die der Konkurrenz und ihren Gesetzen unterworfen sind. Faktisch agieren sie somit wie kapitalistische Privatunternehmen und in vielen Bereichen der Bildung, der Kultur und der Gesundheit existiert ein zunehmender Druck, sich kommerziellen, also faktischen Kriterien der Kapitalverwertung, zu unterwerfen. Das Management dieser Unternehmen ist zwar, abgesehen von dessen privatem Eigeninteresse, den Interessen der staatlichen Eigentümer verpflichtet, aber dieses Interesse wird zumeist auch als Verwertungsinteresse definiert.

Staatliches Eigentum wird unterschiedlich bezeichnet. Oft wird von öffentlichem Eigentum, aber auch von Gemein- oder gesellschaftlichem Eigentum gesprochen. Öffentliches, gesellschaftliches oder Gemeineigentum wäre es dann, wenn der Souverän, das Volk, Eigentümerrechte auch wirklich ausüben könnte. Ob das tatsächlich der Fall ist, hängt vom Entwicklungsstand der Demokratie, also davon ab, inwieweit das Volk seine Souveränitätsrechte uneingeschränkt und direkt auszuüben vermag. In der parlamentarischen Demokratie steht zwischen dem Volk und den genannten Eigentumsobjekten jedoch der Staat in Gestalt von Parlament, Regierung und Justiz. Damit ist auch dieses Eigentum Gegenstand der auf dem Feld des Staates wirkenden sozialen Auseinandersetzungen von Klassen und Schichten unter den Bedingungen eines Kräfteverhältnisses zugunsten hegemonialer Eliten. Die Mechanismen, über welche diese Eliten ihren Interessen im Staat und seinen Gliederungen Geltung verschaffen, sind vielfältig und sollen hier nicht detailliert beschrieben werden; Beispiele dafür gibt es zuhauf.³¹ Hinzu kommt, dass sich die soziale Stellung der Lohnabhängigen im staatlichen Bereich von der Stellung der Arbeitnehmer im privaten Bereich nicht wesentlich unterscheidet, zumindest soweit sie nicht verbeamtet sind. Aber obwohl nicht angezweifelt werden kann, dass staatliches Eigentum nicht uneingeschränkt dem Wohle der Allgemeinheit dient, darf daraus nicht die Schlussfolgerung gezogen werden, es sei letztlich egal, ob eine bestimmte Dienstleistung zum Beispiel der Daseinsvorsorge privat oder von staatlichen Betrieben oder Institutionen erbracht wird. Staatliche Betriebe und Einrichtungen sind den Privatinteressen eben nicht direkt untergeordnet, sondern nur insoweit, wie diese Interessen sich in den politischen Auseinandersetzungen im Staat und seinen Gliederungen sowie in Bezug auf dieses Eigentum real durchzusetzen vermögen. Es gibt also gute Gründe, wenn sich die Bürger gegen Privatisierungen staatlichen Eigentums zur Wehr setzen. Dies gilt umso mehr, da wichtige produktive und konsumtive Reproduktionsfunktionen der Gesellschaft eine Qualität und Dimension aufweisen, die rationell nicht anders als in gesamtgesellschaftlichen Zusammenhängen verwirklicht werden können. Staatliches Eigentum könnte somit durchaus als einer der Ausgangspunkte einer realen

³⁰ Statistisches Jahrbuch 2013.

³¹ Vgl. dazu: Jürgen Leibiger, *Reclaim the Budget. Staatsfinanzen reformieren*, Köln 2010, insbesondere Kapitel 1 und 2.

Vergesellschaftung des Eigentums und der Herausbildung von Gemeingütern oder Commons betrachtet werden.

In manchen linken Veröffentlichungen wird im Zusammenhang mit den Staatseingriffen während der jüngsten Weltwirtschaftskrise und den Bemühungen mancher Kommunen zur Re-Kommunalisierung privatisierter Einrichtungen von einer „Rückkehr des Staates“ oder einer „Rückkehr des Öffentlichen“ gesprochen.³² In dieser Formulierung kommt ein doppelter Irrtum zum Ausdruck: Es hatte keine Abkehr vom Staat schlechthin gegeben, deshalb erleben wir auch keine Renaissance desselben. Vielmehr hat es im neoliberalen Kapitalismus eine neue Definition der Staatsfunktionen und der politischen Prioritäten des Staatshandelns sowie eine Umstrukturierung des Staates gegeben. Wie die Entwicklung staatlichen Eigentums zeigt, kam es zu einer Rückbildung von dessen wirtschaftlicher Bedeutung. Es wuchs zwar, aber sein volkswirtschaftlicher Anteil ging stark zurück. Überall dort, wo sich „Produkte“ definieren lassen, wurde versucht, diese auch in Waren zu verwandeln. Und dort, wo das möglich war, wurde wiederum versucht, diese Waren nicht durch staatliche Einrichtungen, sondern durch Privatunternehmen herstellen zu lassen, entweder durch staatliche Unternehmen in privatrechtlicher Form oder mittels materieller Privatisierung durch Privatunternehmen. Insoweit kam es zu einem „Rückbau“ des Staates, der nun freilich auch heute nicht rückgängig gemacht wird. Die wenigen in der Krise verstaatlichten Banken werden zwar mittels des Staates saniert, aber dann unverzüglich wieder privatisiert. Und von einem Trend der Re-Kommunalisierung kann angesichts der wenigen Beispiele von kaum mehr als einem Dutzend ebenfalls nicht gesprochen werden.

In Bezug auf andere Funktionen des Staates hat es jedoch nie einen Rückzug gegeben. Der Abbau der Wohlfahrtsfunktionen des Staates und seiner Sozialleistungen ging mit Erhöhung der verwaltungsrechtlichen Anforderungen, der bürokratischen Gängelung der Leistungsempfänger und seiner repressiven Elemente einher. Was als Deregulierung des Arbeitsmarktes bezeichnet wurde, war faktisch nichts anderes als eine Reduzierung der Sozialleistungen bei Ausbau seiner bürokratischen Druckmittel gegenüber Arbeitslosen. Die ordnungs- und sicherheitspolitischen Reglementierungen wurden ausgebaut, heute spricht man von Tendenzen zu einem „autoritären Kapitalismus“. Zwar wurden nationale Marktschranken abgebaut und vor allem innerhalb der Europäischen Union wurden der Güter-, Kapital- und Arbeitsverkehr liberalisiert. Aber obwohl es in wichtigen Bereichen wie zum Beispiel den Finanzmärkten an einer effektiven Regulierung fehlt, hat sich infolge des Ausbaus internationaler Regelungen und Instanzen die Regelungsdichte eher erhöht als vermindert. Diese Tendenzen existierten bereits vor der Weltwirtschaftskrise von 2007ff und haben sich seitdem zweifellos verstärkt. Und da mit dieser Krise der Slogan „Mehr Markt, weniger Staat“ medial kaum noch Anklang fand, mag es den

³² Mario Candeias, Reiner Rilling, Katharina Weisse (Hrsg.), *Krise der Privatisierung, Rückkehr des Öffentlichen*, Berlin 2009

Anschein haben, als gelte nun das Gegenteil. Die Realität war jedoch schon immer komplexer und widersprüchlicher als die politischen Schlagworte. Der neoliberale Kapitalismus war und ist ohne einen starken Staat nicht denkbar.

6. Genossenschaftliches Eigentum unter Anpassungsdruck

Die Zahl der Genossenschaften in Deutschland hat sich im Verlauf der letzten Jahrzehnte stark vermindert. Noch 1980 existierten fast 12.000; inzwischen ist ihre Zahl auf 7.847 geschrumpft. Diese Tendenz wurde nur kurz unterbrochen, als 1990 die Agrargenossenschaften in Ostdeutschland, von denen im Unterschied zu den Produktionsgenossenschaften nicht wenige durchaus erfolgreich agieren, in die Statistik aufgenommen wurden. Auch in der jüngsten Zeit kam es zu einem Zuwachs durch Gründung vor allem von Energiegenossenschaften zur lokalen Produktion und Nutzung regenerativer Energien sowie von Beschaffungsgenossenschaften im Bereich der niedergelassenen Ärzte. Eine besonders starke Reduzierung hat die Zahl von Genossenschaftsbanken erfahren, weil es seit den 1990er Jahren eine Welle von Fusionen gegeben hat. Der Anteil aller Genossenschaften an der gesamtwirtschaftlichen Wertschöpfung liegt bei etwa 1 Prozent; ihre Produktivität ist, gemessen an der Wertschöpfung je Erwerbstätigen, insgesamt deutlich geringer als der volkswirtschaftliche Durchschnitt und das Betätigungsfeld dieser Eigentumsform ist entsprechend eng. Tabelle 4 zeigt den Stand im Jahr 2013, wobei in den gewerblichen Genossenschaften auch Kooperativformen enthalten sind, die – wie zum Beispiel mitarbeitergeführte Unternehmen – formalrechtlich keine Genossenschaften sind.

Tabelle 4: Genossenschaften in Deutschland 2013

	Anzahl	Mitglieder	Mitarbeiter
Kreditgenossenschaften	1.101	17,3 Mio.	159.750
ländliche Genossenschaften	2.339	519.000	67.139
gewerbliche Genossenschaften	2.464	456.000	578.825
Konsumgenossenschaften	30	342.000	13.723
Wohnungsgenossenschaften	1.913	2,8 Mio.	24.551

Quelle: Die deutschen Genossenschaften 2013, DG Verlag 2013, S. 7.

In dieser Übersicht sind eine ganze Reihe solidarischer Unternehmensformen, die eine andere oder juristisch nicht fixierte Form aufweisen, nicht enthalten. Oft bilden sie Vereine oder Non-Profit-Formen. Zu ihnen gehören Tauschringe, Umsonst-Läden, lose Kooperativformen wie Open Access Projekte und zeitliche begrenzte bürgerschaftliche Initiativen. Gesamtwirtschaftlich gesehen haben sie eine geringe Bedeutung, auch wenn sie eine Bereicherung für das Gemeinschaftsgefühl der involvierten Bürger sind und Aufgaben wahr-

nehmen, die sonst unerledigt blieben. Obwohl es eine Bewegung gibt, die mit diesen informellen Organisationsformen die Überwindung der kapitalistischen Produktions- und Lebensweise verbinden, sollte nicht verkannt werden, dass dieser Kommunitarismus auch dazu dient, die Kapitalverwertung durch eine spezifische Art des Do-it-yourself ökonomisch zu entlasten. Viele dieser Unternehmen und Initiativen existieren nur, weil ihre Mitglieder ihre eigentliche Reproduktionsarbeit in anderen Zusammenhängen leisten und das Umfeld, die Infrastruktur und die erforderliche Technologie bereits vorhanden sind und im Rahmen der Produktion in anderen Eigentumsformen bereitgestellt werden.

Genossenschaften zeichnen sich unter anderem durch das Prinzip ‚*ein Mitglied – eine Stimme*‘ aus. Sie können deshalb eine Form von Wirtschaftsdemokratie oder des „demokratischen Wirtschaftens“ sein. Dies ist jedoch keineswegs automatisch der Fall. Obwohl ein Unterschied zum Prinzip des kapitalistischen Gesellschaftseigentums zum Beispiel der Aktiengesellschaft (Stimmenanteil = Aktienanteil) besteht, kommt es auch hier darauf an, wie die Eigentümer ihre Mitgliedschaft wirklich wahrnehmen; oft genug handelt es sich um eine formale Mitgliedschaft, deren Zweck nicht ein solidarisches Wirtschaften, sondern die Nutzung bestimmter ökonomischer Vorteile in spezifischen Betätigungsfeldern ist. Eine Identität von Mitglied und Produzent ist überwiegend nicht gegeben und die meisten Beschäftigten in diesem Bereich sind Lohnarbeiter wie in anderen Wirtschaftsbereichen auch. Genossenschaften agieren auf kapitalistischen Märkten und unter Konkurrenzbedingungen wie andere Kapitalgesellschaften und sind einem entsprechenden Anpassungsdruck ausgesetzt.

Dieser Druck, unter dem Genossenschaften und ähnliche Eigentumsformen stehen und die Grenzen, denen sie unterworfen sind, bedeuten nicht, dass sie kein emanzipatorisches Potenzial haben. Ihre Existenz zeigt, dass andere als kapitalistische Produktions- und Konsumtionsformen möglich und erfolgreich sein können und für den aktiven Teil der Mitglieder ist es ein Feld mit höherer Selbstbestimmtheit und mehr Chancen für demokratische Teilhabe. Für die volle Entfaltung dieser Möglichkeiten bedarf es jedoch eines anderen als des kapitaldominierten Umfeldes.

7. Die Beziehungen zwischen den Eigentumsformen

Die Analyse der wichtigsten Eigentumsformen zeigt die Dominanz des kapitalistischen Gesellschaftseigentums, das zu seiner Entfaltung auch des staatlichen Eigentums bedarf. Mit diesem Gesellschafts- und staatlichen Eigentum ist die Entwicklung moderner, globaler Produktivkräfte aufs Engste verknüpft. Die Anforderungen der Produktivkräfte an den Innovationsprozess, die Dimensionen der Produktion, die Marktgröße sowie an die Finanzierung lassen sich nur mittels dieser Kapitalkonzentration bewältigen. Derartige Dimensionen könnte nur noch der Staat oder eine ähnlich, gesamtwirtschaftlich relevante Institution bewältigen. Auf einem ganz anderen Blatt steht, dass die kapitalistischen Eigentumsformen diese Entwicklung nicht im Interesse des Gemeinwohls vorantreiben können und nicht nur beträchtliche, vor allem menschliche Produktivkräfte

brach liegen lassen, sondern immer wieder gewaltige Produktivkräfte in Krisen zerstört werden. Die Ursache hierfür liegt letztlich darin, dass Kapitaleigentum von seinem Wesen her, infolge seiner Orientierung auf private Profiterwirtschaftung im Rahmen der Konkurrenz, blind gegenüber gesamtwirtschaftlichen Reproduktions- und Proportionalitätserfordernissen sein muss. Und soweit der Staat den privaten Profitinteressen unterworfen wird, ist auch er nicht in der Lage, diesen Erfordernissen vollständig Geltung zu verschaffen. Trotzdem zeigt die enge Verbindung des heutigen Gesellschaftskapitals und des Staatseigentums mit den modernen Produktivkräften, dass vor allem in diesen Eigentumsformen die Keimformen künftiger realer Vergesellschaftung und realen Gemeineigentums zu suchen und zu entwickeln sind. Erst in einem solchen Rahmen können auch die genossenschaftlichen Produktionsformen ihre Möglichkeiten auf spezifischen Feldern der Reproduktion des Gemeinwesens entfalten.



analysen. fakten. argumente.
institut für sozial-ökologische wirtschaftsforschung e.V.



ISW REPORT NR. 96
Institut für sozial-ökologische Wirtschaftsforschung e.V.

Kapitalismus und Demokratie streben immer weiter auseinander. Die Alternative zu dieser Entwicklung – Kapitalismus ohne Demokratie – wäre und muss sein: Demokratie ohne Kapitalismus. isw-Report 96 (Autor: Conrad Schuhler) untersucht u.a. diese Fragen: Woher rühren und was sind die Prinzipien der "bürgerlichen Demokratie"? Welche gravierenden Verschlechterungen hat der Wandel zum Neoliberalismus gebracht? Wieso schicken sich die unterlegenen Klassen in ein Regime, das ihnen ständig schlechtere Arbeits- und Lebensbedingungen vorsetzt? Was ist nötig, um eine wirkliche Demokratie herzustellen, nämlich die Demokratisierung der Wirtschaft.

isw-report 96 April 2014 / 40 S. / 3,50 EUR + Versand

außerdem neu bei isw:

Bilanz 2013 – Ausblick 2014 Fakten & Argumente zur wirtschaftlichen und sozialen Lage (Autor: Fred Schmid)
isw-wirtschaftsinfo 48 April 2014 / 46 S. / 4,00 EUR + Vers.

Alle lieferbaren isw-Publikationen:

www.isw-muenchen.de

isw – Institut für sozial-ökologische Wirtschaftsforschung e.V., Johann-von-Werth-Straße 3
80639 München, fon 089-130041, fax 168 94 15, isw_muenchen@t-online.de

Christian Stache

Deutsche Militärparade bei Olympia

Die Bundeswehr und die militärische Spitzensportförderung in Deutschland

Am 1. April ehrte die aktuelle Bundesverteidigungsministerin Ursula von der Leyen (CDU) mit einem offiziellen Empfang im Gästecasino des Bundesverteidigungsministeriums (BMVg) in Berlin die 77 Bundeswehrsoldaten, die als Sportler an den XXII. Olympischen Winterspielen vom 7. bis zum 23. Februar und an den XI. Paralympischen Winterspielen vom 7. bis zum 16. März im russischen Sotschi teilgenommen hatten, sowie die dazugehörigen Betreuer und Trainer.

In Anwesenheit des Präsidenten des Deutschen Olympischen Sportbundes (DOSB)¹, Alfons Hörmann, und des Präsidenten des Deutschen Behindertensportverbandes (DBS), Friedhelm Julius Beucher, erklärte von der Leyen, die Leistungen der Sportsoldaten zeigten, dass die Bundeswehr „ein unverzichtbarer Partner des Sports in Deutschland ist“. Deshalb werde die Spitzensportförderung auch im Zuge der aktuellen Bundeswehrreform „ihren festen Platz in der Bundeswehr behalten“. Die Sportler lobte sie für die Erfüllung der ihnen zugeordneten Aufgabe: „Sie haben den deutschen Sport, unser Land, aber auch unsere Bundeswehr in beispielhafter Art und Weise vertreten.“ Der Präsident des DOSB hatte bereits anlässlich der Feierlichkeiten zur Rückkehr der Olympioniken aus Russland resümierend zu Protokoll gegeben, dass er „die Sportförderung durch die Bundeswehr (...) eindeutig zu den Stärken“ des deutschen Sports zähle. „Hier kann ich mir für die Zukunft sogar noch eine intensivere Zusammenarbeit vorstellen.“ Und im 12. der alle vier Jahre publizierten Sportberichte der Bundesregierung heißt es 2010: „Für den DOSB ist das Sportfördersystem der Bundeswehr zu einem unverzichtbaren Bestandteil seiner mittel- und langfristigen Planungen geworden.“ Die zivilmilitärische Kooperation zwischen Sport und Bundeswehr ist für beide Seiten so erfolgreich, dass die Akteure in nicht in Frage stellen.

Aufmarsch deutscher Militärs in Sotschi

Die XXII. Olympischen Winterspiele waren wie schon in den letzten Jahrzehnten ein Showlaufen deutscher Militärs, Polizisten und Zollbeamter. Von den 153 Sportlerinnen (77) und Sportlern (76), die für den DOSB bei den Wettkämpfen an den Start gegangen sind, stammte knapp die Hälfte (75) aus den sogenannten Sportfördergruppen der Bundeswehr, darunter 32 Frauen und 43 Männer. Zudem waren noch drei von acht potentiellen Nachrückern sowie zwei Teilnehmer der XI. Paralympischen Winterspiele Sportsoldaten. Darüber

¹ Im DOSB sind 16 Landessportbünde, 62 Spitzenverbände und 20 Sportverbände mit besonderen Aufgaben Mitglied. Er wurde 2005 formal als Fusion vom Nationalen Olympischen Komitee (NOK) und dem Deutschen Sportbund (DSB) als Dachorganisation des deutschen Sports gegründet.

hinaus entsandte die Bundeswehr 14 Trainer, vier Techniker, einen Arzt und einen Physiotherapeuten der deutschen Olympiamannschaft. Weitere 30 Olympioniken stellt die Bundespolizei und 13 der Zoll. Die Zahl der staatlich angestellten Sportler hat im Vergleich zur letzten Winterolympiade vor vier Jahren im kanadischen Vancouver zugenommen.

In allen Sportarten, wenn auch nicht in jeder Medaillenkonkurrenz, gingen Militärs für die Bundesrepublik an den Start. Besonders stark waren die Soldaten bei den männlichen Bobfahrern, den Biathlon-, Rodel-, Eiskunstlauf- und Ski Langlauf-Teams, den nordischen Kombiniern, der Curling-Auswahl und sogar unter den Snowboardern vertreten. Mehr als 50 Prozent der deutschen Frauen-Eishockeynationalmannschaft sind ebenfalls Mitglieder der militärischen Sportfördergruppen. Die männlichen Eisschnellläufer erhalten ihren Sold allesamt vom Bundesverteidigungsministerium.

Die bekanntesten unter den Sportsoldaten sind die Biathleten und Hauptfeldwebel Andreas Birnbacher und Andrea Henkel sowie der nordische Kombiniere und Stabsunteroffizier Eric Frenzel. Die alpine Skiläuferin, Werbeikone und BILD-Liebling Maria-Höfl Riesch ist seit einigen Jahren das Gesicht und Aushängeschild der Sportförderung des Zolls. Die renommiertesten Bundespolizisten sind die wegen mutmaßlichen Dopings umstrittene Eisschnellläuferin Claudia Pechstein und der Biathlet Arnd Peiffer.

Von den spärlichen 19 Medaillen (achtmal Gold, sechsmal Silber und fünfmal Bronze), die das deutsche Olympiateam in Sotschi ergatterte und die ihm Platz sechs der Nationenwertung einbrachte, wurden mehr als die Hälfte (viermal Gold, viermal Silber, zweimal Bronze) von Sportsoldaten gewonnen. Oberfeldwebel und Rennrodler Tobias Wendl war mit zwei Goldmedaillen der erfolgreichste Soldat der Bundeswehr in Sotschi. Die beiden aktiven Bundeswehr-Olympioniken bei den Paralympics gingen bei der Medaillenvergabe leer aus.

Die insgesamt 15 Medaillen und Rang zwei der Nationenwertung wurden ohne militärischen Beitrag erreicht.

Die Mitwirkung der Militärs bei den olympischen Spielen beschränkte sich nicht nur auf die Sportler und die Betreuerstäbe. Sie statteten auch nach Turin 2006 und Vancouver 2010 zum dritten Mal die deutsche Equipe mit der offiziellen Bekleidungskollektion aus. Auf dem Luftwaffenstützpunkt im bayrischen Erding arbeiteten in der Zeit von Anfang Januar bis zum Beginn der Winterspiele 40 Soldaten und zivile Bundeswehrmitarbeiter jeden Tag für den DOSB.

Spitzensportförderung² in der BRD

In der Bundesrepublik wird Sport traditionell durch den Staat gefördert. Denn wie die Bundesregierung im 12. Sportbericht offiziell konstatiert: „Ohne die

² Unter Spitzensportlern werden gemäß der „Regelung für die Förderung von Spitzensportlerinnen und Spitzensportlern“ des BMVg aus dem Jahr 2011 „Angehörige von Bundeskadern und deutschen Nationalmannschaften olympischer sowie nichtolympischer Spitzenverbände des DOSB“ verstanden.

finanzielle Unterstützung durch die Bundesregierung wären Spitzen- und Breitensport in der bisherigen Form nicht möglich.“ Die öffentliche Hand ist, so heißt es weiter, „der größte und unverzichtbare Förderer des Sports“.

Rechtlich ist die Sportförderung eigentlich Sache der Bundesländer. Diese und die Kommunen widmen sich allerdings vorrangig der Unterstützung des Breiten- und Leistungssports. Die Bundesregierung hingegen sponsert auf der Basis politischen Willens – hier im Widerspruch zu rechtlicher Legitimation – insbesondere den Hochleistungs- und Spitzensport.

In der Bundesregierung ist die Sportförderung eine Querschnittsaufgabe, an der sich insgesamt acht Bundesministerien beteiligen. Hauptverantwortlich für deren Koordination ist das Bundesinnenministerium. Es ist zugleich auch der größte Geldgeber, direkt gefolgt vom BMVg. In der Periode von 2006 bis 2009 hat der Bund von Jahr zu Jahr mehr Geld und insgesamt 842 Millionen Euro für die Sportförderung ausgegeben.

Die Spitzensportförderung erfolgt auf Bundesebene in Kooperation mit dem DOSB und den olympischen Spitzensportverbänden und Bundessportfachverbänden auf der Basis sogenannter Zielvereinbarungen³. Je nach Umsetzung der in diesen bis heute weitgehend geheim gehaltenen Verträgen festgehaltenen Ziele durch die Sportler erfolgt die Mittelvergabe an die Verbände für die Zeiträume einer Olympiade (vier Jahre).

Neben zahlreichen anderen Maßnahmen wie z.B. den Sportstättenbau leiste der Bund laut Bundesregierung „einen wesentlichen Beitrag zur Weiterentwicklung des Spitzensports (...) auch durch die Förderung des Sports in seinem eigenen Dienstbereich, insbesondere bei Bundeswehr, Bundespolizei und Zoll“. Im weiterhin gültigen Nationalen Spitzensportkonzept von 1997 benennt der Dachverband des deutschen Sports die „Sicherung des Engagements der Bundeswehr (...) mit ihren Sportfördergruppen“ als eines seiner angestrebten Ziele. „Dies wird in Zukunft ein noch bedeutenderer Bestandteil des nationalen Fördersystems sein.“ Als nach den Olympischen Sommerspielen 2012 in London kurzzeitig ein Streit über die – vorrangig sportfachliche – Sinnhaftigkeit der zivilmilitärischen Zusammenarbeit entbrannte, deckelte der DOSB die Diskussion abrupt, indem er sie mit Verweis auf die finanzielle Förderung als „unverzichtbar“ deklarierte. Die Bundesregierung versichert im letzten Jahr auf parlamentarische Nachfrage, dass „alle leistungssportorientierten Bundessportfachverbände des DOSB“ von der Spitzensportförderung der Bundeswehr „profitieren“.

Spitzensportförderung bei der Bundeswehr

Die sogenannte Spitzensportförderung der Bundeswehr wurde für die Männer bereits 1968 vom Bundestag ins Leben gerufen. Frauen werden erst seit 1992

³ In den Zielvereinbarungen vereinbaren DOSB und die Sportverbände die Ziele für die anstehenden sportlichen Großereignisse und die Entwicklung dorthin. Vgl. Ds. 17/13458. Nach Kritik an der Subventionierung nach Medaillenrängen hat der DOSB das Instrument in „Fördervereinbarung“ umbenannt (sic!).

unterstützt. Innerhalb der Bundeswehr ist die sogenannte Streitkräftebasis für die Förderung von Spitzensportlern zuständig. Diese Teilstreitkraft der Armee bildet hauptsächlich im Aus- und Inland das organisatorische und logistische Rückgrat der Einsätze und erledigt in Deutschland alle Aufgaben an der „Heimatfront“ wie z.B. die zivilmilitärische Zusammenarbeit, die Ausbildung der Soldaten usw.

Vorrangig werden Sportler der im DOSB organisierten Sportfach- bzw. Spitzenverbände gefördert. Sie werden vom jeweiligen Spitzenverband über den DOSB dem Kommando der Streitkräftebasis vorgeschlagen, das letztlich über Aufnahme und Verbleib in der Förderung entscheidet. Die Unterstützung olympischer Spitzenverbände bzw. Sportarten hat gegenüber den nichtolympischen Pendants Priorität.

Die Spitzensportförderung der Bundeswehr erfolgt über sogenannte Sportfördergruppen. Fachlich zuständig ist das Referat Sport/KLF/CISM/Spitzensport im Kommando der Streitkräftebasis. Es erlässt bzw. veranlasst alle Weisungen und Entscheidungen.

Truppendienstlich werden die Sportfördergruppen entsprechend dem Vorschlag für die neue Zielstruktur der Streitkräftebasis, wie sie im Zuge der aktuellen Bundeswehrreform angestrebt wird, dem in Berlin situierten Kommando Territoriale Aufgaben und in der hierarchischen Rangfolge den jeweiligen Landeskommandos der Bundeswehr unterstellt.

Die insgesamt 15 Sportfördergruppen sind über das gesamte Bundesgebiet verteilt und befinden sich in der Nähe von Olympiastützpunkten und Leistungszentren.⁴ Die meisten von ihnen liegen derzeit in Süddeutschland (6). Zwei (in Eckernförde und Altstadt) dienen ausschließlich der Unterstützung der Militärsportarten Militärischer und Maritimer Fünfkampf sowie Fallschirmsportspringen. Die Sportfördergruppe in Eckernförde untersteht nicht der Streitkräftebasis sondern der Marine.

Derzeit stellt die Bundeswehr 744 Förderplätze für Sportler, darunter bis zu 50 Stellen für Trainer mit Bundesaufgaben für olympische Spitzenverbände bzw. Spitzensportarten, zur Verfügung. Außerdem können auch sportartenübergreifend Physiotherapeuten auf diese Weise unterstützt werden. Zusätzlich finanziert die Bundeswehr bis zu 40 Soldaten in den Militärsportarten sowie 40 Dienstposten für das notwendige Führungs- und Stammpersonal in den Sportfördergruppen. Schlussendlich werden zur Vorbereitung auf und Teilnahme an internationalen Wettkämpfen jährlich 2.500 Wehrübungstage

⁴ Dem Stützpunktkonzept des Deutschen Olympischen Sportbund zufolge sind Olympiastützpunkte „Betreuungs- und Serviceeinrichtungen für Bundeskaderathletinnen und -athleten sowie deren Trainerinnen und Trainer“. Derzeit gibt es bundesweit 19 solcher Institutionen, die maßgeblich vom Bundesinnenministerium und den jeweiligen Bundesländern finanziell getragen werden. „Bundesleistungszentren sind vom Bundesministerium des Innern im Einvernehmen mit dem Deutschen Olympischen Sportbund und den Spitzenverbänden anerkannte Sportstätten mit Unterbringungs- und Verpflegungsmöglichkeiten, in denen zentrale Lehrgangs- und Schulungsmaßnahmen der Spitzenverbände stattfinden.“ Derzeit gibt es fünf solcher Zentren.

zur Verfügung gestellt; in den Jahren Olympischer Sommerspiele sind es 3.500 Wehrübungstage.

Grundsätzlich werden die Spitzensportler als Freiwilligendienstleistende für 12 Monate eingestellt. Es ist aber auch möglich, dass sich die Sportler als Soldaten auf Zeit für zwei Jahre verpflichten. Eine Verlängerung über diesen Zeitraum hinaus ist abhängig von der soldatischen Eignung, der sportfachlichen Befürwortung des Spitzenverbandes und des DOSB sowie der Teilnahme an der Ausbildung zum Feldwebel-Truppendienst.

Vom Behinderten- zum Veteranensport

Die Bundeswehr unterstützt zusätzlich auch bis zu sechs Sportler paralympischer Disziplinen monetär. Im Dezember vergangenen Jahres unterzeichneten der Inspekteur der Streitkräftebasis, Vizeadmiral Manfred Nielson, und Dr. Karl Quade, Vizepräsident Leistungssport des Deutschen Behindertensportverband (DBS), eine Rahmenvereinbarung zur Förderung behinderter Sportler. Zugleich nahmen die drei ersten behinderten Sportsoldaten – Willi Brehm (blind, Ski nordisch), Sebastian Iwanow (Dysmelie, Schwimmen) und Markus Rehm (Unterschenkelamputation, Weitsprung) – ihre Verträge mit der Bundeswehr entgegen. Sie sind vorerst zeitlich befristet bis zum 31. Dezember 2016 – dem Jahr der Paralympischen Sommerspiele in Rio de Janeiro. Wie danach weiter verfahren wird, steht noch in den Sternen. Nielson sagte gegenüber dem Deutschlandfunk jedoch bereits, dass die Tür für weitere Spitzensportler mit Handicap offenstehe.

Die Vertreter des BMVg und der Bundeswehr sowie die Spitzenfunktionäre des Behindertensports werden nicht müde, die Ausweitung der zivilmilitärischen Kooperation im Inland auf den Behindertensport zu loben. Der Präsident des DBS, Friedhelm Julius Beucher, erinnerte beim Empfang im BMVg Anfang April daran, dass die zukunftsweisende Kooperation mit der Bundeswehr erst am Anfang stehe. Zudem hob er hervor, dass es dem Verband sehr helfe, dass er auf die Hilfe der Bundeswehr zählen könne. In dasselbe Horn blies der für die Spitzensportförderung zuständig ranghöchste Soldat, der Inspekteur der Streitkräftebasis, Vizeadmiral Nielson. Gegenüber dem Bundeswehr eigenen Radiosender „Andernach“ erklärte er, man wolle die paralympische Bewegung unterstützen.

Aber sowohl den Sportfunktionären als auch den verantwortlichen Militärs ist klar, dass die Bundeswehr auch behinderte Sportler nicht selbstlos fördert. DBS-Präsident Beucher betonte z.B., dass durch die Zusammenarbeit nun auch „einsatzgeschädigte Soldaten“ den Weg in den Behindertensport finden könnten. Nielson pflichtete ihm bei. Die drei ersten behinderten Bundeswehrsportler haben bereits angekündigt, „ihr fachliches Know-how und ihre persönlichen Erfahrungen an andere Soldatinnen und Soldaten mit Einsatzschädigungen weiter zu geben“.

Neben der werbewirksamen Inszenierung der Bundeswehr als (neo)liberaler Volksarmee, in der alle Teile der Bevölkerung ihren Platz haben sollen, besteht in diesem – vorerst überwiegend symbolischen – Angebot für Soldaten mit

Kriegsverletzungen der Zweck für die Förderung behinderter Sportler durch die Bundeswehr. Wer, wie offensichtlich das BMVg, zurecht von einem höheren Aufkommen von verletzten Soldaten durch ausgeweitete und eine wachsende Zahl von Kriegseinsätzen der Bundeswehr ausgeht, muss auch dafür Sorge tragen, dass den Verwundeten eine Perspektive eröffnet wird. Ob dafür dieser kleine Schritt ausreicht, kann aufgrund der Erfahrung mit der unzureichenden Versorgung von Soldaten mit Posttraumatischen Belastungsstörungen bezweifelt werden. Es handelt sich bisher eher um eine medienwirksam aufbereitete Vermittlung von Anstrengungen zur Nachsorge für Kriegsversehrte.

International liegen Bundeswehr und Behindertensportverband mit ihrer gemeinsam verfolgten Politik im Trend. Es ist kaum überraschend, dass sich insbesondere in den imperialistischen Staaten, in denen Krieg normaler Teil der Außenpolitik ist, Behindertensport zum Klassentreffen nachhaltig körperlich verletzter Kriegsveteranen entwickelt. Laut Frankfurter Allgemeiner Zeitung (FAZ) sind z. B. fast 17.000 Behindertensportler in den USA ehemalige GIs und in Zukunft sollen bis zu 20 Prozent der Paralympioniken aus dem Armeeprogramm für Kriegsversehrte stammen. Ähnliche Initiativen, wenn auch nicht so weitgehend, existieren etwa in Großbritannien, Kanada und Israel.

Hintergründe für die Spitzensportförderung der Bundeswehr

Angesichts der diversen Kürzungswellen ist es erstaunlich, dass die Gelder für die Spitzensportförderung insgesamt nicht angetastet werden und das BMVg laut eigenen Angaben rund 32 Millionen Euro jährlich für sie aufwendet – trotz zum Teil vehementer Kritik des Bundesrechnungshofs.

Der Bundeswehr zufolge ist die Spitzensportförderung „unter anderem dadurch legitimiert, dass Erfolge deutscher Athletinnen und Athleten bei internationalen Wettbewerben das Bild Deutschlands in der Welt mitprägen und damit der gesamtstaatlichen Repräsentation dienen“. Angesichts der regelmäßigen Berichterstattung über die Erfolge der Sportsoldaten in der hauseigenen Wochenzeitung des Bundesverteidigungsministeriums, „aktuell“, tragen diese auch zur psychologischen Stärkung des Korpsgeist und zur Erzeugung eines positiven Bildes deutscher Soldaten in der Armee und der Bevölkerung bei, das freilich wenig mit der Wirklichkeit des Diensts an der Waffe in Auslandseinsätzen zu tun hat. Außerdem inspirieren die Leistungen und Erfolge auch der militärisch ausgebildeten Sportler zweifellos sowohl weite Teile der Bevölkerung als auch die aktiven Soldaten dazu, Sport zu treiben und dadurch einerseits den Pool körperlich wehrtauglicher und rekrutierungsfähiger Personen zu vergrößern sowie andererseits die erforderliche physische Belastbarkeit von Soldaten vor allem im Einsatz aufrechtzuerhalten. Zudem vermittele der Spitzensport, unabhängig von der fördernden Institution, laut Nationalem Spitzensportkonzept des DOSB die Werte „Leistung“ und „Leistungsstreben“, weil er „eine Symbolisierung und zugleich Ritualisierung des freien Konkurrenzprinzips“ darstelle.

Nach außen betreiben die Militär-Athleten natürlich auch Werbung für den „Arbeitgeber Bundeswehr“. So sind sie vertraglich angehalten, dass Bundes-

wehr-Logo auf ihrer Freizeit- und Sportkleidung „z.B. bei öffentlichkeitswirksamen Auftritten“ und seit 2000 auch bei Olympia „deutlich sichtbar zu tragen“. Bundesverteidigungsministerin von der Leyen, die der Personalgewinnung bekanntlich „eine besondere Priorität“ einräumt, passt dies natürlich hervorragend ins Konzept. Bei der eingangs erwähnten Ehrenzeremonie für die Militärsportler unter den Winterolympioniken sagte sie, dass die Bundeswehr als attraktiver Arbeitgeber die Ausbildung der Athleten fördere und die Traineroffensive des DOSB unterstütze. Den Sportsoldaten stehe der Weg zum Berufssoldaten – ob als Trainer oder in einer anderen Funktion – offen. Der ehemalige Parlamentarische Staatssekretär im BMVg, Thomas Kossendey, sagte bereits 2011 gegenüber der FAZ, die Spitzensportförderung sei auch eine Frage der Attraktivität der Bundeswehr. Und auf eine parlamentarische Anfrage (Ds. 17/12026) antwortete die Bundesregierung im vergangenen Jahr, dass Sportsoldaten „das öffentliche Ansehen und die Akzeptanz der Aufgabenerfüllung“ der Bundeswehr steigern, „indem diese auch durch Erfolge im Sport in der Öffentlichkeit präsent sind“. Darüber hinaus ist die Kooperation zwischen den Institutionen des deutschen Sport und der Bundeswehr ein Paradebeispiel für die zivilmilitärische Zusammenarbeit im Inland und damit ein Vorzeigemodell dafür, wie Akzeptanz für das Militär in der Bevölkerung geschaffen werden kann.

Nahezu unverblümt fasste der amtierende Präsident des Internationalen Olympischen Komitees (IOC) – und damit der weltweit einflussreichste Sportfunktionär – Dr. Thomas Bach aus, den Zweck besoldeter deutscher Athleten zusammen: „Weit über die gewonnenen Titel und Medaillen hinaus geben die Erfolge der Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr ein attraktives Gesicht. Sie tragen das Bild einer demokratischen, sympathischen und der Verständigung verpflichteten Bundeswehr in alle Welt. Innerhalb der Bundeswehr dienen die Soldatinnen und Soldaten als hervorragende Vorbilder für Erfolge durch Leistung, Disziplin und Organisationsfähigkeit. Damit fördern sie einen gesunden Patriotismus ohne Nationalismus.“

Zum Tod von Reinhard Kühnl (1936 – 2014)

Die Beschäftigung mit dem historischen Faschismus und der wieder erstarrenden extremen Rechten war in den sechziger Jahren keine Selbstverständlichkeit in der Bundesrepublik. Reinhard Kühnl hat sich gleich zu Beginn seiner wissenschaftlichen Karriere diesen beiden Themen gewidmet, die zu einer Lebensaufgabe für ihn wurden. Zahlreiche Studierende kamen in den siebziger, achtziger und neunziger Jahren nach Marburg, um bei Kühnl zu studieren und sich mit dem Faschismus und seinen Wiedergängern zu befassen. Als Politikwissenschaftler machte er sie mit historischen und gegenwärtigen Deutungsmodellen bekannt, die einem marxistischen Theoriebestand entstammten, der in der Bundesrepublik des Kalten Krieges unter einem starken Ideologieverdacht stand. Als Faschismusforscher erlangte Kühnl international Anerkennung und seine Bücher wurden in 14 Sprachen übersetzt. Seine frühe Schrift „Die nationalsozialistische Linke 1925- 1930“, mit der Kühnl 1965 bei Wolfgang Abendroth promovierte, ist bis heute grundlegend.

Formen bürgerlicher Herrschaft

Um den Faschismus historisch und als gegenwärtige Gefahr deuten zu können, war es für Kühnl wichtig, die spezifischen Voraussetzungen des Faschismus und seine Stellung im Rahmen der bürgerlichen Gesellschaft und der kapitalistischen Produktionsweise zu analysieren. Grundlegend hierfür wurde das erfolgreichste Buch Kühnls, „Formen bürgerlicher Herrschaft“ (1971). Gestützt auf ein marxistisches Verständnis von Herrschaft als Ausdruck von Klassenkämpfen ging es Kühnl hier um den Nachweis, dass auch der Faschismus eine Form bürgerlicher Herrschaft sei, wenngleich es sich um eine sehr spezifische und auf mannigfachen Voraussetzungen beruhende (Ausnahme-)Form von Herrschaft handelt. Allein die Verbindung von Liberalismus und Faschismus als unterschiedliche Formen bürgerlicher Herrschaft führte zu einer vehementen Ablehnung von Kühnls Ansatz durch konservative Kreise, die den Faschismusbegriff generell nur als ideologisches Kampfinstrument des Kommunismus zur Diskreditierung der bürgerlichen Gesellschaft begriffen. Die Relektüre seiner Texte zeigt aber gerade, dass es Kühnl unter marxistischen Vorzeichen um eine Erweiterung des erstarrten Faschismusverständnisses ging, wie es im Anschluss an Dimitroff in den realsozialistischen Staaten vorlag. Mit seinem bündnistheoretischen Ansatz der Faschismusdeutung ging es Kühnl zum einen um die objektiv herrschaftsstabilisierende Funktion des Faschismus in der Krise bürgerlich-kapitalistischer Gesellschaften nach dem Ersten Weltkrieg. Auf der anderen Seite wird der Faschismus von ihm jedoch gerade nicht als Marionette der herrschenden Klasse verharmlost, sondern seine eigenständige Rolle betont.

Der von Kühnl formulierte bündnistheoretische Ansatz der Faschismuskussion stützte sich auf vielfältige Vorarbeiten, die Kühnl mit seinen Büchern Faschismustheorien 1 und 2 (1974 und 1979) präsentierte. Hier werden marxistische und nichtmarxistische Stränge der Faschismustheorie ausführlich darge-

stellt und einem breiten Publikum zugänglich gemacht. Zusammen mit dem voluminösen Dokumentenband „Der deutsche Faschismus in Quellen und Dokumenten“ (1975) hat Reinhard Kühnl somit entscheidend zur Verbreiterung der Faschismuskommunikation beigetragen

Die extreme Rechte in der Bundesrepublik

Mit der NPD beschäftigt sich ein anderes bis heute viel zitiertes Werk Kühnls, in dem er – zusammen mit Rainer Rilling und Christine Sager – den Aufstieg der NPD in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre untersucht (Die NPD. Struktur, Ideologie und Funktion einer neofaschistischen Partei, 1969). Für die frühe Phase der ältesten Partei der extremen Rechten in Deutschland ist die ca. 400 Seiten umfassende Studie bis heute grundlegend. Die eingehende Untersuchung rekonstruiert die Vorgeschichte, den Aufstieg und die organisatorische Struktur der NPD.

Reinhard Kühnls Verdienst besteht darin, dass er – auch unabhängig von konjunkturellen Schwankungen – die Entwicklungen in diesem politischen Kräftefeld aufmerksam verfolgte und in seinen Vorlesungen, Seminaren und Vorträgen – universitär und außeruniversitär – thematisierte.

Abschließend sei angemerkt, dass Reinhard Kühnl in einem beeindruckenden Maße über hochschuldidaktische Fähigkeiten verfügte: Die von ihm gehaltenen Vorlesungen (u.a. Entstehung und Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft) und seine Seminare zu Weimarer Republik, Konservativer Revolution, Faschismusforschung, Frauen im Faschismus etc. haben Generationen von Studentinnen und Studenten nachhaltig geprägt. Als brillanter Rhetoriker vermochte er es, Studierende für Geschichte und Politikwissenschaft zu begeistern. Hierbei verfolgte er das Prinzip, dass er nicht geschichtliche Entwicklung als Detailgeschichte lehrte, sondern nach den Kausalitäten fragte. Als Hochschullehrer regte er zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten an, die ohne seine Unterstützung und seine Ermutigung sicherlich nicht zustande gekommen wären.

Seit 2005 machte eine langwierige und schwere Krankheit jede weitere wissenschaftliche Arbeit Kühnls unmöglich.

Gudrun Hentges/Gerd Wiegel

Horst Heininger 1928 – 2014

In der gegenwärtigen Diskussion um den internationalen Kapitalismus und die anhaltend krisenhafte Situation in der Welt spielen das Verhältnis von Staat und Wirtschaft, die Rolle des großen Kapitals und seiner Expansionsinteressen eine zentrale Rolle. Damit geht es um ökonomische und gesellschaftliche Beziehungen, die in der marxistischen Diskussion seit langem mit Begriffen wie „Imperialismus und „staatsmonopolistischer Kapitalismus“ gefasst werden. Diese Kategorien verbinden sich mit dem Namen von Horst Heininger, einem der führenden Kapitalismuskritiker der DDR und Analytiker des entfalteten Monopolkapitalismus.

Horst Heininger ist nach langer, schwerer Krankheit am 9. April dieses Jahres gestorben. Er hinterlässt einen Fundus an wesentlichen Erkenntnissen in der Erforschung des Kapitalismus, die unbedingt zu erhalten, für eine konkrete Analyse der heutigen Wirklichkeit zu nutzen und zu neuen Grundfragen der marxistischen Theorie in Beziehung zu setzen sind. Sie sind in einer großen Anzahl von Publikationen mit einer breiten thematischen Vielfalt niedergelegt.

Aus dem uckermärkischen Prenzlau von Brandenburg kommend studierte Horst Heininger an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Humboldt Universität zu Berlin, beschäftigte sich in den ersten Jahren seiner wissenschaftlichen Arbeit an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin mit der zyklischen Entwicklung und Labilität des westdeutschen Wirtschaftssystems und legte danach seinen Forschungsschwerpunkt auf Probleme der Beziehungen von Staat und Wirtschaft, des staatsmonopolistischen Funktionsmechanismus. Aus der gemeinsamen wissenschaftlichen Arbeit mit Rudi Gündel, Peter Heß und Kurt Zieschang ging 1967 eine der wichtigsten Schriften zur Einschätzung der Veränderungen des zeitgenössischen Kapitalismus hervor, die Studie „Zur Theorie des staatsmonopolistischen Kapitalismus“. Horst Heininger gehörte damit zu den ersten Wissenschaftlern in der DDR, die das Verhältnis von Wirtschaft und Staat im entwickelten Kapitalismus auf eine theoretische und politökonomische Grundlage gestellt haben – und dies gestützt auf eine gründliche empirische Analyse wichtiger Wirtschaftsbereiche. Es ging dabei im Zusammenhang mit dem Gewicht monopolistischer Machtstrukturen um die neue ökonomische Rolle des Staates als einer entscheidenden Bedingung für den Funktions- und Profitmechanismus der kapitalistischen Wirtschaft, um seinen politischen Einfluss auf den gesamten ökonomischen Reproduktionsprozess und Regulierungsmechanismus.

Diese wissenschaftlich-theoretische Fragestellung der Kapitalismusforschung betraf nicht nur den entwickelten Kapitalismus im Rahmen der einzelnen Nationalstaaten, sondern fand ihre Erweiterung mit der zunehmenden Internationalisierung der ökonomischen Verhältnisse in der von den industriell entwickelten kapitalistischen Staaten beherrschten Welt. Ende der 1970er/Anfang der 1980er Jahre richteten sich die ersten Untersuchungen Horst Heiningers auf die Entwicklung der internationalen Monopole als einem Hauptfaktor des

gesamten Systems der weltwirtschaftlichen Beziehungen. Er verfasste dazu eine ganze Reihe wissenschaftlicher Aufsätze, so z.B. „Die Leninsche Imperialismustheorie und die heutige Stufe der internationalen Monopolisierung“ (1977), „Neokolonialistisches Wirken internationaler Monopole“ (1980), „Transnationale Monopole und internationale Beziehungen“ (1982). Einen Höhepunkt seines wissenschaftlichen Schaffens aber bildete die Analyse der Verflechtungen von Monopolen und Staat auf internationaler Ebene. Horst Heininger charakterisierte die neue Qualität in der internationalen Verflechtung der nationalen privaten Monopole, deren Zusammenwirken mit den Außenaktivitäten der Staaten und die Rolle der internationalen zwischenstaatlichen Organisationen mit dem Begriff „Internationalisierung des staatsmonopolistischen Kapitalismus“. Prononciert hob er dabei hervor, dass die einzelstaatlichen staatsmonopolistischen Kapitalismen nicht in einem „gemeinsamen“ internationalen staatsmonopolistischen Kapitalismus aufgehen könnten und dass man nicht von einer Verschmelzung der nationalen Kapitale zu einem Weltkapital ausgehen könne. Das aber würde bei Fortentwicklung der transnationalen Grundlage der Internationalisierung unweigerlich Konsequenzen für die ökonomische Strategie der einzelnen Staaten und für die Wirtschaftsregulierung insgesamt nach sich ziehen. Aus der gemeinsamen Forschungsarbeit mit Lutz Maier entstand 1987 das Buch „Internationaler Kapitalismus – Tendenzen und Konflikte staatsmonopolistischer Internationalisierung“, in dem insbesondere die seit Anfang der 1970er Jahre zu beobachtenden Expansionsprozesse des Industrie- und Finanzkapitals, damit verbundene Veränderungen der internationalen Arbeitsteilung und ökonomischen Verflechtung, zwischenimperialistische Kräfteverschiebungen und internationale Krisen (Energie-, Welthandels- und Verschuldungskrise) sowie der Ausbau internationaler Regulierungsmechanismen auf Konzern- und staatlicher sowie zwischenstaatlicher Ebene untersucht wurden. Dabei ging es u.a. um Entwicklung und Funktionsweise internationaler Strukturen und Organisationen wie IWF, Weltbank, GATT, EG, OECD u.a., die in modifizierter Form auch für die heutige Wirklichkeit des internationalen Kapitalismus von großer Bedeutung sind. Unbeschadet aller seit Veröffentlichung dieses Buches neuen Erscheinungen in der Welt des Kapitals, insbesondere der rasanten Entwicklung des finanzkapitalistischen Überbaus und der Finanz- und Weltwirtschaftskrise 2007 ff, ist der von Heininger und Maier verfolgte theoretische Ansatz für die Analyse der Weltwirtschaft und heutiger supranationaler Integrations- und Regulierungsprozesse äußerst belangvoll.

Die praktische wissenschaftliche Arbeit von Horst Heininger war in dieser Zeit mit seiner langjährigen Tätigkeit als Leiter des ökonomischen Forschungsbereichs am Institut für Internationale Politik und Wirtschaft der DDR (Berlin) verbunden. Als eine von allen geachtete Persönlichkeit forderte und förderte er seine Mitarbeiter in der wissenschaftlichen Arbeit, orientierte sie auf neue zu untersuchende Problemstellungen in der Entwicklung des Kapitalismus, regte den kritischen „Teamgeist“ an und forcierte im Zusammenhang mit den Neuorientierungen wissenschaftliche Diskussionen und entsprechende

Umstrukturierungen des Wissenschaftspotentials. Über mehr als zwei Jahrzehnte nach der „Wende“ mit der Abwicklung des Instituts wirkte die von ihm getragene freundliche Verbundenheit unter den Kollegen weiter fort.

Zudem engagierte sich Horst Heininger viele Jahre auf der internationalen Ebene. Er war impulsgebend in der internationalen Kooperation mit Wissenschaftlern der sozialistischen Staaten, galt als einer der profilierten Mentoren innerhalb der Multilateralen Problemkommission „Erforschung des heutigen Kapitalismus“ der Akademien der Wissenschaften sozialistischer Länder. Aus dieser wissenschaftlichen Zusammenarbeit entstand 1978 u. a. die Monographie „Internationale Monopole“. In diesem Gremium war Horst Heininger auch der Inspirator für die Einrichtung der jährlichen Internationalen Sommerschulen Junger Ökonomen. Er wirkte darüber hinaus in der UNO-Kommission zur Untersuchung der Rolle transnationaler Monopole, die sich speziell mit der Ausarbeitung eines Verhaltenskodexes für transnationale Konzerne befasste. Schließlich ist auch seine Tätigkeit als Herausgeber von grundlegenden fremdsprachlichen Werken zu nennen wie den drei Bänden „Ausgewählte Schriften“ Eugen Vargas (Berlin, 1979) oder von Nikolai Inozemzews „Der heutige Kapitalismus“ (Berlin 1973).

Die Arbeiten von Horst Heininger strahlten auch auf die alte Bundesrepublik aus, wie die zeitweilig bis weit in die Reihen der Jusos reichende „Stamokap“-Debatte zeigte. Er war ein wichtiger Diskussionspartner für das Frankfurter Institut für marxistische Studien und Forschungen. In den 1990er Jahren beteiligte er sich an Tagungen über „Internationalen Kapitalismus und Neue Weltordnung“ und „Internationalisierung des Finanzkapitals“, die u.a. von „Z“ und dem Berliner Arbeitskreis Kapitalismusforschung gemeinsam veranstaltet wurden. Er war Beiratsmitglied von „Z“ und veröffentlichte dort eine ganze Reihe bemerkenswerter Beiträge zu neuen Entwicklungstendenzen im internationalen Kapitalismus, zur kritischen Aufarbeitung und Aktualität der SMK-Theorie in Auseinandersetzungen mit der Diskussion um Fordismus und Regulationstheorie sowie zur Theoriegeschichte und heutigen Debatte um die Imperialismustheorie. 2003 veranstalteten „Z“ und die „Helle Panke“ in Berlin aus Anlass von Horst Heiningers 75. Geburtstag ein Kolloquium „Neuer Imperialismus – Internationaler Kapitalismus“. Er selbst sprach dort über „Neuen Imperialismus?“ Er verband die Überzeugung, dass die „Grundlage des Imperialismus nach wie vor in den ökonomisch-politischen Machtstrukturen der monopolkapitalistisch verfassten Staaten“ zu suchen sei, mit der Beobachtung, dass dessen Wirklichkeit heute „viel komplexer als noch vor ein oder zwei Jahrzehnten“ sei. Die Erneuerung der „alten“ marxistischen Imperialismustheorie stünde also auf der Tagesordnung.

Horst Heiningers marxistisch-theoretische Arbeit könnte nicht besser gewürdigt werden, als sein erarbeitetes wissenschaftliches Kapitalismusbild in der neuen Imperialismus-Diskussion wieder aufzunehmen und entsprechend neuen Entwicklungstendenzen weiter zu untersuchen.

Gretchen Binus/André Leisewitz

Zukunft der (Industrie-)Arbeit

Tagung des Arbeitskreises Arbeitsforschung und Arbeitspolitik beim Vorstand der IG Metall, 30. Januar 2014, Frankfurt am Main

Unter dem Titel „Totgesagte leben länger? Perspektiven der Industriearbeit im Gegenwartskapitalismus“ veranstaltete der Vorstand der IG Metall im Januar diesen Jahres ein Symposium seines seit 2009 bestehenden Arbeitskreises Arbeitsforschung und Arbeitspolitik. Die Veröffentlichung von Michael Schumanns arbeitssoziologischem Rück- und Ausblick „Das Jahrhundert der Industriearbeit“¹ war Anlass, um über Perspektiven der Industriearbeit und damit verbundene Herausforderungen für Arbeitsforschung und Gewerkschaften zu diskutieren. Dass der Sache seitens der IG Metall einige Bedeutung beigemessen wurde, zeigte schon der Umstand, dass beide Vorsitzende bei der Tagung ausführliche Einleitungs- und Diskussionsstatements hielten. Zu den ca. vierzig Teilnehmenden gehörten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der wichtigsten arbeitssoziologischen Forschungs- und Hochschulinstitute der Bundesrepublik, die in dem veranstaltenden Arbeitskreis mitarbeiten.²

In seinem einleitenden Statement betonte der IG Metall-Vorsitzende *Detlef Wetzel* die praktische Bedeutung des AK u.a. mit Verweis auf Vorarbeiten für die Beschäftigtenbefragung der IG Metall vom Frühjahr 2013, an der sich über 500.000 Menschen beteiligt hatten.³ Als zentrale Herausforderungen für die IG Metall nannte er den „rapiden und tiefgehenden Wandel“ der industriellen Arbeitswelt, insbesondere den Trend zur Prekarisierung mit dem Ergebnis gesellschaftlicher Spaltung und sukzessiver Aushebelung von Interessenvertretung und Tarifstandards. Durch Werkverträge und Outsourcing seien „Betriebe neuen Typs“ entstanden, bei denen „morgens 10.000 Menschen durchs Werktor gehen, aber von denen nur noch 5.000 Beschäftigte des ursprünglichen Unternehmens sind“. Wetzel forderte einen neuen Betriebsbegriff, der alle Beschäftigtengruppen einschließt; entlang der Wertschöpfungskette sei durchgehend ein Tarifvertragssystem der IG Metall erforderlich. Nur so könnten die in der Be-

¹ Michael Schumann, *Das Jahrhundert der Industriearbeit. Soziologische Erkenntnisse und Ausblicke*. Mit einem Nachwort von Klaus Dörre, Weinheim und Basel 2013.

² Der Arbeitskreis hat eine instruktive Übersicht zum Forschungsstand in wichtigen arbeitspolitischen Themenbereichen (wie: Rationalisierung, Flexibilisierung, Prekarität, Arbeit und Leben, Bewusstseinsforschung, Industrielle Beziehungen, Genderfragen, Arbeitsgestaltung/Arbeitsorganisation, Leistung und Leistungs politik, Arbeitszeit, Arbeits- und Gesundheitsschutz, physische und psychische Arbeitsbelastungen u.a.m) vorgelegt: IG Metall Vorstand (Hrsg.), *Beiträge zur Arbeitspolitik und Arbeitsforschung. Handlungsfelder, Forschungsstände, Aufgaben*, Frankfurt am Main 2010. 2012 erschien: Werner Fricke / Hilde Wagner (Hrsg.), *Demokratisierung der Arbeit. Neuansätze für Humanisierung und Wirtschaftsdemokratie*, Hamburg 2012.

³ IG Metall Vorstand (Hrsg.), *Beschäftigtenbefragung. Analyse der Ergebnisse*, Frankfurt am Main 2013. Vgl. Hans-Jürgen Urban / Klaus Pickshaus, *Arbeitspolitik von unten – Die Beschäftigtenbefragung der IG Metall 2013*, in: L. Schröder / H. J. Urban (Hrg.), *Gute Arbeit*. Ausgabe 2014, Frankfurt/M., S. 49-62. Die Befragungsergebnisse sind auch Gegenstand einer betriebspolitischen Tagung der IG Metall (Mai 2014).

schäftigtenbefragung zum Ausdruck gekommenen Wünsche der Belegschaften („Gute Arbeit“) realisiert werden.

In seinem mit großem Interesse erwarteten Vortrag knüpfte Schumann an seine frühen IG Metall-Kontakte als SDS-Vorsitzender 1960/61 mit Otto Brenner und dem damaligen Leiter der Bildungsabteilung, Hans Matthöfer, an. Es ging um Unterstützung des SDS gegen den drohenden Ausschluss aus der SPD und die Entwicklung von Ansätzen einer betriebsnahen Bildungsarbeit der IG Metall. Seitdem sei seine industriesoziologische Intention wissenschaftliches Dechiffrieren der Logik kapitalistischer Rationalisierung und „das politische Ausloten dieser Befunde in der Interessenperspektive der Beschäftigten“.

Im Rückblick auf seine Forschungstätigkeit schlug Schumann bemerkenswert kritische Töne an. Als Hauptertrag der Studien zur „Phase der tayloristisch-fordistischen Rationalisierung“ („Industriearbeit und Arbeiterbewusstsein“, Werftstudie) sah er die Desillusionierung der Annahme, durch technischen Fortschritt und Automation sei eine durchgehende Requalifizierung von Arbeit zu erwarten; statt dessen seien im Zuge dieses technischen Wandels mehr Lückenbüßertätigkeiten als qualifizierte Tätigkeiten entstanden (Polarisierungsthese). Dabei hätten sich auch die Grenzen des Programms „Humanisierung der Arbeit“ gezeigt, das für die betroffenen Beschäftigten zu sehr von „außen“ und „oben“ gekommen sei. Ausdrücklich stimmte Schumann hier den „frühzeitigen Bedenken“ von Kritikern zu, die (wie Werner Fricke) auf mehr Selbstbeteiligung der Betroffenen setzten.

Die Entdeckung der „neuen Produktionskonzepte“ der post-fordistischen Rationalisierung („Ende der Arbeitsteilung?“) sei seitens des SOFI mit einer starken Überschätzung und Fehlinterpretation der „Lernfähigkeit des Kapitals“ verbunden gewesen. Unter den neuen Bedingungen sei zwar für eine optimale Kapitalverwertung „eine aufgewertete Arbeitskraft“ erforderlich, die sich teuer verkaufen könne und damit auch über „das nötige Selbstbewusstsein und ... verbesserte Verhandlungsmacht“ verfüge. Daher hätten auch, anders als in der tayloristisch-fordistischen Phase, unter dem Druck der Beschäftigten „höchst relevante Verbesserungen der Arbeitsbedingungen“ erreicht werden können. Die Erwartung eines „aufgeklärteren Umgangs“ mit der Arbeitskraft sei in der Realität aber weitgehend enttäuscht worden durch eine rigide Instrumentalisierung dieser neuen Produktionskonzepte durch das Kapital. Schumann pointierte, was auch seinerzeit Kritiker schon unterstrichen hatten: „Die Profitperspektive bleibt das Nadelöhr, durch das jede Gestaltungsmaßnahme durchschlüpfen muss. Dieses Nadelöhr stellt den Zensor dar, der festlegt, was geht und was nicht geht.“

Insofern konstatierte Schumann Annäherungen und Gemeinsamkeiten bei der Kritik an den heutigen Arbeitsverhältnissen in den Auffassungen des SOFI und des Münchener ISF, aber z.B. auch des Frankfurter Instituts für Sozialforschung.⁴ „Neue Herausforderungen“ sah Schumann in den als Reaktion auf

⁴ Schumann mit Verweis auf das neue Buch des Münchener Industriesoziologen Dieter Sauer (ISF)

die Wirtschafts- und Finanzkrise neu belebten industriepolitischen Initiativen (die sich auch im Koalitionsvertrag der Großen Koalition wieder finden⁵), bei denen Arbeitspolitik „gänzlich unterbelichtet“ sei; in Prekarisierung und dem heutigen Produktionsmodell mit seinem Mix aus Stammebelegschaften und Leiharbeit/Werkverträgen; im Verhältnis von Arbeit und Reproduktion („Wo das gesamte Subjekt in Beschlag genommen und der Kapitalverwertung unterworfen wird, ist eine rein arbeitszentrierte Perspektive überholt“). Damit rücke vor allem das Demokratiethema in den Mittelpunkt. Für die Gewerkschaften sei eine neue Mitbestimmungsdebatte unabweisbar.

Schumanns Vortrag folgten zwei thematische Runden: Die erste behandelte „Perspektiven industrieller Wertschöpfung, Unternehmen und Arbeit im Gegenwartskapitalismus“ (Statements von *Dieter Sauer* und *Wolfgang Menz* vom Münchener ISF und vom zweiten Vorsitzenden der IG Metall, *Jörg Hofmann*), die zweite fragte mit Blick auf die Arbeitsforschung nach „neuer Kooperation von Gewerkschaften und Wissenschaft“ (Statements von *Klaus Dörre/Uni Jena* und *Hans Jürgen Urban*, IG Metall-Vorstand).

Sauer und *Menz* betonten als übergreifenden Prozess der letzten Jahre eine weitere Fragmentierung von Arbeit und Beschäftigung. Dies schließe die Angleichung der Merkmale von Dienstleistungs- und Produktionsarbeit ein – eine auch klassentheoretisch belangvolle Beobachtung. Deren Unterscheidung würde zunehmend obsolet: Flexibilisierung und Subjektivierung von Arbeit setzten sich als generelle Tendenz durch, ständig überformt von neuen Prozessen einer Standardisierung und Objektivierung von Arbeit. Damit verlören die sektoralen und branchenbezogenen Unterschiede von Arbeitsprozessen und Tätigkeiten an Gewicht. Das schaffe – trotz der fortbestehenden Heterogenität von Arbeitsformen – neue Voraussetzungen für gemeinsame arbeitspolitische Handlungsperspektiven: „Die Möglichkeiten zu gemeinsamem organisationsübergreifendem arbeitspolitischem Handeln wachsen“. Die Industrialisierung der Dienstleistungsarbeit sei anders als in der Vergangenheit nicht mehr notwendig mit deren räumlicher Konzentration verbunden, sondern erfolge „dezentral, räumlich verteilt, bisweilen quer über den Globus verteilt“. Standardisierung von Produktions- und Dienstleistungsarbeit beziehe sich auf deren Inhalte. Die Arbeitszeiten, Leistungsziele und Beschäftigungsverhältnisse würden weiter flexibilisiert; dies sei möglich durch die Digitalisierung der Arbeit verbunden mit einer neuen Dimension von Transparenz und Kontrolle, was auch eine Intensivierung der Konkurrenz unter den Beschäftigten begünstige.

Ohne „Druck von unten“ i.S. einer stärkeren Mobilisierung und Beteiligung der

„Die organisatorische Revolution“, Hamburg 2013, und auf ein Interview von Sighard Neckel (Inst.f. Sozialforschung, Frankfurt/M.) in der WOZ (Zürich) 39/2013 v. 26.09.2013, der in dem Widerspruch von umfassenden Persönlichkeitsanforderungen in der Arbeit bei gleichzeitiger Begrenzung ihrer Handlungsmöglichkeiten auf „das ökonomisch Verwertbare“ die Quelle von Enttäuschung und Burn-Out, aber eben auch von „Kritik am heutigen Hochgeschwindigkeitskapitalismus“ sieht.

⁵ Vgl. Goldberg u.a., Z 97, März 2014, S. 148ff; Deutsche Bank Research, Re-Industrialisierung Europas: Anspruch und Wirklichkeit, November 2013.

Belegschaften werde es nicht möglich sein, psychosoziale Belastungen am Arbeitsplatz einzudämmen und weitere Prekarisierung von Arbeit zu verhindern. Ähnlich wie Schumann konstatierten Sauer und Menz arbeitspolitisch eine „neue historische Situation“: Die neuen betrieblichen Organisations- und Steuerungsformen schlossen reale Mitentscheidungs- und Mitgestaltungsmöglichkeiten ein, die zwar für die betrieblichen Ziele instrumentalisiert würden und fremdbestimmt seien, die aber auch selbstbewusstere Beschäftigte und damit ein „Potenzial zur Herausbildung eigensinniger Widerständigkeit“ beinhalteten, an dem die Gewerkschaften anknüpfen müssten. Dabei sei, so die Empfehlung der Arbeitswissenschaftler, der „Kampf um eine Ausweitung der kollektiven betrieblichen Mitbestimmung auf ökonomische Fragen“ unabdingbar, da sie gerade den Rahmen für die Entwicklung der Arbeitsbedingungen setzten.

Aus Sicht des zweiten IG Metall-Vorsitzenden *Jörg Hofmann* stehen die Zeichen für die „Renaissance einer im Interesse der Beschäftigten gestaltenden Arbeitspolitik“ nicht schlecht; die Konstellation des Aufbruchs der HdA-Politik („Humanisierung der Arbeit“) vor dem Hintergrund einer sozialdemokratisch-gewerkschaftlichen Reformpolitik in den 1970er Jahren sei freilich nicht mehr wiederholbar. Auch sei die Bilanz der HdA-Politik zwiespältig gewesen. Sie habe sich nur auf Teile der Lohnarbeiterschaft (fordistische Massenarbeiter, Großbetrieb) bezogen, die Betriebsräte seien oft überfordert gewesen und Alternativen zu tayloristischer Arbeitsorganisation im Betrieb konnten nur sehr begrenzt realisiert werden. Das Beispiel der Einführung von Gruppenarbeit bei Daimler in den 1990er Jahren habe gezeigt, dass Verbesserungen dann möglich seien, wenn die Beschäftigten sie selbst wollten und eigene Gestaltungsideen einbringen könnten. Das Daimler-Beispiel sei jedoch ein Einzelfall geblieben. Heute seien Alternativen dringend erforderlich. Hofmann sah die Entwicklung der Arbeitsorganisation dabei stärker technikinduziert. Er verwies auf Dequalifizierungs- und Prekarisierungsprozesse in der Automobilmontage, Entwertung von Facharbeit durch Einsatz von EDV im Werkzeugbau und auf die Frage, wie eine partizipative Innovationspolitik bei auf Ressourceneffizienz setzenden Rationalisierungsschritten aussehen könne. Es komme darauf an, „die Beteiligungsferne der eigenen Organisation zu überwinden“ und eine „Vision zur Zukunft der Arbeit zu entwickeln, die auf Gestaltungsimpulsen und kreativen Ideen“ der Beschäftigten beruhen.

Klaus Dörre, der sich in Abgrenzung von auf Wertfreiheit („Traditionale Soziologie“), auf Beratungswissen („Praktische Soziologie“) und ausschließlich auf Herrschaftskritik („Kritische Soziologie“) setzenden Typen soziologischer Forschung auf die „Public Sociology“ von Michael Burawoy bezog, die eine neue Form der Interaktion von Wissenschaft und Politik darstelle, löste damit eine lebhafte Diskussion aus. „Öffentliche Soziologie“ lasse sich durch wenigstens drei Merkmale charakterisieren⁶: die Aufdeckung bislang unsichtbarer gesellschaftlicher Zusam-

⁶ Vgl. Klaus Dörre, Prekarisierung und Gewerkschaften – Gegenstand einer öffentlichen Soziologie, in: Gute Arbeit. Ausgabe 2014, a.a.O., S. 25-48.

menhänge (also z.B. des gesamten Komplexes von Prekarisierung, der vordem mit Begriffen wie Armut oder soziale Ausgrenzung nur begrenzt erfasst wurde); enger Bezug der entsprechenden theoretischen und empirischen Forschung zum Arbeits- und Lebensalltag der Betroffenen sozialen Gruppen im Sinne einer „subjektnahen“ qualitativen Forschung, die der Alltagskritik der Betroffenen eine wissenschaftliche Stimme verleiht; Forschung in engem Austausch mit gewerkschaftlichen Akteuren, der es erlaubt, sich einerseits deren Wissen zu erschließen und andererseits Forschungserkenntnisse an diese zurückzuspielen, „ohne selbst zur arbeitspolitischen Partei werden zu müssen“. Er illustrierte dies anhand der Prekarisierungsforschung und der Jenaer Belegschaftsbefragungen zum Verständnis von Solidarität gegenüber sozial Schwächeren, Hartz IV-Empfängern und Arbeitslosen („exklusive Solidarität“).⁷

Hans-Jürgen Urban nahm für die IG Metall die Bemerkung von Dörre, dass die Kooperation mit den Gewerkschaften keineswegs konfliktlos verlaufe, mit dem Hinweis auf, dass eine solche Kooperation die wechselseitige Anerkennung der Spielregeln des jeweiligen Feldes erfordere. Für die Gewerkschaften sei Rückgewinnung der Strategiefähigkeit, Diskussionsoffenheit und Überwindung der Beratungsresistenz bei Öffnung für „wissenschaftliche Frühwarnungen“ notwendig. Eine „öffentliche Soziologie“ als Sozialökonomie und kritische Soziologie des Gegenwartskapitalismus sei dringend erwünscht; erfreulich sei es, wenn der „informelle Kodex“ einer gewerkschaftsfreien Wissenschaft überwunden werde. Burawoys Verweis, dass nicht nur die Welt der Arbeit, sondern auch die Universitäten unter dem Druck der neoliberalen Ökonomisierungsdynamik stünden, sei auch als Hinweis auf gemeinsame Interessenperspektiven von Gewerkschaften und „öffentlicher Soziologie“. Aktuelle und für die Gewerkschaften wichtige Themen sind aus Sicht von Urban „Topografie der modernen Arbeitswelt“, „Gesichter prekärer und guter Arbeit“, Bedeutung und Konturen industrieller Wertschöpfung heute, der Komplex Arbeit und Reproduktion, Fragen strategischer Gewerkschaftspolitik und der Stabilisierung gewerkschaftlicher Organisationsmacht sowie eine Politische Ökonomie des „Exportweltmeister-Kapitalismus“, die die Gewerkschaften und ihre Arbeitspolitik nicht ausschliesse.

In der Diskussion zu den einzelnen Themenblöcken (moderiert von *Hilde Wagner* und *Klaus Pickshaus*) wurde verschiedentlich konstatiert, dass die thematische Ausweitung der Arbeitsforschung um Aspekte der Reproduktion (Arbeit/Lebensalltag) und Prekarisierung zu Lasten der arbeitssoziologischen Forschung gegangen sei; der Zusammenhang Technik-Automation-Arbeitsorganisation werde heute zu wenig bearbeitet (*Gerhard Bosch*, *Hartmut Hirsch-Kreinsen*). Vor einer engen Technikperspektive, die die arbeitsorganisatorische Seite unterbelichtet und die Triebkräfte von betrieblicher Fragmentierung und Prekarisierung nicht fassen könne, sei zu warnen. Das auf Digitalisierung von Betriebsabläufen zielen-

⁷ K. Dörre, A. Happ, I. Matuschek (Hrsg.), *Das Gesellschaftsbild der LohnarbeiterInnen*, Hamburg 2013.

de BMBF-geförderte Projekt Industrie 4.0⁸ dürfte hier eine Herausforderung sein, auch für „Technikgestaltung (Wolfgang Kötter). Als wichtig wurden internationale Vergleiche der Arbeitsverhältnisse erachtet, wobei großer Spielraum „nach unten“ i.S. ausgeprägter Prekarisierung angenommen wird. Die Durchsetzung arbeitspolitischer Verbesserungen in den alten Industrieländern könne in Schwellenländern Bezugspunkt gewerkschaftlicher Kämpfe werden (Klaus Dörre). Mehrfach angesprochen wurde der Zusammenhang von Autonomiebedürfnissen, Beteiligung und Demokratie im Betrieb. Dieter Sauer betonte, dass die bei neuen Produktionskonzepten unternehmensseitig verlangte Übernahme von mehr Verantwortung durch die Beschäftigten ohne Ausweitung von Handlungsspielräumen und Autonomie nicht zu haben sei – was aber auch mit Konkurrenzaktivierung und Entsolidarisierung verbunden sein kann (Alexandra Rau). Detlef Fricke plädierte für eine stärkere Respektierung der arbeitspolitischen Initiativen von Beschäftigten; Detlef Wetzel nannte es eine zentrale Aufgabe der IG Metall, die Betroffenen zu Beteiligten zu machen. Uli Brinkmann verwies darauf, dass „Postdemokratie“ auch für die Betriebe gelte. Hofmann unterstrich, dass betriebliche Gewerkschaftspolitik ohne Berücksichtigung der durch die außerbetrieblichen Lebensverhältnisse geprägten Bedürfnisse und Interessen der Beschäftigten nicht denkbar sei; „Kollektivierung von Interessenlagen“ setze Beteiligungskonzepte und Mitbestimmungskulturen voraus.

Die Frage der „exklusiven Solidarität“ blieb in mehreren statements umstritten. Urban nannte abschließend als wichtige Aspekte zukünftiger Forschung und Diskussion den Komplex Demokratie, Partizipation, Beteiligung von unten und zweitens die zukünftige Entwicklung der Industriearbeit, ihrer Strukturen und arbeitspolitischen Implikationen. Wichtig sei die wechselseitige Verständigung über die Rollendefinition der Arbeitswissenschaften und ein neues Interesse der Gewerkschaften an arbeitswissenschaftlicher Forschung. Vorträge und Diskussionsbeiträge der Tagung erscheinen beim VSA-Verlag.

Die Tagung benannte brisante Widerspruchskonstellationen in der heutigen Welt der – nicht nur industriellen – Arbeit. Deren Bedeutung weist über den Bereich gewerkschaftlicher Interessenvertretung und Organisation hinaus. Sie verlangen nach theoretischer Verarbeitung (z.B. unter Gesichtspunkten der Arbeitswert- und Klassentheorie), und sie sind nicht zuletzt eine ernsthafte politische Herausforderung für die Linke.

André Leisewitz

⁸ Vgl. Forschungsunion/acatech: Umsetzungsempfehlungen für das Zukunftsprojekt Industrie 4.0, Abschlussbericht des Arbeitskreises Industrie 4.0, April 2013.

1914 – 2014. 100 Jahre Krieg – 100 Jahre Pazifismus und Friedensbewegung

11. Strategiekonferenz der Kooperation für den Frieden, Köln, 21./22. Februar 2014

Am 21./22. Februar 2014 fand in Köln die diesjährige Strategiekonferenz der Friedensbewegung statt. Eingeladen hatte die Kooperation für den Frieden, die von zahlreichen Initiativen und Friedensgruppen getragen wird. Das Thema: „1914 – 2014. 100 Jahre Krieg – 100 Jahre Pazifismus und Friedensbewegung“.

150 TeilnehmerInnen aus der ganzen Bundesrepublik waren zusammengekommen, um sich in drei Plenen und 12 Arbeitsgruppen zu informieren und zu unterschiedlichen Fragen zu diskutieren. Einige Stichworte zu den Arbeitsgruppen: Feindbilder und Sündenböcke; Nationalismus, Chauvinismus, Patriotismus; der Militärisch-Industrielle Komplex; historische und aktuelle Kriegsideologien; Völkerrecht und Rechtswesen; Rüstungsexporte; Zivilklausel, zivilgesellschaftliches Handeln u. a. m.

Den Hauptvortrag hielt der niederländische Historiker und Friedensforscher *Peter van den Dungen*. Er beschrieb die Friedensbewegung am Anfang des 20. Jahrhunderts und wies auf die viel ältere Friedensbewegung und die Haager Friedenskonferenzen von 1899 und 1907 hin: „Die bisherige Debatte hat weitgehend die Tatsache ignoriert, dass es die Antikriegs- und Friedensbewegung schon vor 1914 gab. Diese Bewegung bestand aus einzelnen Bürgern, Organisationen und Institutionen, die die vorherrschenden Ansichten bezüglich Krieg und Frieden nicht teilten und die Schaffung eines Systems anstrebten, in dem Krieg kein akzeptables Instrument zur Konfliktlösung unter Staaten mehr war. Eigentlich begehen wir in diesem Jahr 2014 nicht nur den 100. Jahrestag des Beginns des Ersten Weltkrieges, sondern auch den 200. Jahrestag, seit es die Friedensbewegung gibt. Mit anderen Worten: Ganze 100 Jahre vor Ausbruch des Krieges im Jahr 1914 hat sich diese Bewegung dafür eingesetzt, die Menschen über die Gefahren und Leiden des Krieges aufzuklären und ihnen die Vorteile und Möglichkeiten des Friedens vor Augen zu führen.“

Van den Dungen stellte einen Zusammenhang her zwischen Nationalismus, Imperialismus, Kolonialismus und Militarismus, um die systemischen Ursachen, die zum I. Weltkrieg führten mit der Frage zu verbinden, ob diese auch heute noch eine Rolle spielten. „Hat die Welt nichts aus der Katastrophe von 1914-18 gelernt?“, fragte er.

In weiteren Vorträgen wurde u. a. beschrieben, wie schnell die Warnungen vor einer bevorstehenden Katastrophe des Krieges verdrängt wurden. *Reiner Braun* würdigte die pazifistischen Positionen u. a. von Albert Einstein. *Renate Wanig* ging der Frage nach, ob der Pazifismus versagt habe. *Christine Schweitzer* beschrieb die Friedensbewegungen seit den 1960er Jahren und stellte die Frage: Können Friedensbewegungen Kriege verhindern oder stoppen?

In den Arbeitsgruppen wurden die genannten Themen weiter diskutiert. Analysen und aktuelle Handlungsorientierungen wurden von den TeilnehmerInnen in vielfältiger Weise verbunden mit regionalen Standortfragen (z. B. Rüstungsproduktion, militärische Einrichtungen) und systemischen Bezügen. Auch das Ineinandergreifen von verschiedenen Bewegungen wurde von der Friedensbewegung erwartet (z. B. attac, Umwelt- und Anti-Atombewegung). Die Äußerungen deutscher Politiker auf der diesjährigen Münchener Sicherheitskonferenz – Gauck, von der Leyen und Steinmeier – nach einem verstärkten militärischen Engagement Deutschlands („mehr Verantwortung übernehmen“) lösten Besorgnis aus, vor allem vor dem Hintergrund der Konflikte im Nahen Osten und in Afrika. Militärisches Engagement sei der falsche Weg und taue nicht zur Beilegung solcher Konflikte.

Mit dem Hinweis auf die internationale Konferenz über Pfingsten in Sarajewo wird die Kampagne „Aufschrei“ die genannten Themenstellungen der Konferenz (z. B. Drohnen, Atomwaffen u. a.) weiter behandeln. Es wurde die Erwartung geäußert, dass die Friedensbewegung Einfluss gewinnen werde und pazifistische und zivile Konfliktlösungsstrategien weiter beleben könne. Die nächste Strategiekonferenz wird 2015 in Hannover stattfinden. Zwischenzeitlich wird die Kooperation für den Frieden Tagungen zu Schwerpunktthemen durchführen.

Armin Stolle

Stalin-Hitler-Pakt?

Tagung der FU Berlin am 21. – 22. Februar 2014, Berlin

„Wer mit dem Bolschewismus paktiert, der wird von ihm zugrunde gerichtet werden.“¹ Als Reichspropagandaminister Joseph Goebbels im September 1935 das antikommunistische Axiom des deutschen Faschismus auf den Punkt brachte, konnten sich selbst früheste Vertreter einer Gleichsetzung von rot und braun nicht vorstellen, dass sich die beiden europäischen Kontinentalmächte am 23. August 1939 auf den geschichts- und erinnerungswissenschaftlich heftig umkämpften Nichtangriffspakt einigen würden². 70 Jahre nach Vertragsschluss³ befassten sich 13 namhafte Historiker aus Deutschland und dem Ausland im Rahmen der Tagung „Gab es einen Stalin-Hitler-Pakt? Charakter, Bedeutung und Deutung des deutsch-sowjetischen Nichtangriffsvertrags vom 23. August 1939“ am 21. und 22. Februar 2014 an der Freien Universität Berlin

¹ Joseph Goebbels: Eine scharfe Abrechnung, in: *Völkischer Beobachter* 14.09.1935, S. 1f. u. 4.

² Vgl. hierzu bspw. den Sammelband: Anna Kaminsky/Dietmar Müller/Stefan Troebst (Hgg.): *Der Hitler-Stalin-Pakt 1939 in den Erinnerungskulturen der Europäer* (=Moderne Europäische Geschichte, Bd. 1), Göttingen 2011.

³ Der Vertragstext ist u.a. hier einzusehen: Nr. 228 - Nichtangriffspakt zwischen Deutschland und der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken; Nr. 229 - Geheimes Zusatzprotokoll, in: *Akten zur Deutschen Außenpolitik 1918-1945, Serie D (1937-1945), Band VII: Die letzten Wochen vor Kriegsausbruch. 9. August bis 3. September 1939, Baden-Baden 1956, S. 205-207.*

mit der vielschichtigen Thematik. Veranstalter waren *Prof. Dr. Christoph Koch* in Kooperation mit der Berlin-Brandenburgischen Auslandsgesellschaft e.V. sowie: Centrum badań historycznych Polskiej Akademii Nauk w Berlinie, Deutsch-Polnische Akademische Gesellschaft e.V., Deutsch-Polnische Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland e.V. und Fédération Internationale des Résistants – Association Antifasciste, Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes/Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten e.V.

Als methodische Gemeinsamkeit aller Beiträge ließ sich eine in unterschiedlicher Intensität und Prägnanz wiederkehrende Ablehnung einer Totalitarismustheoretischen Bewertung resp. Analyse des Tagungsthemas festhalten⁴. Prof. Dr. Günter Morsch (Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten) fasste in seinem Beitrag „Ein europäischer Gedenktag für die Opfer aller totalitären Regime?“⁵ die Kritik an einer Renaissance geschichtswissenschaftlicher Kalter-Kriegs-Denkmalen im modernen Gewand einer nivellierten „europäischen Erinnerungsdiktatur“ hochverdichtet zusammen.

Prof. Dr. Domenico Losurdo (Univ. Urbino), Verfasser einer umstrittenen Monografie über Stalin⁶, konzentrierte sich bei der Beantwortung seiner Leitfrage „Stalin und Hitler: Zwillingsbrüder oder Todfeinde?“ maßgeblich auf die Gegenüberstellung eines rassistisch-fundierten deutschen Kolonialismus und eines sowjetischen Antikolonialismus der 1930er Jahre.

Prof. Dr. Werner Röhr (Edition Organon Berlin) widersprach in seinen Ausführungen „Krieg in Ost oder West? Die Entscheidung der faschistischen Führung für den Überfall auf Polen und der Nichtangriffsvertrag vom 23. August 1939“ den geläufigen Thesen, dass der Nichtangriffsvertrag 1939 Hitlers Kriegskurs begründete und im Kern ein Kriegspakt zur Teilung Polens gewesen sei. Seit 1936 rüstete das faschistische Deutschland massiv zum antisowjetischen Krieg. Ende April 1939 fiel die Entscheidung zugunsten einer „Westlösung“, die unter anderem den Angriff auf Polen beinhaltete. Während sich Polen 1938 noch in Sicherheit wog, habe Deutschland seinen militärischen Aufmarsch im Mai 1939 beendet; die Westmächte verhandelten hinhalten mit der Sowjetunion, bis die sowjetische Seite enttäuscht die Reißleine zog und sich radikal umorientierte.

⁴ Ganz den Geiste einer Kalten-Kriegs-Historik atmend liest sich bspw. Susanne Schattenberg: Diplomatie der Diktatoren. Der Molotov-Ribbentrop-Pakt, in: *Osteuropa* 59. Jg. (2009), H. 7/8, S. 7-31.

⁵ Morsch nimmt auf den im Jahre 2009 gefassten Entschluss des Europäischen Parlamentes Bezug, dass den 23. August zum „Gedenktag für die Opfer aller totalitären und autoritären Regime“ erklären und damit „(...) Kommunismus, Nazismus und Faschismus als „gemeinsames Vermächtnis“ anzuerkennen und eine „ehrlche und tiefgreifende Debatte“ über sämtliche totalitären Verbrechen des vergangenen Jahrhunderts zu führen“, vgl. PM „23. August zum Gedenktag für Opfer totalitärer und autoritärer Regime machen“, URL: <http://www.europarl.europa.eu/sides/getDoc.do?pubRef=//EP/TEXT+IMPRESS+20090401IPR53245+0+DOC+XML+V0//DE> [aufgerufen am 23. Feb. 2014].

⁶ Vgl. Domenico Losurdo: Stalin. Geschichte und Kritik einer schwarzen Legende. Mit einem Essay von Luciano Canfora, Berlin 2012.

Prof. Dr. Kurt Paetzold (Leibniz-Sozietät, Berlin) stellte in seinem Beitrag „Der deutsch-sowjetische Nichtangriffspakt – seine innenpolitische Wirkung und Ausbeutung“ das enthusiastische Lob des Nichtangriffsvertrages im Reich als „Fundament des Friedens“ als Teil der perfiden NS-„Friedens“politik heraus. Laut Berichten des SD sei die partielle Entrüstung antikommunistischer konservativer Eliten über den „Bolschewikenpakt“ kein Grund zum Einschreiten gewesen, die faschistische Außenpolitik somit selbst in extremen Wendungen weitgehend von der Bevölkerung akzeptiert worden. „Die Debatte um den deutsch-sowjetischen Nichtangriffsvertrag in den internationalen Organisationen und Reihen des antifaschistischen Widerstands“ rückte Dr. Ulrich Schneider (Fédération Internationale des Résistants, Berlin) in den Mittelpunkt seiner Ausführungen. Die große Bandbreite der Reaktionen antifaschistischer Gruppierungen reichte von stalintrouer Verteidigung der neuen sowjetischen „Friedensstrategie“ (seitens der Komintern und der Exil-KPD) bis hin zum Aufbruch alter Grabenkämpfe zwischen sozialdemokratischen und kommunistischen Exilanten.

Eine Form des „Economic Appeasement“ habe Stalin in Folge des 23. August 1939 betrieben, so die Kernthese Dr. Heinrich Schwendemanns (Univ. Freiburg) in dessen Beitrag „Stalins Fehlkalkül: Die sowjetische Wirtschaftskooperation mit NS-Deutschland 1939-1941“. Stalin habe jedoch die Wirkmacht seiner ökonomischen Befriedigungstaktik (i.e. die massive Lieferung von Rohstoffen) sowie den Nutzen von Technologiestudien sowjetischer Ingenieure in deutschen Betrieben letztendlich überschätzt. Die westliche Nichteinmischungspolitik (Stichwort Münchner Abkommen) sowie die wenig ernsthaft geführten Militärgespräche zwischen Frankreich, Großbritannien und der Sowjetunion habe die sowjetische Seite empfänglich für die ab Februar 1939 einsetzenden deutschen Annäherungsversuche gemacht, so Sergej V. Kudrjašov (Deutsches Historisches Institut, Moskau) in seinem Beitrag „Warum wählte Stalin Hitler? Die Entwicklung der sowjetischen Politik in den Jahren 1938-1939“.⁷ Das konzertierte Auftreten deutscher Diplomaten imponierte genauso wie der Anfang August erfolgte deutsche Vorschlag eines Geheimprotokolls. Der Wegfall einer direkten antisowjetischen Front, der Zeitgewinn zur Vorbereitung des Krieges sowie die Sicherung der Einflussphäre in Osteuropa habe Hitlers Angebot letztendlich „unwiderstehlich“ für die Sowjetführung gemacht.⁸

Prof. Dr. Geoffry C. Roberts (Univ. College Cork) vertrat in seinem Tagungsbei-

⁷ Eine überzeugende wie verdichtete Darstellung diesbezüglich ist u.a.: Ingeborg Fleischhauer: Die sowjetischen Außenpolitik und die Genese des Hitler-Stalin-Paktes, in: Bernd Wegner (Hg.): Zwei Wege nach Moskau. Vom Hitler-Stalin-Pakt bis zu „Unternehmen Barbarossa“, München/Zürich 1991, S. 19-39.

⁸ Zum Sicherheitsbedürfnis als Axiom der sowjetischen Außenpolitik vgl. Bianka Pietrow-Ennker: „Mit den Wölfen heulen ...“. Stalinistische Außen- und Polenpolitik 1939 – 1941, in: Bianka Pietrow-Ennker (Hg.): Präventivkrieg? Der deutsche Angriff auf die Sowjetunion, Frankfurt a./M. 2011 (zuerst 2000), S.80-98.

trag „Origins of the Nazi-Soviet Partition of Poland: The View from Moscow“ die These, dass Molotov im Frühjahr 1939 zu sehr darauf fixiert war, Frankreich und Großbritannien für ein „wasserdichtes Dreierbündnis“ in klarer Positionierung gegen Hitlerdeutschland zu gewinnen. Der folgende, allerdings nicht unvermeidliche Nichtangriffspakt habe keine explizite Übereinkunft zur Teilung Polens bedeutet, zu unsicher sei der mögliche Verlauf des deutschen Überfalls gewesen.

Nicht die Sowjetunion habe den Westen verhandlungstechnisch verraten, sondern umgekehrt, konstatierte *Dr. Michael Jabara Carley* (Université de Montréal) in seinem Beitrag „Who ‘betrayed’ who? Anglo-Franco-Soviet Relations, 1932-1939“. In seinen Untersuchungen widmete Carley dem sowjetischen Diplomaten Litwinov große Aufmerksamkeit. Trotz seiner Grundüberzeugungen von der Möglichkeit eines „unteilbaren Friedens“ in Europa und dem System der „Kollektiven Sicherheit“ scheiterten Litwinovs Bündnisbemühungen an den antikommunistischen Ressentiments der Westmächte (inklusive der USA).

Die Hauptlinien der antisowjetischen Diplomatie Frankreichs in den Jahren 1938/39 thematisierte *Prof. Dr. Annie Lacroix-Riz* (Université Paris VII – Denis Diderot) in ihrem Referat „La France entre alliance tripartite et compromis avec le Reich, 1938-1939“. Die französische Volksfrontregierung ließ ihre mittel-osteuropäischen Machtambitionen 1939 zugunsten einer Beschwichtigung Hitlerdeutschlands fallen, sogar französische Schwerindustrielle hofierten Hitler im vorausseilenden Gehorsam. In den Verhandlungen zur Bildung eines Dreierbundes zeigte sich die westeuropäische Kontinentalmacht wenig an einer Einigung mit der Sowjetunion interessiert.

Polens außenpolitisches Agieren im Wechselspiel mit den Interessenlagen der Westmächte, des faschistischen Deutschlands sowie der Sowjetunion beleuchteten die Referenten *Stanisław Żerkos* (Instytut Zachodni Poznań) – „Polen und Deutschland am Vorabend des Krieges (1938/39)“ – und *Marek Kornats* (Uniwersytet Kardynała Stefana Wyszyńskiego/Polska Akademia Nauk Warszawa) – „Die Außenpolitik Polens am Vorabend des Zweiten Weltkriegs (April – August 1939)“. Versuchte die polnische Regierung laut Żerko in den 1920ern die eigene Souveränität auf den Säulen eines militärischen Übergewichts zu sichern, setzte man nach 1933 im Angesicht der verschärften Diskussion um Danzig und trotz des Polen und Deutschlands verbindenden Elements des Antikommunismus auf eine Politik des Gleichgewichts. Kornat schätzt die außenpolitischen Möglichkeiten wenige Monate vor dem 23. Aug. 1939 als äußerst beschränkt ein. Hitlers Bemühungen um ein Bündnis mit Polen zerschlugen sich im April, eine „Eiszeit der Beziehungen“ folgte, Frankreich ließ militärische Vereinbarungen scheitern, das ausgehandelte Bündnis mit Frankreich und Großbritannien erwies sich als schwache Notlösung.

Die Tagungsergebnisse sollen in einem Sammelband zusammengefasst und im Verlauf des Jahres 2014 veröffentlicht werden.

Valentin Johannes Hemberger

Ukrainische Krise und Extreme Rechte in Osteuropa

Zwei internationale Tagungen in Brüssel (27. Februar 2014) und Budapest (3. April 2014)

Komplexe Fragen bedürfen einer umfassenden, differenzierten Antwort. Das betrifft auch die komplizierten Konfliktlinien, die sich im Zusammenhang mit der Krise um die Ukraine herausgebildet haben. Eine ausgezeichnete Konferenz am 27. Februar in Brüssel hatte all diese Fragen zum Thema.

Organisiert wurde das Seminar von der „Postglobalization Initiative“ in Koordination mit dem „Institute for Globalization Studies and Social Movements“ (IGSO), dem „Transnational Institute (TNI)“ und der Europäischen Linkspartei. Die Tagung fand in den Räumlichkeiten des Europäischen Parlaments statt.

Die erste session, die sich der „Diagnose der ukrainischen Krise“ widmete, wurde von *Boris Kagarlitsky* (Postglobalization Initiative/Russland) eingeleitet. Die umfassendste Darstellung der historischen Entwicklung und der aktuellen Situation erfolgte durch *Volodymyr Ishchenko* (Center for Society Research/Ukraine). Er charakterisierte den Inhalt der Janukowitsch-Regierung als eine „Politik gegen die Armen“, schilderte die Phasen der breiten Volksbewegung gegen ihn und charakterisierte die jetzige „Übergangs-Regierung“ treffend als „neoliberal – mit stark nationalistischem Einschlag“. In die gleiche Kerbe schlug *Vasiliy Koltashov* (IGSO/Russland): „Die Janukowitsch-Regierung baute den Wohlfahrtsstaat und die Demokratie ab. Kein Wunder, dass dagegen ein Rebellion erfolgte.“

Susan George (Attac/Frankreich) stellte die Ereignisse in der Ukraine in den internationalen Kontext der „Freihandelsabkommen“ (das nicht unterzeichnete Assoziierungsabkommen zwischen der Ukraine und der EU war ja bekanntlich einer der Auslöser der Proteste). Bei ihnen geht es „nur am Rande um Handelserleichterungen und Zollreduktionen“, sondern vielmehr um „Investitionsfreiheit, Abbau von Regulierungen und Umweltschutzbestimmungen – im Interesse des Kapitals“.

Andriy Manchuk vom Online-Magazin „Liva“/Ukraine schilderte in eindrücklichen Worten den wachsenden Einfluss der Extremen Rechten, ihre gewalttätigen Übergriffe auf Linke und warnte davor, dass sie nun auch in der Regierung vertreten ist.

Die zweite session widmete sich der Frage „was zu tun ist, um die Krise zu lösen“ – moderiert von *Brid Brennan* (TNI). Scharf wurde von allen TeilnehmerInnen, jegliche Schmälerung der Rechte der Russisch sprechenden Bevölkerung zurückgewiesen. *Kai Ehlers* (Deutschland) verwies auf die Notwendigkeit der Dezentralisierung des extrem zentralistisch aufgebauten ukrainischen Staats (so werden etwa die Gouverneure der Verwaltungseinheiten nicht gewählt, sondern von der Regierung in Kiev bestimmt). Ehlers fasste auch eine weitgehende Föderalisierung des Landes aufbauend auf sechs „Regionen“ ins Auge.

Hermann Dworcak (Europäisches Sozialforum/Österreich) legte dar, dass die Rebellion in der Ukraine gerechtfertigt war und verwies darauf, dass es in der Geschichte zahlreiche Beispiele dafür gibt, dass nach Volksaufständen, ja Revolutionen – zumindest fürs erste – v. a. die Rechte profitieren konnte: nach 1848 kam Napoleon III, nach der Pariser Commune die bürgerliche Reaktion, nach 1905 wurde die russische ArbeiterInnenbewegung weitgehend in den Untergrund gedrängt.

Alle Seminar-TeilnehmerInnen stimmten darin überein, dass sich die Linke heute in der Ukraine in einer sehr schwierigen Lage befindet. Daher wurde der Vorschlag entwickelt, rasch eine Delegation zu entsenden, um direkten Kontakt mit den Bewegungen, Gewerkschaften, politischen Organisationen und Parteien der Linken aufzunehmen und auf dieser Basis eine breite Info- und Solidaritätskampagne zu starten.

Vor dem Hintergrund der Wahlerfolge der Extremen Rechten in Europa fand am 3. April in Budapest eine Konferenz mit über 100 TeilnehmerInnen aus Ungarn, Tschechien, Polen, Russland, Belgien, Frankreich, Deutschland und Österreich statt.

Die Konferenz war das Ergebnis eines Beschlusses auf dem „Altersummit“ im Vorjahr in Athen. Veranstalter waren u.a. „transform“ und das internationale Netzwerk gegen Rechtsextremismus „Prague Spring 2“. Der Zeitpunkt war durchaus passend: drei Tage nach der Konferenz konnte sich „Jobbik“ bei den ungarischen Parlamentswahlen auf 21 Prozent schrauben.

Tamas Krausz (Ungarn) gab einen Überblick über die Extreme Rechte in Europa in ihren verschiedenen Ausprägungen: von v. a. Stimmen keilenden Rechtspopulisten bis hin zu offenen Faschisten – wie die „Goldene Morgenröte in Griechenland“. Er verwies auf die neue Qualität durch die Präsenz von „Swoboda“ in der jetzigen ukrainischen Regierung.

Gaspar Miklos Tamas (Ungarn) legte in einem pointierten Beitrag dar, warum die Orban-Regierung selbst gegen kritische Intellektuelle und Künstler vorgeht: „Auch die Residuen der – scheinbaren – Freiheit sollen getilgt werden.“

Ein Highlight der Konferenz war das Referat von *Savvas Michael Matsas* (Griechenland). Er behandelte das Naheverhältnis von Nea Demokratia und den Faschisten der „Goldenen Morgenröte“. Den ungarischen Ministerpräsidenten Viktor Orban charakterisierte er treffend als „Samaras mit ungarischem Namen“.

Mehrere Beiträge widmeten sich dem Thema, dass der Anstieg der Extremen Rechten nicht nur durch die kombinierten Krisen des Kapitalismus, die Offensive des internationalen Kapitals und das ideologische Vakuum zu erklären ist, in das Rechtspopulismus und Rechtsextremismus vorstoßen und sich als „Alternative“ gerieren. Auch dramatische Fehler auf der Linken sind in Rechnung zu stellen – insbesondere die de facto Übernahme des neoliberalen Paradigmas (siehe sie Politik von Hollande, Pasok, ...).

Zwei konkrete Vorschläge wurden hinsichtlich der konkreten Aktionsmöglichkeiten präsentiert: die internationale Griechenland-Solidarität sollte auf eine feste und kontinuierliche Basis gestellt werden (ähnlich der „Roten Hilfe“ in der Zwischenkriegszeit); Organisation eines – gut vorbereiteten – gesamt-europäischen „Aktionstags“ gegen die Extreme Rechte – je nach den Gegebenheiten/Kräfteverhältnissen in den einzelnen Ländern (von Debatten über phantasievolle Aktionen bis hin zu Soli-Demos).

250 Personen beteiligten sich im Anschluss an die Konferenz an der Demo auf den Gellert-Hügel zum dortigen antifaschistischen Mahnmahl. Außer Reden gab es den Auftritt einer „Gipsy Theater“-Gruppe – besonders wichtig wegen der in Ungarn weit verbreiteten Anti-Roma- Hetze.

Hermann Dworczak

Vorbild Skandinavischer Sozialstaat?

Tagung der Fraktion DIE LINKE im Hessischen Landtag,
Frankfurt am Main, 1. März 2014

Der Einladung der Fraktion DIE LINKE im Hessischen Landtag zu einer Tagung „Skandinavischer Sozialstaat – Orientierung für einen Politikwechsel in Deutschland und Hessen?“ folgten ca. 50 Interessierte. Es ging um eine Bestandsaufnahme der sehr unterschiedlichen sozialpolitischen Entwicklung in der Bundesrepublik und in Skandinavien und um die Frage nach möglichen sozialpolitischen Alternativen in Deutschland.

In ihrer Tagungseröffnung konzedierte *Janine Wissler*, Vorsitzende der Fraktion und Sprecherin für Wirtschaftspolitik, dass es vielen Menschen in Deutschland materiell gut gehe. Jedoch arbeitet mittlerweile mindestens ein Fünftel aller Beschäftigten im Niedriglohnssektor, viele von ihnen müssen Aufstocken. Der Exportweltmeister Deutschland oktroyiert im Rahmen der Troika Krisenländern wie Griechenland Kürzungs- und Privatisierungsprogramme und agiert somit als doppelter Krisenexporteur.

Diesen Faden aufnehmend verwies *Marjana Schott*, Sprecherin für Sozial- und Umweltpolitik der Fraktion, auf die 65 Vereine und Institutionen, die als außerparlamentarische Kräfte in ihren Wahlprüfsteinen zur Landtagswahl auf Probleme hingewiesen und Lösungsvorschläge angemahnt hatten. Nicht selten ging es dabei um Armut und Benachteiligungen, aber auch um zu knappe Mittel für öffentliche Dienstleistungen – häufig in Verbindung mit niedrigen Löhnen, unsicherer Beschäftigung und Arbeitsüberlastung. Angesichts der Schuldenbremse drohen bald weitere Verschlechterungen. Mit der Tagung sollte daher auch den davon Betroffenen ein Raum zu gemeinsamer Diskussion und damit zur Vergrößerung künftigen Widerstandspotenzials geboten werden.

Laut *Prof. Dr. Dieter Eißel*, Universität Gießen, bewirkt die ‚natürliche‘ Partnerschaft zwischen Real- und Finanzkapital sinkende Steuern und Sozialab-

gaben für die Kapitaleseite und damit für eine Verschiebung der Finanzierungslasten gesamtgesellschaftlicher Aufgaben auf die Schultern der Lohnabhängigen. Restriktiver gewährte Sozialausgaben vor allem im Bereich der Lohnersatzleistungen wurden unter Schröder und Fischer zum Hebel für den Ausbau des Niedriglohnssektors – mit Auswirkungen auf das Lohnniveau insgesamt. Eißel wies nach, dass die Löhne und Gehälter in den vergangenen 15 Jahren hinter Inflation und steigender Produktivität zurückgeblieben sind. Diese faktischen Lohnsenkungen waren wesentliche Grundlage des deutschen Exportbooms, der wiederum die Krise im Süden Europas anheizte. Bei allen „Erfolgen“ auf dem deutschen Arbeitsmarkt in Form rückläufiger Arbeitslosigkeit und gestiegener Erwerbstätigkeit nimmt die Gesamtbeschäftigung ab. Das Arbeitsvolumen (Gesamtzahl der geleisteten Arbeitsstunden) geht zurück. Zusätzliche Beschäftigungsverhältnisse führen zu mehr – und meist unfreiwilliger – prekärer Teilzeitarbeit oder Mini- und Midijobs.

Insgesamt diagnostizierte Eißel eine Rückentwicklung vom Sozialstaat zum Sozialhilfestaat. Zwar gäbe es vor allem im Bereich pflegender, erziehender und bildenden Dienstleistungen einen riesigen gesellschaftlichen Bedarf, der jedoch nicht finanziert und nicht erfüllt werde. Angesichts dessen empfahl er, Debatten darüber anzustoßen, welche Dienstleistungsbereiche in welchem Umfang in die öffentliche Hand gehören, um daran anknüpfend Steuererhöhungen ins Gespräch zu bringen.

Dr. Cornelia Heintze, Leipzig, veröffentlichte 2013 eine Studie zu kommunal finanzierten Dienstleistungen in den nordeuropäischen Ländern. Sie zeigte zunächst an Hand verschiedener Gutachten, dass in Deutschland auf Regierungsebene durchaus registriert wird, dass das skandinavische Modell eine Alternative darstellt. Sie werde aber abgelehnt, weil in den skandinavischen Ländern „die Beschäftigten in sozialen Diensten in der Regel qualifiziert sind“ (Regierungskommission Sachsen und Bayern, 1997 [RKSB]) aber hierzulande „der Fokus auf Anreizsysteme für den Niedriglohnbereich gerichtet wird und die skandinavischen Länder ... keine entsprechenden Politiken verfolgen“ (Bundesarbeitsministerium 2006). Niedriglohn und geringe Qualifizierung waren in der Bundesrepublik also die vorgegebenen Instrumente einer auf den Dienstleistungsbereich bezogenen Arbeitsmarktpolitik mit dem Ziel „keine höhere Steuerbelastung mehr“ (RKSB) zuzulassen.

In der Spanne der Abgabenquoten, die sich in den Industrieländern zwischen ca. 30 und 50 Prozent bewegen, liegt Skandinavien mit ca. 40 bis 50 Prozent am oberen Ende, Deutschland mit etwa 40 Prozent lediglich im Mittelfeld. Wichtiger Schritt einer Pfadverschiebung weg vom skandinavischen in Richtung des US-amerikanischen Kapitalismusmodells waren die Steuersenkungen von 2000/2001 von SPD und Grünen. Denn dem Problem sinkender Gesamtbeschäftigung (s. Eißel), Resultat des Beschäftigungsrückgangs im produzierenden Bereich, konnte auf diese Weise nicht mehr durch den finanziellen Ausbau öffentlich finanzierter Dienstleistungsbeschäftigung begegnet werden. Die dann folgenden Hartz-Reformen führten Deutschland in Europa an die

Spitze der Länder mit dem größten Niedriglohnsektor (mit 22,2 Prozent noch vor Großbritannien und Skandinavien zwischen 3 und 8 Prozent).

Heintze leitete hieraus die These ab, dass grundlegende Veränderungen bei der Finanz- und Steuer- sowie der Beschäftigungs(förderungs)politik ansetzen müssen; arbeitsmarktpolitische Instrumente wie allgemeiner Mindestlohn und Equal Pay bei Leiharbeit vermögen es nicht, Fehlentwicklungen zu beseitigen, sondern ziehen allenfalls Auffanglinien nach unten.

Eine nähere Betrachtung öffentlich finanzierter Bereiche, vor allem Altenhilfe und Langfristpflege sowie Kinderbetreuung ergab zwei wichtige Unterschiede. Zum einen erreicht in Deutschland das Leistungsniveau rein quantitativ nur einen Bruchteil des skandinavischen – mit gravierenden Auswirkungen auf die Qualität. Als grober Richtwert kann gelten, dass das skandinavische Niveau mindestens doppelt so hoch ist wie das deutsche – bspw. kommen in Skandinavien etwa 100 rechnerische Vollzeitkräfte (VZÄ) auf 1.000 zu betreuende Ältere (in Deutschland. ca. 50). Während in deutschen Gemeindebibliotheken nicht mehr als 2,5 VZÄ auf 10.000 Einwohner kommen, liegt der Wert in Skandinavien nicht unter 6. Zum anderen sind die öffentlichen Träger in Deutschland mit einem Anteil von maximal 10-15 Prozent weitgehend marginalisiert, während sie in Skandinavien mit ca. 90 Prozent dominieren. In Verbindung mit der deutlich besseren finanziellen Ausstattung der öffentlichen Hand liegen die Lohnsteigerungen höher als bei privaten Arbeitgebern und sowohl für die Adressaten als auch die Erbringer der öffentlichen Dienstleistungen wird eine deutlich höhere Qualität erreicht als in Deutschland. Auf Grund der Größe – öffentlich finanzierte Dienstleistungen nicht unter 30 Prozent der Gesamtbeschäftigung vs. weniger als 15 Prozent in Deutschland – kommt jedoch ein entscheidender gesamtwirtschaftlicher Effekt hinzu: er wird hinsichtlich der Qualität der Arbeit und Bezahlung zum Stabilitätsanker und „role model“ für den privatwirtschaftlichen Bereich. Umgekehrt in Deutschland: vom Ausbau auf Sparflamme im Bereich Kitas und Altenhilfe abgesehen, herrschen hier Prekarisierung, Ausdünnung und – ganz vorsatzgemäß – niedrige Löhne. Betroffen hiervon sind vor allem Frauen.

Sichtbar wird daran – so Heintze – dass der Kampf um die öffentlich finanzierten Dienstleistungen einen Schlüsselkonflikt für die weitere Entwicklung der westlich-kapitalistischen Länder darstellt. Heintze empfahl daher – ähnlich wie Eißel – die Kämpfe um den notwendigen Ausbau von Pflege und Unterstützung für Ältere zum Ansatzpunkt für deutlich mehr öffentliche Mittel zu nehmen, um sich so für einen partiellen Pfadwechsel stark zu machen, der bei Erfolg zum vorbildgebenden Beispiel auch für andere Bereiche werden kann.

Olaf Gerlach

Kapitalismus in der BRD – Neoliberaler Umbau, Alternativen, Kräfte der Veränderung

7. Marxistische Studienwoche, 10. – 14. März 2014 in Frankfurt am Main

Die von „Z“ und der Heinz-Jung-Stiftung in Verbindung mit dem Förderkreis für demokratische Volks- und Hochschulbildung e.V. organisierte 7. Studienwoche bot über dreißig Studierenden aus dem ganzen Bundesgebiet die Möglichkeit, sich eine Woche lang intensiv mit der gegenwärtigen Verfassung des BRD-Kapitals und dessen Strategien, der Rolle Deutschlands im globalen Kapitalismus, Klassenverhältnissen und möglichen Alternativen auseinanderzusetzen.

In seinem Einführungsvortrag ordnete *Frank Deppe* (Marburg) die Rolle der Bundesrepublik in die gegenwärtige Epoche des Kapitalismus ein, die er in Anknüpfung an Ossip K. Flechtheim als durch das Bewusstsein geprägt bestimmte, in einer Zeit des grundlegenden Wandels zu leben. Als zentrale Determinante der letzten Jahre analysierte Deppe die „große Krise“, aus der der Kapitalismus der BRD gestärkt hervorgegangen sei. In diesem Kontext ließen sich auch gegenwärtig geführte Strategiedebatten um eine Erneuerung deutscher Außenpolitik begreifen. Zugleich seien zunehmende soziale Ungleichheit und der Abbau von Demokratie im Kontext der „multiplen Krise“ (Ulrich Brand) wichtige Anzeichen von Widersprüchen und Konflikten, die zum Ansatzpunkt linker Politik werden könnten.

Bei der anschließenden Abendveranstaltung kritisierte *Fabio de Masi* (Berlin) die Rolle Deutschlands in der EU und plädierte für eine radikale Neuausrichtung der EU-Politik und eine Bewegung von unten. Das Lohndumping in Deutschland habe zu einem enormen außenwirtschaftlichen Ungleichgewicht geführt, durch das Handelspartner sich verschulden müssten und ihre Industrie zerstört würde; gleichzeitig würden die Kosten der Krise auf die Bevölkerung Europas abgewälzt, während die Reichen noch reicher würden.

Ökonomie und Strategie des BRD-Kapitals/Die Bundesrepublik im Rahmen des globalen Kapitalismus: Lucas Zeise (Frankfurt/M., Marx-Engels-Stiftung) sprach zur BRD in der Wirtschafts- und Finanzkrise 2007 ff. Deutschland – oder besser gesagt die Kapitalfraktion in der BRD – profitiere von der EU, weil deren Aufbau staatsarm sei und sich dadurch das kapitalistische Prinzip durchsetzen könne, dass Stärkere stärker und Schwächere schwächer würden. *Thomas Sablowski* (Berlin, RLS) erläuterte das „Geschäftsmodell“ des BRD-Kapitalismus näher. Merkmale seien unter anderem eine enge Verbindung von Bank- und Industriekapital, die Dominanz der Exportorientierung, die Spezialisierung auf Investitionsgüter und komplexe Waren sowie Korporatismus. Von staatlicher Seite wird das Modell durch einen konservativen Sozialstaat eingerahmt. Gegenwärtig erodiere dieses Modell jedoch. Das trifft vor allem die Arbeitnehmerseite – so sinken etwa Lohnquote und Reallöhne, Gewerkschaften verlieren Mitglieder, die Tarifbindung nimmt ab. Auch *Jörg*

Goldberg (Frankfurt/M., Redaktion Z) zeichnete ein ähnliches Bild. Er insistierte aber darauf, dass solche Erosionstendenzen unterschiedlich ablaufen. Die historisch gewachsenen Unterschiede zwischen verschiedenen Kapitalismustypen – wie sie in den Debatten der vergleichenden Kapitalismusforschung angesprochen werden – blieben bestehen und würden keineswegs eingeebnet.

Klassenverhältnisse und Alltagsbewusstsein, Arbeitsbeziehungen und soziale Auseinandersetzungen: Oliver Nachtwey (Trier) befasste sich mit neuen sozialen Konflikten in der BRD. Streiks würden auch heute oftmals mit „Blaumännern und Kettenfett“ assoziiert, also einem Bild der klassischen industriellen Arbeiterklasse. In der Realität fänden Arbeitskämpfe weiterhin statt, hätten sich aber geändert. Streiks würden gegenwärtig eher im Einzelhandel und der Pflege und aufgrund dessen häufig von Frauen organisiert werden, während etwa die IG Metall 2003 das letzte Mal gestreikt habe. Nachtwey betonte, dass die Arbeiterklasse nicht an der Anzahl eines bestimmten Typus der Lohnabhängigen festgemacht werden könne, sondern an der Relation der Arbeiterklasse zum Kapital. Wie es um das Lohnabhängigen- und Klassenbewusstsein in der BRD aktuell steht, erläuterte *Klaus Dörre* (Jena), der dazu in ost- und westdeutschen Betrieben geforscht hat. Eine große Zahl der Befragten stimmte kapitalismuskritischen Aussagen zu. Gerade unter den Befragten in Westdeutschland zeige sich jedoch gleichzeitig eine ablehnende Haltung gegenüber sozial Schwächeren: 54 Prozent stimmten der Aussage zu, dass auf Arbeitslose ein stärkerer Druck ausgeübt werden sollte, 51 Prozent halten eine Gesellschaft, die jeden auffängt, auf Dauer nicht für überlebensfähig. Hier zeigt sich eine gesellschaftliche Spaltung, die auch durch die Reformen der Agenda 2010 und damit verbundene Abstiegsängste verursacht wurde.

Dass es auch unter Gewerkschaftsmitgliedern eine Diskrepanz zwischen Systemkritik und Aktivismus gibt, machte anschließend *Richard Detje* (Hamburg) deutlich. Der Satz „Wir können uns wehren, wir tun es nicht“ fasst dies zusammen. Während die Wut auf gesellschaftliche Verhältnisse nicht weniger geworden sei, würde auch die eigene Passivität kritisch gesehen. Dennoch gäbe es Perspektiven für politische Bewegung: Gewerkschaften würden weiterhin als vertrauenswürdige Institutionen gesehen, ganz im Gegenteil zum politischen Establishment. Mobilisierungen müssten daher stärker außerhalb etablierter Institutionen stattfinden.

Drei Aktive des SDS berichteten auf dem Abendpodium von Arbeitskämpfen, in denen sie sich engagieren: *Sophie Dieckmann* (Leipzig) berichtete aus Leipzig von der Gründung und Praxis des Streik-Solidaritätsbündnisses mit amazon-Beschäftigten, in dem sich Angestellte und politische Gruppen für bessere Arbeitsbedingungen einsetzen. Das Bündnis hat mehrere Aktionen organisiert und unter anderem dazu aufgerufen, bei Geschenkbestellungen anstelle von Grußbotschaften Solidaritätsbotschaften an die Beschäftigten zu senden, was dort sehr positiv aufgenommen wurde. *Oskar Stolz* erzählte von Solidaritätsaktionen mit den Angestellten einer H&M-Filiale in Berlin. *Niko*

Henes berichtete von seinen Erfahrungen in Frankfurt. Dort hatten Studierende Angestellte im öffentlichen Dienst und im Einzelhandel unterstützt. Anschließend debattierten die Teilnehmer, ob und in welcher Form Studierende in Arbeitskämpfen sinnvoll aktiv werden können.

Demokratie und Recht/Herrschaftssystem der BRD: Ekkehard Lieberam (Leipzig) erläuterte, dass Staat, Recht und Verfassung aus marxistischer Sicht Ausdruck gesellschaftlicher Verhältnisse seien. Das Bonner Grundgesetz habe schon bei seinem Inkrafttreten links von den tatsächlichen Kräfteverhältnisse gestanden, da es ein Klassenkompromiss zwischen progressiven Kräften und den noch nicht vollständig restaurierten kapitalistischen Herrschaftsverhältnissen gewesen sei.

David Salomon (Siegen, Redaktion Z) machte daran anknüpfend deutlich, dass gesellschaftliche Mitbestimmung in der BRD trotz Wahlen und demokratischer Institutionen zunehmend ausgehöhlt würde. Bürgerliche Eliten nähmen dies in Kauf oder forcierten es, um den wirtschaftlichen Vorteil, den ihnen die Begrenzung von Entscheidungsmacht auf Wenige gewährt, nicht zu gefährden. Dies drücke sich unter anderem durch den großen Unterschied in der Wahlbeteiligung zwischen Armen und Reichen aus.

Ähnliche Tendenzen gibt es auch auf internationaler Ebene, wie der Völkerrechtler *Norman Paech* (Hamburg) ausführte. Unter dem Deckmantel humanitärer und moralischer Begründungen wird von der NATO und Einzelstaaten zunehmend auch dann militärisch interveniert, wenn es keine völkerrechtliche Grundlage gibt. Das Völkerrecht wird dadurch auch für Linke ein wichtiger Bezugsrahmen, da es häufig progressiver sei als die Realität. Debattiert wurden anschließend vor allem aktuelle Themen; zur Ukraine erläuterte Paech, dass auch der Anschluss der Krim durch Russland völkerrechtswidrig sei, da einem Zusammenschluss von beiden beteiligten Staaten zugestimmt werden müsse.

Kampf um Demokratie, soziale Bewegungen, sozialistische Perspektive: Die Abschlussdiskussion zeigte, dass es trotz der oft ernüchternden Bestandsaufnahme des gegenwärtigen Kapitalismus Proteste und Ansatzmöglichkeiten gibt, um etwas zu bewegen. *Frank Deppe* argumentierte, dass von einer neuen Phase sozialer Unruhen gesprochen werden könne, in der Bewegungen sehr heterogen seien und von Arbeitskämpfen über Demokratisierungsbewegungen bis hin zu urbanem Protest reichen. Die Situation von Studierenden habe sich außerdem verändert, weil sie nicht länger davon ausgehen könnten, sozial aufzusteigen. *Klaus Pickshaus* (IG Metall, Frankfurt/M.) ermutigte die Teilnehmenden, auch in und mit den Gewerkschaften aktiv zu werden. *Anton Thüm* (Blockupy, Berlin) eröffnete eine konkrete Protestperspektive durch die Blockupy-Proteste, in denen verschiedene Themen verbunden werden können.

Kulturprogramm: Auch dieses Mal gab es neben den politischen und wissenschaftlichen Diskussionen der Studienwoche ein Kulturprogramm. Am Dienstagabend las *Erich Schaffner* (Mörfelden) im Club Voltaire anlässlich des Jahrestags des Beginns des Ersten Weltkriegs aus Karl Kraus' Stück „Die letzten Tage der Menschheit“. Am Donnerstagabend organisierte *Reiner Diederich*

(Frankfurt/M., KunstGesellschaft, Frankfurt/M.) mit den Teilnehmenden zwei Bildergespräche in der Sammlung „Kunst der Moderne“ des Städel-Museums. Im Zentrum stand insbesondere Francis Bacons Studie zur Krankenschwester aus Panzerkreuzer Potemkin.

Die nächstjährige Marxistische Studienwoche wird wieder im März in Frankfurt/M. stattfinden; eine bei der Tagung gebildete Vorbereitungsgruppe wird zusammen mit den Veranstaltern Themen und Ablauf planen.

Sarah Nagel

Wallenstein, Mittenzwei und ein Bronzekopf

„Werner Mittenzwei als Theatermann“ – Veranstaltung im Karl-Liebnecht-Haus, Berlin am 10. April 2014

Am 14. Februar starb Werner Mittenzwei. Viele kennen ihn als Literaturwissenschaftler, insbesondere als Brecht-Biographen („Das Leben des Bertolt Brecht oder Der Umgang mit den Welträtselein“) und -Herausgeber. Unter den Brechtbiographien ist Mittenzweis einfühlsames, detail- und anekdotenreiches Werk fraglos die bedeutendste. Mit ihrer Gründlichkeit hat sie Maßstäbe gesetzt. Zudem ist sie auch literarisch ein Genuss. Auch Mittenzweis Anteil als Mitherausgeber an der „Großen kommentierten Berliner- und Frankfurter Ausgabe“ der Werke Brechts, die noch als deutsch-deutsches, zugleich im Aufbau- und im Suhrkampverlag ediertes Mammutprojekt begann und die 2000 abgeschlossen wurde, kann nicht überschätzt werden. Große Beachtung fand auch Mittenzweis 2001 erschienenes Werk „Die Intellektuellen. Literatur und Politik in Ostdeutschland 1945–2000“ und schließlich, 2004, seine Autobiographie „Zwieliht“. Weniger bekannt ist, dass Werner Mittenzwei nicht nur Literatur- und Theaterwissenschaftler, sondern auch *Theaterpraktiker* war. Insbesondere in den 70er und 80er Jahren wirkte er als Leitungsmittglied des Berliner Ensembles. 1983 inszenierte Manfred Wekwerth seine Bühnenumfassung des Schillerschen „Wallenstein“ am Wiener Burgtheater.

Dass die (Wieder)Entdeckung des Theatermannes Werner Mittenzwei ein mehr als lohnenswertes Unterfangen ist, bewies die außerordentlich gut besuchte Veranstaltung, zu der das Antieiszeitkomitee ins Karl-Liebnecht-Haus geladen hatte. Als langjähriger Freund, der gerade Mittenzweis theaterpraktisches Wirken besser kennen dürfte als irgendjemand sonst, berichtete Manfred Wekwerth von ihrer gemeinsamen Arbeit in Berlin und Wien. Wie er selbst sei auch Mittenzwei dereinst an der Aufnahmeprüfung an einer Schauspielschule gescheitert – „ein untrügliches Zeichen dafür, für praktische Theaterarbeit geeignet zu sein.“ *Renate Richter* und *Victor Deiß* lasen im Anschluss aus Notaten, die Mittenzwei während der Probenarbeit an Stücken aufgeschrieben

hatte. Ganz im Brechtschen Sinne handelt es sich bei den „Notaten“ Mittenzweis um etwas grundlegend anderes als um bloße „Notizen“. Das Notat entsteht aus einem konkreten Anlass, oft gebunden an einen bestimmten Zweck – etwa die Inszenierung eines Theaters. Zugleich besitzt es als eigenständige Textsorte jedoch eine relative Unabhängigkeit von dem Zweck, in dessen Kontext es entstand. Mittenzweis Notate sind kleine verdichtete ästhetische Abhandlungen, Miszellen oder Miniaturen, die auch, wenn sie einen ganz konkreten Schauspieler beim Spiel einer ganz bestimmten Rolle beschreiben oder wenn sie einen Aspekt der Sprache Gorkis behandeln, mehr an prinzipieller Einsicht enthalten als so mancher lange Aufsatz.

Von Mittenzweis dramaturgischen und literarischen Fähigkeiten konnte sich das Publikum schließlich anhand einiger brillant ausgewählter Ausschnitte aus der Wiener Wallenstein-Inszenierung überzeugen. Schiller selbst hatte, wie Manfred Wekwerth erläuterte, dereinst in einem Brief gefordert, die drei Dramen, bei deren Abfassung mit ihm der „Historiker durchgegangen“ sei, zu einem an einem Abend spielbaren Stück zu komprimieren. Just diese Leistung hat Werner Mittenzwei vollbracht. Indem Mittenzwei Wallensteins Lager zwischen die übrigen Szenen schob, wurde zudem auch die wechselseitige Dynamik des Geschehens zwischen den großen Herren und den gewöhnlichen Soldaten greifbar. Was in herkömmlichen Schillerinszenierungen nacheinander geboten wird, erscheint in der von Wekwerth inszenierten Fassung Mittenzweis als ineinander verschränkt. Hierdurch werden Bezüge kenntlich, die auch der Lektüre der Stücke gemeinhin verborgen bleiben.

Den Abschluss dieses – trotz des traurigen Anlasses – wunderschönen und streckenweise auch heiteren Abends markierte die Enthüllung des Mittenzweikopfes in Bronze, den die Bildhauerin Christiane Rößler angefertigt hat. Als Teil einer Serie von Skulpturen wird auch dieser Kopf dazu beitragen, das Andenken an die großen Intellektuellen der DDR zu bewahren. Dass Christiane Rößler statt großer Ansprachen eine kurze Chronik ihrer Bekanntschaft mit Mittenzwei gab, in dem sie aus ihrem Briefwechsel las, gab der Enthüllung eine besondere, ja intime Note. Fast war es als sei Werner Mittenzwei mit im Raum ...

David Salomon

Zwei neue Briefbände der MEGA

Karl-Marx/Friedrich Engels, Gesamtausgabe (MEGA). Dritte Abteilung: Briefwechsel.

Band 12. Januar 1862 bis September 1864. Bearbeitet von Galina Golovina, Tat'jana Gioeva und Rolf Dlubek. Unter Mitwirkung von Hanno Strauß. Akademie Verlag Berlin. 1529 Seiten. 198,00 Euro.

Band 30. Oktober 1889 bis November 1890. Bearbeitet von Gerd Callesen und Svetlana Gavril'čenko. Unter Mitarbeit von Regina Roth und Renate Merkel-Melis. Akademie Verlag Berlin. 1532 Seiten. 198,00 Euro.

Mit dem Abschluss der Veröffentlichung aller Marx-Texte zum „Kapital“ 2012 und damit der zweiten Abteilung der Marx-Engels-Gesamtausgabe wendet sich dieses Großvorhaben nun anderen Schwerpunkten zu: den bereits von den beiden Begründern des Historischen Materialismus publizierten Werken, aber auch von dafür zwar vorgesehenen, aber dann doch liegen gebliebenen Arbeiten (Abt. I), der Korrespondenz (III) und den Exzerpten (IV). Bei der Bestimmung von Prioritäten mag es von Bedeutung sein, dass es bis heute keine historisch-kritische Ausgabe der „Deutschen Ideologie“ (ein Teil immerhin wurde 2003 im Band 1 des Marx-Engels-Jahrbuch publiziert), ja noch nicht einmal des „Manifests der Kommunistischen Partei“ gibt. Die Exzerpte-Abteilung verspricht erwartungsgemäß den höchsten Anteil an bislang völlig Unbekanntem. Bei den Briefen ist das Bild gespalten: die Korrespondenz zwischen Marx und

Engels sowie ihre Schreiben an Dritte liegen längst vor. Neu sind deren bisher unveröffentlichte Varianten und Entwürfe. Diese fehlen in den Briefen prominenter Zeitgenossen (u.a. Bebel, Lafargue, Lassalle, Liebknecht) an Marx und Engels, die schon vor Jahrzehnten veröffentlicht wurden, jetzt aber noch einmal in die MEGA unter Anwendung von deren spezifischen Richtlinien aufgenommen worden sind. Neu dagegen sind die Anschreiben völlig Unbekannter. Hierdurch wird die Breite des Umgangs der beiden in höherem Maße sichtbar.

Diese Charakteristik der gesamten Brief-Abteilung gilt auch für den 2013 erschienenen Band III/12, der die Korrespondenz vom 1. Januar 1862 bis zum 30. September 1864 umfasst. Es handelt sich um insgesamt 425 Briefe, davon 147 von Marx und Engels selbst. Über die überlieferten Texte hinaus betrug die ursprüngliche Korrespondenz aus diesem Zeitraum über 550, eine erhebliche Zahl ist also verloren. 227 Briefe werden hier erstmals veröffentlicht, sie sind an Marx und Engels gerichtet und stellen insofern die Innovation des Bandes dar, als die Schreiben, die die beiden miteinander wechselten oder an Dritte richteten, ja schon durch die Studienausgabe MEW bekannt sind. Ein Text von Marx wird in diesem Band allerdings erstmals veröffentlicht: Marx hatte Lassalle für eine Italienreise ein Empfehlungsschreiben an Johann Philipp Becker ausgestellt, das nicht überliefert ist. Lassalle berichtete ihm später, dass er davon keinen Gebrauch gemacht habe, weil er dort, wo er hinkam, nur auf Leute getroffen sei, die Becker entweder nicht

kannten oder nichts von ihm hielten. Dieser Brief war schon früher veröffentlicht, jetzt lesen wir ihn auszugsweise noch einmal: in einem Schreiben von Marx an Victor Schily, versehen mit der Ankündigung: „Ich werde ihm nach seiner Rückkehr nach Berlin für diese ‚Information‘ gehörig den Kopf waschen.“ Gemeint war Lassalle. Dem schrieb er: „Es ist in der That empörend, daß solche Leute wie Becker so schnöd verläumdert werden.“ Die persönliche Loyalität von Marx und Engels gegenüber alten Achtundvierzigern, die bei der gemeinsamen Sache blieben, ist ebenso charakteristisch für sie wie die schneidende Ablehnung derer, die sich abgewandt hatten. Um andere wird gekämpft, zum Beispiel Ferdinand Freiligrath. Als 1862 in Preußen eine Amnestie erlassen wurde, kehrten viele von ihnen zurück, darunter Wilhelm Liebknecht, dessen Leidensjahre unter den Kopfnüssen von Marx und vor allem Engels damit erst so richtig begannen.

Die bislang unveröffentlichten so genannten „Briefe Dritter“, deren Gegenstücke sich teilweise in der MEW finden, erweitern u.a. unsere Kenntnisse über die Londoner Emigrantengesellschaft. Einerseits gibt es Gegner wie Gottfried Kinkel, der in der Schmähchrift „Die großen Männer des Exils“ wie in den Briefen schlecht wegkommt. (Wer sich wirklich ein Bild von ihm machen will, darf sich auf derlei nicht allein verlassen.) Daneben dann die Genossen. Drittens, teils deckungsgleich, arme Teufel, die sich mühsam über Wasser halten, Handwerker, die, anders als Marx, keinen freundschaftlichen Mäzen hatten und denen immer wieder einmal

geholfen werden musste. Damit kommen wir – viertens – zu einem weiteren Merkmal: Exilanten als finanzielle Notgemeinschaft. Da wird nicht nur bilateral Geld verliehen, sondern vielfältig über Bande gespielt: Wechsel werden ausgestellt, Bürgschaften geleistet, Fälligkeiten haarscharf vermieden. Lassalle stellte 1862 für Marx ein Papier über eine Summe aus, die er selbst nicht hatte, die deshalb Dritte zusammenbringen mussten und für die letztlich – na, wer wohl? – Engels gerade zu stehen sich verpflichtete, dies allerdings erst für einen späteren Zeitpunkt, da er aktuell selbst nicht flüssig war. Die Hilfsbereitschaft des Weinhändlers Sigismund Borkheim und des Kaufmanns Freiligrath war da ebenso gefragt wie ihr professioneller Scharfsinn beim Aufzeigen immer neuer Auswege. Dass Marx, der mit Zahlen bekanntlich Schwierigkeiten hatte, im zweiten und dritten Band des „Kapital“ verzwickte Berechnungen anzustellen imstande war, könnte u.a. auf diesem Training beruhen. 1862 nahmen, wie er selbst einräumte, Anstrengungen zur Bewältigung seiner finanziellen Probleme über lange Wochen hin ihn zeitlich mehr in Beschlag als sein ökonomisches Hauptwerk, und er wunderte sich darüber, dass er selbst unter diesen Umständen umstandslos daran weiterarbeiten konnte. Der Transfer von Privathaushalt zur Politischen Ökonomie dämmerte ihm in diesem Zusammenhang selbst: „Im übrigen arbeite ich jetzt stark drauf los u. sonderbarer Weise ist mein Hirnkasten unter all der misère rings herum besser im Gang als seit Jahren.“ (An Engels, 18. Juni 1862) In der Darbietung der wissenschaftlichen

Ergebnisse mussten sachfremde Gesichtspunkte berücksichtigt werden: „Ich dehne diesen Band mehr aus, da die deutschen Hunde den Werth der Bücher nach dem Kubikinhalte schätzen.“ (Ebenda)

Die Qualität des Bandes besteht nicht nur in der sorgfältigen Textdarbietung, sondern auch in im Apparat ausbreiteten Informationen und den Beilagen, die Material auch außerhalb des Kreises um Marx und Engels heranschaffen, so einen Zeitungsartikel vermutlich von Gustav Freytag: „Eine Erinnerung an den Communisten Wolff“ aus der Zeitschrift „Die Grenzboten“ von 1864, der Einblicke in Breslauer und schlesische soziale Zustände in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts gibt.

Der zweite Briefband, der 2013 herauskam, umfasst den Zeitraum Oktober 1889 bis November 1890 und enthält 406 Schreiben von und an Friedrich Engels. 173 davon werden hier erstmals veröffentlicht. Es fällt auf, dass die 425 Briefe von Band III/12 in einem Zeitraum von 33 Monaten entstanden (obwohl damals ja noch der intensive Schriftwechsel zwischen Marx in London und Engels in Manchester anfiel), während die 405 Briefe von III/30 sich in 14 Monaten zusammendrängen (siehe Einführung zu III/30, S. 675).

Ursache ist die inzwischen etablierte Stellung von Engels als Berater der internationalen Arbeiterbewegung, die sich nun als eine Vielfalt nationaler Parteien darstellte. So weit diese marxistisch orientiert waren, wandten sich deren Führungen immer wieder an ihn. Engels war Ghostwriter und Akteur hinter den Kulissen: Ohne ihn

wäre der Pariser Kongress von Juli 1889, an dem er persönlich nicht teilnahm und aus dem die so genannte Zweite Internationale hervorging, entweder gar nicht oder doch in völlig anderer Weise zu Stande gekommen. Danach verdichtete sich der Briefverkehr noch. Immer wieder beklagte sich Engels darüber, dass er durch die Korrespondenz in seiner Hauptarbeit, der Herausgabe des dritten Bandes des „Kapital“, behindert werde. Wegen seines chronischen Augenleidens durfte er auf ärztliche Anordnung nur zweimal zwei Stunden am Tag lesen und schreiben, und einen erheblichen Teil davon nahm ihm der Briefverkehr weg. Dass dies beeinträchtigende Auswirkungen auf seine Editionstätigkeit hatte, lässt sich wohl auch daran sehen, dass er in der vierten Auflage des ersten Bandes des „Kapital“ von 1890 nicht alle Hinweise von Marx darauf, was gegenüber den drei vorangegangenen zu ändern und zu ergänzen sei, beachtet hat. Das lag nicht daran, dass er sie prinzipiell vernachlässigen wollte, sondern: er musste fertig werden mit Band III. Anderes sollte dahinter zurückstehen. Und doch hatte dieser dritte Band ebenfalls nicht den unangefochtenen ersten Platz in seinem täglichen Arbeitsplan. Aufgaben der aktuellen internationalen Politik der Arbeiterbewegung gingen dann vor, wenn irgendwo mal wieder etwas anzubrennen drohte. Bei Marx war es ja ähnlich gewesen. Beide stellten, jeder für sich, den Idealtypus des Operativen Intellektuellen dar, wie er im rein Akademischen Marxismus undenkbar ist. Nach Marx' Tod hatte Engels den Vorschlag Bebels, nach Deutschland zurückzukehren, mit der Begründung abgelehnt, er brauche sei-

ne Ruhe für „Kapital III“, und die habe er am ehesten in England, wo es keine relevante Arbeiterbewegung gebe. Tatsächlich finden sich im Band I-II/29 nicht viele Briefe mit britischen Sozialisten. Der „Dalai Lama von 122 Regents Park Road“ – wie der mit ihm streng verfeindete Führer der Social Democratic Federation, Henry Mayers Hyndman, spottete – war zumindest von ihren intellektuellen Vertretern, darunter der Fabian Society, isoliert. Anteil an diesem Zustand hatte auch das, was man das familiäre Umfeld von Engels nennen könnte. Edward Aveling, der Lebensgefährte von Eleanor Marx, war wegen seiner – gelinde gesagt – Unseriosität weiterhin verachtet. Kontakte mit Engels – z.B. von Margaret Harkness, der er seinen berühmten Brief über realistische Literatur geschrieben hatte – brachen deshalb ab. Die Zeit, die er dadurch gewann, verlor er andererseits wieder durch die notwendige Sorge für seine unmittelbare private Umgebung. Zeitweilig wohnte Mary Ellen Burns, die Nichte seiner verstorbenen Frau Lizzie, mit ihrer ganzen Familie bei ihm, weil ihr Mann Pleite gemacht hatte und man sich keine eigene Wohnung mehr leisten konnte.

Eine hohe Frequenz hatte Engels' Briefwechsel mit Laura und Paul Lafargue, der zugleich Themen der französischen Arbeiterbewegung behandelte. Zu Recht weisen die Bearbeiterinnen und Bearbeiter auf die wichtige Stellung Laura Lafargues bei diesem Austausch hin. Engels' nahe Beziehung zu Eleanor Marx bekam seit 1889 eine zusätzliche politische Note dadurch, dass letztere eine aktive Rolle in Streikbewegungen spielte. Er konnte und wollte letztlich sein Vor-

haben, sich auf die Studierstube zu beschränken, nicht verwirklichen. Dass er dennoch in seinen letzten Jahren literarisch sehr produktiv war und tatsächlich den dritten „Kapital“-Band schließlich herausbrachte, ist Ausdruck großer Disziplin und Organisiertheit. Sie zeigt sich auch darin, dass Engels – Deutsch, Englisch, Französisch schreibend, Dänisch, Italienisch, Russisch lesend – in den Briefen jeweils zu gleicher Zeit sehr disparate Themen kompetent behandeln konnte.

Sehr zu loben ist die Einführung des Bandes. Hier ist eine Aufgabe gut gelöst, die um 1990 gestellt worden war. Die Einleitungen, die bis dahin geschrieben wurden, waren eben auch dadurch gekennzeichnet, dass die MEGA von zwei Partei-Instituten herausgegeben wurde. Künftig sollten sie nun „ideologiefrei“ sein. Zuweilen entstand danach der Eindruck, als sei da und dort Parteilichkeit durch individuelle Selbstdarstellung ersetzt worden. (Ein Extremfall: Bertram Schefolds Einführung zu Band II/15, an dessen Edierung er nicht beteiligt war. Er benutzte sie dazu, seine neoricardianische Position zu explizieren.) Nicht so in den Bänden III/12 und I-II/30. Die Texte sind hier streng auf die Charakterisierung der Briefe bezogen, ohne dass auf begründete Meinungsäußerung verzichtet wird.

In der Einführung zu III/30 wird die Vermutung geäußert, dass Engels' Briefpartner ihm immer wieder einmal gern nach dem Munde redeten, sogar Bebel. „Insgesamt scheint es so, daß Engels selten widersprochen wurde, zumal in politischen Fragen.“ (S. 701) Zu den Ausnahmen gehörten Paul Lafargue, Wilhelm Liebknecht und Hermann Schlüter. Ein Vergleich

der beiden Bände, deren Dokumente eine Generation auseinander liegen, macht einen Wechsel des Tons sehr deutlich: 1862 tauschte man sich mit großer Lebhaftigkeit unter Gleichen aus, jetzt wird eine Dominanz des nunmehr siebzigjährigen Engels von seinen Partnern nahezu durchgehend vorausgesetzt. Das mag es ihm erleichtert haben, auch private Dinge, die ihm nicht passen konnten, zu ignorieren. Wenn es um die Rosher-Familie und Aveling ging, war er blind oder stellte sich wenigstens so. Irgendeine ideologische Sonderentwicklung seines engsten Mitarbeiters, Bernstein, war zu seinen Lebzeiten offenbar nicht bemerklich – aber ein Jahr nach Engels' Tod veröffentlichte jener schon seine revisionistischen Auffassungen, die ihm doch nicht über Nacht zugeflogen sein werden.

Die größte Forschungsleistung der Briefbände steckt in den Erläuterungen. Hier geht es nicht um historischen Faltenwurf, sondern um Details, in denen aus der jeweiligen Tagessituation sich ergebende Bemerkungen, Zeitungsbereiche und Zitate verifiziert werden müssen. Das individuelle Profil der Bearbeiter(innen) kann dabei die Chance für Zusatzinformationen eröffnen. In Band III/30 gilt dies zum Beispiel für kenntnisreiche Ausführungen zur dänischen Arbeiterbewegung – kein nebensächliches Thema, handelt es sich dabei doch um Engels' Beurteilung der „kleinen“ Nationen. Die Einführung weist darauf hin, dass er seine ursprüngliche Ansicht, die ihnen keine große Bedeutung zumaß, im Laufe der Zeit revidiert hat. Ein Brief vom 18. Dezember 1889 an den dänischen Sozialisten Gerson Trier behandelt ein

Thema, das in den damaligen Diskussionen international große Wichtigkeit hatte: das Verhalten von Sozialisten zu linksbürgerlichen Oppositionsparteien. Engels macht klar, dass taktisches Zusammengehen mit ihnen kein Prinzipienverrat sei, sondern ein Mittel sein könne, eigenen Zielen näher zu kommen. Marx und er hätten dies bereits im „Manifest der kommunistischen Partei“ festgestellt. Der Brief ist nur als Entwurf überliefert und versehen mit insgesamt 68 Änderungen: Einfügungen, Streichungen, Ersetzungen von Passagen. Solche Varianten sind für Bearbeiterinnen und Bearbeiter immer eine Herausforderung, zumal in der MEGA nicht ein deskriptives, sondern ein diskursives Verfahren angewandt wird: Statt das Schriftbild gleichsam fotografisch wiederzugeben, soll die Entwicklung der Argumente bei den Änderungen nachgezeichnet werden. Insbesondere wenn es – wie hier – um wichtige Fragen geht, ist ein solches Herangehen reizvoll und lehrreich: Man sieht Engels gleichsam beim Denken zu.

So wie die Briefwechsel in diesen beiden Bänden aufbereitet werden, geben sie einen zugleich kleinteiligen und eine riesige Materialfülle umfassenden Einblick in den Alltag von Politik, Gesellschaft, sogar Privatheit im 19. Jahrhundert. Aufschlussreich sind hier auch die Briefe aus der deutschen Engels-Verwandtschaft: Mutter Elisabeth – in Band III/12 – und Bruder Hermann – III/30 – gehen wie selbstverständlich davon aus, dass Friedrich Engels Interesse an ihren Familiennachrichten zeigt, und dieser zeigt sich unverstellt aufgeschlossen dafür. Zugleich akzeptierte er die Anhänglichkeit des Konservativen Rudolf

Meyer, eines Schülers Hermann Wagener von der „Kreuzzeitung“. Zum Freundeskreis von Engels gehörten zwei auf je eigene Art wichtige Chemiker: Carl Schorlemmer aus Darmstadt, jetzt in Manchester, und Viktor Pauli. Ersterer aktiver Sozialdemokrat, letzterer immerhin Vorstandsmitglied der Höchster Farbwerke und Mitglied des Magistrats von Frankfurt am Main. Das Spektrum des Austauschs geht also über den Zentralbereich von Engels' Aktivitäten – Arbeiterbewegung – hinaus. Dieses Panorama und sein Wandel über Jahrzehnte wird sich in dem Maße komplizieren, in dem die Brief-Abteilung der Marx-Engels-Gesamtausgabe vorankommt.

Georg Fülberth

Rosa Luxemburg 1893 – 1906

Rosa Luxemburg, Gesammelte Werke, Band 6: 1893 bis 1906. Herausgegeben und bearbeitet von Annelies Laschitzka und Eckhard Müller. Mit einem Vorwort von Annelies Laschitzka, Karl Dietz Verlag, Berlin 2014, 992 Seiten, 49,90 Euro

Die Rosa-Luxemburg-Werkausgabe (GW) ist auf dem Weg zur Gesamtausgabe. Mit Erscheinen von „Band 6“ haben Annelies Laschitzka und Eckhard Müller als Editoren dieses und des noch folgenden siebenten Bandes im Weltkriegsgedenkjahr 2014 den ersten großen Schritt in diese Richtung gemacht. Band 8 mit den polnischen Schriften Rosa Luxemburgs bearbeitet Holger Pollit. Mit 990 Seiten einschließlich des von Laschitzka verfassten bisher umfangreichsten Vorwortes zu einem Band ist das jetzt der voluminöseste dieser

Reihe. Mit drei Ergänzungsbänden von insgesamt neun Werk- und sechs Briefbänden, deren letzter auch ein Ergänzungsband ist, wäre in absehbarer Zukunft das bisher bekannte Gesamtwerk der wohl bedeutendsten Sozialistin der II. Internationale erschlossen. Damit steht, wenn die Editoren so vital bleiben, wie es die Anstrengungen dieser Kärnerarbeit erfordert, das in dieser Arbeitsphase von der Rosa Luxemburg-Stiftung und dem Karl-Dietz-Verlag getragene Jahrhundertprojekt vor dem absehbaren Abschluss.

Der Band 6 erfasst bisher nicht veröffentlichte und neu aufgefundene schriftliche und durch zweite Hand aufgezeichnete mündliche Äußerungen aus dem Zeitraum 1893 bis 1906. Ab 1898 verdichtet sich das neue Material massiv, einschließlich weiterer „magerer“ Jahre 1900/1901, 1903/1904. Annelies Laschitzka definiert und erläutert dieses Material im Vorwort, würdigt und stellt es ausführlich in den Zusammenhang mit der Biografie der Urheberin und dem konkret historischen Hintergrund. Im Einzelfall wird der Leser auf besondere Arbeiten mit neuen Themen und Akzenten, auf neue biografische Erkenntnisse und brillante journalistische Leistungen Rosa Luxemburgs aufmerksam gemacht. Diese Hinweise lassen erkennen, dass sich die hochgebildete und vielseitig interessierte Rosa Luxemburg keineswegs nur auf die bislang von der Luxemburgforschung diskutierten Fragen fixierte, sondern ihre Themen sehr wohl breiter vor dem Hintergrund der zeitgenössischen gesellschaftspolitischen Diskussion, die auch innerhalb der Sozialdemokratie reflektiert

und mitgestaltet wurde, wählte. Das betrifft, wie im Vorwort hervorgehoben, auch ihre Differenzierung zwischen Glauben als zu respektierender Privatangelegenheit und repressive Staatspolitik unterstützender Kirche. Dass Rosa Luxemburg auch auf dem Themenfeld der Religionsgeschichte belesen war, teilt sie mit Karl Kautsky, Heinrich Cunow u. a., was beweist, dass zu dieser Zeit Marxisten nicht nur wie vor ihnen Friedrich Engels mit großem Interesse die Forschungsergebnisse des 19. Jahrhunderts zur Kenntnis nahmen, sondern diese auch als Teil der Erkenntnis- und Frühgeschichte des Sozialismus einzuordnen verstanden. Anzumerken ist hier, dass Rosa Luxemburg die erkenntnistheoretischen Wurzeln des Glaubens nicht mit naturwissenschaftlicher Blindheit, sondern allein mit dem Unverständnis gegenüber den sozialen Zusammenhängen begründet („Proletariat und Religion“, S. 406; „Antwort auf die Umfrage über Antiklerikalismus und Sozialismus“, S. 459), obgleich die Naturwissenschaften mit ihren gewaltigen Fortschritten seit Kant auch die Grenzen zwischen Wissen und Glauben sehr weit verschoben hatten.

Markant ist der auch im Vorwort zitierte Vergleich zwischen Arbeiterschutzgesetzgebung und den Jagdgesetzen („Bürgerliche Sozialreform und Sozialdemokratie“, 1901, S. 331 ff., hier S. 335). Diese Äußerung Rosa Luxemburgs zum Charakter der bürgerlichen Sozialreform ist beachtenswert. Zum einen charakterisiert diese Polemik eigenem Eingeständnis zufolge „drastisch“ die zu dieser Zeit international diskutierten bevölkerungs- und gesundheitspolitischen Bestre-

bungen der Industriestaaten, den gesundheitsschädigenden Auswirkungen der rasanten Großstadtentwicklung und extensiven Arbeitskraftausbeutung real abzuhelfen. Zum anderen wirft sie die Frage nach dem Charakter gleichartiger sozialer Bestrebungen der eigenen Partei und realistischer Maximalforderungen auf. Subjektiv waren die „bürgerlichen“ Befürworter, meistens Ärzte, einer zeitgemäßen Gesundheitspolitik, Arbeits- und Mutterschutzgesetzgebung ebenso wenig Zyniker, wie die sich dem gleichen Thema zuwendenden Sozialdemokraten deshalb objektiv Revisionisten waren. Damit stellt sich schon die Frage, in welchem Maße dieser Vergleich theoretische Abstraktion oder agitatorische Polemik war und vor allem, welches die linken Alternativen gewesen wären. Die von Laschitzka ausgewählten Beispiele zeigen einmal mehr, dass weder das ideengeschichtliche Potenzial des Werkes Rosa Luxemburgs noch die Themen ihrer Epoche der Arbeiterbewegung durch die bisherige Diskussion ausgeschöpft sind.

Anhand einiger Autografen aus dem Nachlass von Jürgen Kuczynski war es den Editoren darüber hinaus möglich, biografische Präzisierungen vorzunehmen. Dort fand sich z.B. ein aus dem Jahre 1897 stammender handschriftlicher Entwurf ihrer Klausurarbeit zur Lohnfondstheorie, mit der sie sich nach bisheriger Lesart erst viel später („Einführung in die Nationalökonomie“) befasst hatte. Und am Beispiel ihrer maßgeblichen Mitarbeit in der „Sächsischen Arbeiterzeitung“, der „Leipziger Volkszeitung“ und in der „Vorwärts“-Redaktion präzisierten die Editoren

Rosa Luxemburgs journalistische Entwicklung, die manchen besonderen Lesegenuss in dem Band ermöglicht.

Die Hervorhebungen im Vorwort können nicht den gesamten Erkenntnisneuwert und die Anregungen der 270 veröffentlichten Dokumente benennen. Der Benutzer der Ausgabe wird sich aus den Ergänzungsbänden in Verbindung mit dem Gesamtwerk, aber auch den Biografien, Antworten auf seine Fragen erschließen. Und diese Fragen erwachsen aus den Erfahrungen des Jahrhunderts nach Rosa Luxemburg. Faszinierend dabei ist, dass Rosa Luxemburg aus ihrem Blickwinkel zu ihrer Zeit entstandene Jahrhundertfragen gestellt und beantwortet hat, deren Antworten – mit dem Abstand der Gegenwart kritisch hinterfragt – immer noch inspirierend sind.

Eines der wohl relevantesten Themen unter den Bedingungen ungleichmäßiger industrieller und agrarischer Entwicklung sowie imperialer Konkurrenz dürfte die nationale Frage in instabilen multiethnischen Reichen sein. Diese Frage durchzieht das gesamte Werk Rosa Luxemburgs in den Stellungnahmen zur Orientfrage, zur polnischen Parteispaltung und damit auch zur Revolution in den Großstaaten, die den eurasischen Kontinent beherrschten. Die Marginalie „Abermals ‚Orientfrage‘“ (S. 84) verweist auf einen Streit Luxemburgs mit Wilhelm Liebknecht in der Armenienfrage. Grundlage dieser Notiz aus der „Sächsischen Arbeiterzeitung“ ist ihr Aufsatz „Die nationalen Kämpfe in der Türkei und die Sozialdemokratie“ (GW 1/2, S. 57), der wie andere in der wissenschaftlichen Diskussion bisher viel zu wenig Beachtung fand und im engen Kontext mit der 1908/1909 auf

Polnisch verfassten Schrift „Nationalitätenfrage und Autonomie“ steht (dt. Ausgabe Berlin 2012). Bemerkenswert im Zusammenhang mit den Armenischen Gräueln ist die Position Wilhelm Liebknechts, der sich bei der Beurteilung der Sachlage offensichtlich zu sehr von der offiziösen deutschen Politik und ihren Eisenbahnprojekten beeinflussen ließ. Dies beweist einmal mehr, wie schwer es für eine Oppositionsbewegung ist, ohne Herrschaftswissen Zusammenhänge zu durchschauen.

Die Hälfte der in Band 6 enthaltenen Schriften thematisiert den Ausbruch der Russischen Revolution 1905, die Rosa Luxemburg hier von Berlin aus reflektiert. Diese Arbeiten lesen sich wie ein früher Liveticker der Ereignisse, durchsetzt mit ihren Kommentaren. Im Zusammenhang mit den in Band 1/2. Halbband und Band 2 enthaltenen Beiträgen ist dieses Material in seiner Gesamtheit eine eindrucksvolle Dokumentation der ersten russischen Revolution und veranschaulicht zugleich, welchen Stellenwert dieses Ereignis im Denken und Handeln Rosa Luxemburgs eingenommen hat. Die Tatsache, dass sie die persönliche Gefährdung in Kauf nahm, um die Revolution auch vor Ort zu „genießen“, zeichnet diese junge Frau wirklich als Revolutionärin aus.

Die Geschichte der Luxemburg-Edition gleicht einem Politkrimi, den Annelies Laschitzka in ihrem Vorwort zu Band 6 mit Verweis auf ihre Vorbemerkungen zu den Nachauflagen der Bände 1/1 und 4 noch einmal streifend reflektiert. Indem sie Mutmaßungen, die hier in Rede stehende Reihe wäre ein „Oppositionsvorhaben“ gewesen, verneint, den Konsens zwi-

schen KPdSU- und SED-Führung sowie Institut für Marxismus-Leninismus und Forschungsgruppe hinsichtlich der Publikation bejaht, zugleich aber auch die Schwierigkeiten und Labilität dieses Konsens hervorhebt, reflektiert sie den letzten spannungsgeladenen Akt dieser von den wechselnden politischen Verhältnissen des 20. Jahrhunderts geschriebenen Dramaturgie. Bemerkenswert hierbei ist die Tatsache, dass das Konzept der Forschungsgruppe, die Exklusivität des „Leninismus“ als der imperialen Epoche entsprechende revolutionäre Richtung zu entzaubern, Spielraum fand. Der Preis für diesen Spielraum war Enthaltensamkeit gegenüber jeder Kritik an der bisherigen kommunistischen Rezeptionsgeschichte. Doch dafür gab es während der Entstehung der ersten fünf Bände ohnehin weder Kapazität noch Quellenzugang, wie Laschitzka im Vorwort erklärt.

So entstand das scheinbare Paradox, Rosa Luxemburg mit ihrer Kritik an Lenins Partei- und Revolutionskonzept gleichrangig neben ihn zu stellen und damit der Überhöhung Lenins entgegenzuarbeiten. Von den Kritikern des realen Sozialismus wurde dies de facto nicht wahrgenommen. Die kurzen Flitterwochen zwischen „Bürgerbewegten“ und Rosa Luxemburg in den Endachtzigern fanden nach dem Scheitern der DDR ihr Ende an der von Günter Radczun und Annelies Laschitzka herausgestellten Tatsache, dass Rosa Luxemburgs Kritik an Lenins Partei- und Revolutionspraxis weit geringer wog als ihre Kritik am Versagen der Sozialdemokratie und an der verspielten Chance, die durch den Weltkrieg ausgelöste Krise für radikale Reformen auszunutzen. Denn Rosa Lu-

xemburg verstand Lenins Revolutionspraxis durchaus als Reaktion auf die Sachzwänge der weltpolitischen Konstellation und maß dem Wagnis, mit der russischen Revolution die europäische auszulösen, welthistorische Bedeutung zu. Sie warnte „nur“ davor, unter den Umständen der notwendigen, aber ausbleibenden radikalen Reformen in Deutschland aus dieser Praxis eine Tugend zu machen und der dadurch zwangsläufig isolierten russischen Revolution Modellcharakter zuzusprechen.

Im Zusammenhang mit dem Revolutionsbegriff ist auf die beiden Rezensionen zu Kautskys „Soziale Revolution“ hinzuweisen („Sozialreform und soziale Revolution“, S. 437-439; „Am Tage nach der sozialen Revolution“, S. 440-443). Darin unterscheidet die Verfasserin zwischen Agitation, Propaganda und wissenschaftlicher Aussage. In der gebotenen Kürze gibt sie hier allgemein verständliche Definitionen für den Reform- und Revolutionsbegriff, die auch in der gegenwärtigen globalen Welt der deregulierten und sich jeder demokratischen Kontrolle entziehende Wirtschaft bedenkenswert sind und durch die Praxis durchaus bestätigt werden. Auch wenn sich heute im Rahmen der aktuellen Antagonismen andere sozialen Kräfte konfrontieren, stellen sich den politischen Parteien und Fraktionen der oppositionellen Kräfte immer noch die gleichen Fragen, die Rosa Luxemburg hier anspricht. Und dass ihr auch heute niemand ein durch die bürgerlichen Revolutionen geprägtes simples Verständnis der sozialen Revolution nachsagen kann, beweist die zweite Rezension. In ihren Augen bedeutete die Überwindung der Klas-

sengesellschaft eine ganze Epoche des sozialen und politischen Wandels oder sogar einen noch längeren historischen Zeitraum des Experimentierens und Überwindens immer wieder neuer Antagonismen. Zu dieser Überlegung kehrte sie kurz vor ihrer Ermordung wieder zurück. Nicht nur die Linke im weitesten Sinne des Wortes, sondern alle, die sich ernsthaft die Frage stellen, in welcher Welt wir zukünftig leben wollen, wären gut beraten, hieran anknüpfend die Diskussion zu führen. Rosa Luxemburgs Sozialismusverständnis enthält mehr Zukunftspotenzial als ihr alle Rezipienten, welcher ideologischen Couleur auch immer, bisher zugesprochen haben.

Annelies Laschitzka und Eckhard Müller bringen mit diesem und dem nachfolgenden Band der Luxemburg'schen Werke zum Abschluss, was im Politgerangel eines ganzen Jahrhunderts gedauert hat. Die Anstrengungen dieses letzten Rittes waren ohne Zweifel groß, aber, wie auch immer, sie waren auch eine Lebensentscheidung und dafür gilt beiden uneingeschränkter Respekt.

Hartmut Henicke

Zur Kritik der reinen Politik

Frank Deppe, *Niccolò Machiavelli. Zur Kritik der reinen Politik*, Papy-Rossa, Köln 2013, 529 Seiten, 29,00 Euro.

Obwohl er in seiner Streitschrift über die Erfolgserfordernisse von monarchisch Regierenden – den Verbrecher Cesare Borgia als Muster benutzend – deren Fähigkeit zu lügen und zu betrügen für unverzichtbar erklärte,¹

ferner in seinen Geschichtsbetrachtungen über die Machtmethoden republikanischer Regierungen in alter Zeit den Zweck alle Mittel heiligen ließ,² und dann noch in der dem Papst gewidmeten Historiographie seiner Heimatstadt Florenz rechtfertigend feststellte, dass man mit dem Rosenkranz in der Hand keine Herrschaft behaupten könne,³ war Machiavelli kein Machiavellist. Das haben u.a. Spinoza, Rousseau, Herder, Fichte, Hegel gewusst, und Marx hat in jungen Jahren aus Machiavellis wichtigstem Werk eindeutig demokratische Passagen exzerpiert. Anders freilich Preußens Friedrich II., der zwar in einem Pamphlet „gegen Machiavell, dieses Ungeheuer“ als Antimachiavellist posierte,⁴ dann aber ein Jahr später, als er seine Raubkriege begann, Machiavellismus praktizierte, wodurch er zum „Großen“ wurde.

Es ist das unbestreitbare Verdienst von Frank Deppe mit seiner nun in erweiterter Form vorliegenden Erstausgabe seiner Machiavelli-Analyse von 1987 diesem Großdenker, von vor fünfhundert Jahren historische Gerechtigkeit zuteil werden zu lassen. Das war und ist höchsterforderlich. Machiavelli gehört nämlich nicht nur zu den meistzitierten Denkern der politischen Ideengeschichte, sondern ist der vielleicht auch am meisten miss-

1976, S. 69, 96, 103.

² Machiavelli, *Discorsi* [1514-1520], Stuttgart 2007, S. 37.

³ Machiavelli, *Gesammelte Schriften*, Bd. 4, München 1925

⁴ Friedrich der Große, *Der Antimachiavell* [1739], Jena 1922, S. 94; vgl. Deppe, *Der Antimachiavell des Friedrich II.*, in: *Supplement der Zeitschrift Sozialismus*, Hamburg I/2013.

¹ Machiavelli, *Der Fürst* [1513], Leipzig

brauchte. Was wurde ihm nicht alles unterstellt und nun, wofür auch alles verwendbar zu sein: Zynischer Amoralist; Verantwortungs- statt Gesinnungsethiker; erfolgs- statt ideenorientierter Pragmatiker; tugendvergessener weil machtvessener Realo; Prä-Faschist und Prä-Bolschewist; Brückenschläger zwischen Hitler und Stalin. In neuerer Zeit auch andersherum: Machiavellis Verdienst bestehe nicht darin, eine zynische Decouvirung amoralischer Politik geliefert und unter dem Vorwand, den Fürsten Lehren gegen das Volk zu geben, tatsächlich die Völker gegen die Fürsten belehrt zu haben; der Machiavellismus praktiziere also genau das, was Machiavelli anprangere; Rechtsstaatlichkeit und Rechtsgleichheit seien die hauptsächlichen Ziele eines Staates à la Machiavelli, der entgegen allem Anschein ein Vordenker der pluralistischen, auf Menschenrechte gestützten Demokratie gewesen sei, ein „Theoretiker der partizipativen Parteidemokratie“⁵; womit wohl ein von den zu seiner Zeit Herrschenden Gefolterter zum Hausgott gegenwärtiger, zu imperialen Wohlstandszonen ausgedehnter und von demokratischem Ballast nebst „moralisierendem Schnickschnack“ befreiter Herrschaftsverhältnisse „befördert“ werden würde.

Solche und andere Subjektivismen der sich in den Vorhöfen der Macht wichtig fühlenden akademischen Politikberater – etwa: die Kanzlerin Merkel habe „ihren Machiavelli“ gut studiert,

und der Banker Ackermann habe ihn sogar „verinnerlicht“ – werden von Deppe angemessen auf ihren Subalternplatz verwiesen (S. 8). Doch nicht auf die Negation von Fehldeutungen, so erforderlich diese auch sein mag, beschränkt er sich. Indem er die Widersprüche in Machiavellis politischer Theorie als notwendige, ideologische Formen gesellschaftlicher Kräftekonstellationen in Krisenzeiten, auch von Formen des Widerspruchs zwischen objektiven historischen Entwicklungsprozessen und subjektiven Willensverhältnissen dechiffrierte (S. 54), hat er den Florentiner auch von dem Makel befreit, als freischwebende Intelligenz für jedermann und jede Sache, gewissermaßen beliebig benutzbar zu sein. In selbstbewusster Zugehörigkeit zur wieder wachsenden Gruppe marxistischer Gesellschaftsanalytiker, bei erforderlicher Bezugnahme auf Gramscis Machiavelli-Aufzeichnungen aus den Jahren 1932 bis 1934⁶, auch die Erkenntnisse der insbesondere von Walter Markov und Manfred Kossok begründeten Methodologie einer vergleichenden Revolutionsgeschichte der Neuzeit auswertend, hat der bewundernswert belesene und problembewusste Autor eine in ihrer Bedeutung weit über ihre unmittelbare Themenstellung hinausreichende Monographie vorgelegt.

Ungeachtet seiner differenzierenden Urteilskraft bietet Deppe dennoch eindeutige Standpunkte. Dessen wichtigster ist zweifellos seine Handhabung einer materialistischen Politikanalyse einschließlich einer Kritik an jeder Verselbständigung der politi-

⁵ So: Herfried Münkler, Geleitwort, in: Machiavelli, *Discorsi*, Stuttgart 2007, S. XX; dagegen: Volker Reinhardt, *Machiavelli*, München 2012, S. 373.

⁶ Antonio Gramsci, *Zu Politik, Geschichte und Kultur*, Leipzig 1980, S. 251-262.

schen von der ökonomischen und der medialen Macht innerhalb einer Gesellschaft. Politik sei eingebettet in jene Strukturen, die sich aus den Besonderheiten der Epoche und den jeweiligen Macht- und Kräfteverhältnissen zwischen den Klassen und den Staaten ergeben; sie dürfe niemals auf die reine Machtsicherung reduziert werden, denn der Kampf um die Macht im Staat oder zwischen den Staaten sei stets darauf gerichtet, die Ordnung von Gemeinwesen und damit die Herrschaftsverhältnisse allgemeinverbindlich zu gestalten, und Machiavelli, seinen Intentionen nach ein politischer Revolutionär (S. 225), sei genau deshalb ein Klassiker, weil er den harten Kern der Machtpolitik hinter der Fassade der ideologischen Legitimation von Herrschaftsverhältnissen gnadenlos ins Zentrum gerückt und keinen Zweifel daran gelassen habe, dass Politik in letzter Instanz ein Gewaltverhältnis von Klassen- und Staatengegensätzen ist. Machiavellis „Entdeckung“ der Autonomie des Politischen sei an die Krisenstruktur der Spätrenaissance gebunden, die seiner Meinung nach nur durch einen starken Staat nebst einer kenntnisreichen Handhabung seiner Machtmittel aufgehalten werden kann; die Erklärung der Gesellschaftsgeschichte aus weltimmanenten Faktoren mache jeden Rekurs, aber auch jede Hoffnung auf göttliche Wunder überflüssig; der Mensch sei dazu verurteilt, die Vergangenheit zu begreifen, um seine Zukunft zu gestalten. Werde allerdings die Lösung der Krise ohne gesellschaftliche Reform von Unten gedacht, dann manifestiert sich ein Machiavellismus als ein reaktionäres Konzept zur Verhinderung gesell-

schaftlicher Veränderungen mittels einer Diktatur zur Bewahrung der bestehenden Herrschafts- und Klassenverhältnisse (S. 12). In genauem Gegensatz zu jeder machiavellistischen Lesart Machiavellis zielt Frank Deppes Monographie darauf, die Größe Machiavellis durch die konsequente Historisierung seiner politischen Theorie zu bewahren (S. 514). Das ist ihm in bewundernswerter Weise gelungen.

Um, etwas ungewöhnlich, mit einem Machiavelli-Gedanken zur gegenwärtigen Ukraine-Politik Russlands angesichts der Imperialpolitik der USA und ihrer europäischen Vasallen zu enden: Im 15. Kapitel des *Principe*, in dem Machiavelli auch seine vielzitierte Zielstellung offenbart, dass er nicht Wahngelübten, sondern der wirklichen Wahrheit der Tatsachen („la verità effettuale delle cose“) nachzugehen vor habe, findet sich auch sein verallgemeinerbarer Gedanke, dass ein Herrscher, der unter unmoralisch handelnden anderen Herrschern selbst immer nur moralisch handelt, notwendiger Weise zugrunde gehen müsse.

Hermann Klenner

„Marburger Schule“

Lothar Peter, Marx an die Uni. Die Marburger Schule. Geschichte, Probleme, Akteure, PapyRossa Verlag, Köln 2014, 224 S., 14,90 Euro

Knapp formuliert Lothar Peter den Unterschied zwischen seiner Studie und einigen wenigen anderen Texten, die – wie etwa Heinz Jung 1994 in seinem Eintrag im ersten Band des HKWM – zumeist von einer „Abendroth-Schule“ sprachen: „erstens bezieht sie die (Marburger, RR) Sozio-

logie explizit mit ein und zweitens lässt sie die Marburger Schule nicht mit Abendroths Emeritierung enden.“ (20) Von einer „Marburger“ Schule zu sprechen macht für Peter Sinn, weil sich hier ein besonderer, dauerhafter Interaktionszusammenhang von Produzenten und Vermittlern wissenschaftlichen Wissens – also einer „epistemischen Gemeinschaft“ – konstituiert habe, der sich „zu institutioneller Stabilität, häufig räumlicher Bindung an bestimmte Standorte“ und dauerhafte Aktivitäten (Projekte, Publikationen, Tagungen etc.) verdichtete (10). Zwei Besonderheiten hebt er dabei hervor: die Akteure dieser Schule wollten „die konkreten gesellschaftlichen Verhältnisse ihrer Zeit nicht nur interpretieren, sondern auch explizit durch ihre wissenschaftliche Praxis verändern“ (19) und bei dieser Praxis handelte es sich „weniger um eine originäre paradigmatische Neuschöpfung (...) sondern vielmehr um die Rekonstruktion, Aktualisierung und Anwendung einer bereits vorhandenen Geschichts- und Gesellschaftstheorie, die ... aus dem ‚kollektiven Gedächtnis‘ (Maurice Halbwachs) verdrängt und intellektuell marginalisiert worden war: die marxistische Theorie.“ (14)

In der Entwicklung dieser Schule unterscheidet Peter drei Phasen. Sie beginnt mit der Berufung Wolfgang Abendroths an die Universität Marburg – „Allmähliche Konturbildung, 1951 bis Mitte der sechziger Jahre“ – als erste Phase, gefolgt von der zweiten Phase: „Ansätze einer ‚epistemischen Gemeinschaft‘ Mitte der sechziger bis Anfang der siebziger Jahre“. In ihrem Mittelpunkt steht das „Dreigestirn“ (Schäfer) Wolfgang Abendroth, Wer-

ner Hofmann und Heinz Maus. Ergänzend zu der in den vorliegenden Analysen der „Abendroth-Schule“ natürlich durchgängigen Betonung Abendroths als zentraler politischer und wissenschaftlicher Figur hebt der Verf. dabei zu Recht die beträchtliche Rolle einer informellen Gruppe hervor, die den starken Marburger SDS auch als intellektuellen Akteur deutlich prägte und repräsentierte. Zu ihr gehörte die große Mehrheit der in der Anfangskonstellation der entstehenden „epistemischen Gemeinschaft“ agierenden Personen (32-37, 101-107). „Erst jetzt bildete sich so etwas wie eine ‚epistemische Gemeinschaft‘ heraus, die auf der Aneignung sozialistischer bzw. marxistischer Theorie sowie eines die Grenzen des akademischen Feldes überschreitenden Engagements beruhte. Anerkennung der Theorie von Marx und Engels als Basis der eigenen wissenschaftlichen Arbeit, intellektuelle Loyalität gegenüber der Arbeiterbewegung, theoretische und praktische Mitwirkung an gewerkschaftlichen Aktivitäten, Solidarität mit antikolonialen Befreiungsbewegungen und Antikapitalismus stellten einige der Essentials des Selbstverständnisses dieser Gruppe dar.“ (102) In das Zentrum der dritten Phase „Kontinuität und neue Herausforderungen. Von der Emeritierung Abendroths bis Anfang der 1980er Jahre“ stellt Peter vor allem die Hochschullehrer Frank Deppe, Reinhard Kühnl, Georg Fülberth und Dieter Boris sowie weitere Wissenschaftler wie Karl Hermann Tjaden oder Peter Römer, die – ungeachtet aller Widersprüche oder Konflikte – wissenschaftlich mit „Marburg“ in Verbindung blieben oder sich ihm zurechneten (auch

wenn sie sich den Begriff der „Marburger Schule“ zum Teil bis heute nicht – oder heute nicht mehr – zu eigen machen würden).

In dieser „Dritten Phase“ liegt das Schwergewicht zunächst auf den 70er Jahren und den akademischen Institutionalisierungen der linken sozialwissenschaftlichen Marburger Schule. Allerdings hätte vielleicht der scharfe Bruch Mitte der 70er Jahre mehr betont werden müssen: eine personelle Erweiterung an der Marburger Hochschule selbst gelang nicht mehr. Eine relevante universitäre und auch im „Zentrum“ der Schule verankerte erweiterte Reproduktion war politisch unmöglich, so dass die Expansion der Institutionalisierung einer marxistisch-sozialistischen „epistemischen Gemeinschaft“ vor Ort frühzeitig nach einem knappen Jahrzehnt abbrach. Daher fand auch kein kontinuierlicher oder kohärenter Wechsel politisch-wissenschaftlicher Generationen statt. In der Schärfe ist dies für Schulenzyklen eher untypisch. Die Folgejahrzehnte sahen hochschulpolitisch nur noch eine Sicherung des Bestands, die seit den 80er Jahren in langsamen, langen Abbau überging. Die Gründe sind bekannt. Allerdings zeigt Peters Studie, dass diese dritte Phase begleitet gewesen ist von der Ausbildung und relativen Stabilisierung eines recht breiten Anschlussfeldes oder affiner Milieus von kleineren Institutionen, Medien, Projekten und Arbeitszusammenhängen jüngerer WissenschaftlerInnen (darunter nicht wenige auch in größeren Einrichtungen der politischen Bildung, Gewerkschaften oder Medien und auch der Wissenschaft wie dem IMSF), die vor allem themenpolitisch und kulturell

wie auch im generellen Wissenschaftsverständnis und der Einbeziehung verschiedenster marxistischer Positionen an den Grundorientierungen der Marburger Schule anknüpfen oder auch als Hochschullehrer eigene kritische, linke Profile ausbildeten. Auch an den zahlreichen Initiativen zur Gründung von bundesweiten kritischen, demokratischen und linken WissenschaftlerInnen-Initiativen, Fach- oder Berufsverbänden (Medizin, Psychologie, Informatik, Naturwissenschaftler etc.) waren einzelne Angehörige der Marburger Schule zum Teil führend beteiligt.

Die Entwicklung dieser Orientierungen in den Umbrüchen seit den 80er Jahren werden dann in den noch folgenden zwei weiteren Kapiteln behandelt: „Die Marburger Schule seit den achtziger Jahren“ und „Wissenschaftliche Schwerpunkte seit den neunziger Jahren“. Der Verf. versucht hier zu zeigen, dass wissenschaftliche Produktivität und politische Aktivität der Marburger Schule durchaus auf hohem Niveau blieben und die verbreitete Annahme, dass mit der Emeritierung Abendroths auch diese „epistemische Gemeinschaft“ rasch zerfallen sei, nicht zutrefte: die Totgesagten leben länger, zuweilen sogar in der schnelllebigen Wissenschaft. Das Spektrum der von Peter diskutierten Themen und Schwerpunkte reicht vom Historikerstreit (Kühl) bis zu den Analysen der Veränderungen in Lateinamerika (Boris) und den Bilanzierungen des „Epochenbruchs“ 1989ff. (Fülberth) bzw. des politischen Denkens seit Ende des 19. Jahrhunderts (Deppe). Im Unterschied zu den 70er Jahren kam es seit dieser Zeit jedoch kaum zu gemeinsamen

wissenschaftlichen Projekten und die wechselseitigen inhaltlichen Bezugnahmen waren sporadisch, ja selten – übrigens keine Besonderheit der Marburger Schule, auch die „Frankfurter Schule“ der kritischen Theorie entwickelte in ihrer späteren Phase eher wenig gemeinsame Arbeit an einem übergreifenden Theorieprojekt. Die internen politischen Präferenzen differierten ohnehin beträchtlich. Die „Community“ selbst mutierte mit der Zeit langsam zu einem „Netzwerk mit schwachen Verbindungen“ oder besser: die Schlüsselpersonen der Community bildeten eigene kleine Sub-Communities aus, die sich kaum überschneiden und eigene Präferenzstrukturen entwickelten. Das Feld der Marburger Schule faserte aus. Äußerst vorsichtig formuliert Peter dann, dass diese Schule „in den Jahren nach 2000 endete“ (12) – also insgesamt keineswegs eine bloß kurzatmige Verirrung in der bundesdeutschen Sozialwissenschaft gewesen sei.

Die Rede von „wissenschaftlicher Schule“ meinte zunächst, dass eine aparte Gruppe einem eigenen speziellen wissenschaftlichen Paradigma folgte und dabei über und zwischen „Generationen“ hierarchische gruppeninterne Vergesellschaftungsformen wirksam waren. Die mittlerweile erreichte Vielfalt der Vergesellschaftungsformen und externen Funktionszusammenhänge von Wissenschaft macht es wenig sinnvoll, den Begriff der „Schule“ derart nur auf das Vorliegen klar abgegrenzter Paradigmen und gruppeninterner Dominanzverhältnisse (Exzellenz, Avantgarden, Macht über Ressourcen, autoritatives Wissen etc.) zu beschränken. Die Charakterisierung der „Marburger Schule“,

wie sie Peter entwickelt, geht deutlich darüber hinaus. Es kommen zusammen (1) geteilte *kognitive*, besonders theoretische, konzeptionelle, paradigmatische und methodische *Orientierungen* in der *materialistischen* bzw. *marxistischen* Tradition – wobei es nicht um eine Neuerung, sondern um eine Erfindung oder Entdeckung praktisch gleichkommende Rekonstruktion, Aktualisierung, Weiterentwicklung und Anwendung eines extrem marginalisierten und verdrängten, fast immer diskriminierten und verloren gegangenen Ideenkörpers geht. Dabei war die Aneignung eines solchen Ideenkörpers immer verbunden mit sporadischen oder systematischen kritischen Bearbeitungen konkurrierender und „herrschender“ Gedanken – von Hofmanns „Sozialökonomischen Studientexten“ über Tjaden „Soziale Systeme“ oder seine von Peter nicht erwähnte frühe Analyse der „Klassenverhältnisse im Spätkapitalismus“ (zusammen mit Margarete Tjaden-Steinhauer), Kühnls „Faschismustheorien“, Boris zahlreiche Analysen zu Imperialismus und Unterentwicklung, Fülberths diverse Kapitalistiken bis hin zu Deppes großem Streifzug durch das „Politische Denken“ im 20. Jahrhundert. Die gemeinsame Ratio aber war „die gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse auf ihre politische Veränderbarkeit hin zu untersuchen“ (58). (2) Einander überlappende oder miteinander verknüpfte und anschlussfähige *Forschungsgegenstände*, die über längere Zeiträume bearbeitet und wechselseitig kommuniziert werden – Kapitalismusanalyse und Politische Ökonomie, Arbeiterbewegung und Gewerkschaften, Demokratie, Hegemonie und Herr-

schaft, Faschismus, Gesellschafts- und Klassenanalyse, Sozialismus. (3) Eine dezidiert normative, linke, sozialistische und *politisch-praktische* Orientierung der Forschungs-, Lehr- und Bildungstätigkeit nicht nur als bloße Legitimation nach außen, sondern als zentrale kulturelle Praxis und Sinngebung. Endlich (4) darauf aufbauend die Ausbildung gemeinsamer wissenschaftlich-praktischer *Identität* und eines Selbstverständnisses, dessen Figur zwischen organischem oder kritisch-autonomen Intellektuellen und politischem Akteur oszillierte.

Den wissenschaftlichen Kooperationsbeziehungen und Vernetzungen, die in diesem Kontext entstanden, geht Peter leider wenig systematisch nach, sieht man u.a. von einer kurzen Bemerkung zum Aufbau internationaler Kontakte ab (173, 188). Sie wären relativ leicht zu ermitteln und ein zusätzlicher Indikator für den tatsächlichen *Wirkungsgrad* dieser Marburger *epistemic community*. Dabei wäre auch der wissenschaftliche Einfluss innerhalb der Marburger Universität (Erziehungswissenschaften, Germanistik) zu berücksichtigen. Ein Beispiel ist das Wissenschaftsfeld Kultur – zu nennen wären u.a. Dieter Kramer, Gert Mattenklott und Günter Giesenfeld. Auch Sozial- und Politikwissenschaftler der Marburger Schule im engeren Sinn (!) waren damit befasst (etwa Heinz Maus, Lothar Peter, Herbert Claas, später David Salomon oder Ingar Soltý).

Peter vermerkt nüchtern Schranken, Selektion durch Prioritätensetzungen oder allerlei notorische strukturelle Defizite wie nicht wenige politische oder „theoretische Vorurteilsstrukturen“ (eine Formulierung von Alex Demiro-

vic mit Bezug auf die „Frankfurter Schule“): die anfangs deutliche, später zum Teil revidierte Ignoranz gegenüber den Traditionen des Feminismus und der Geschlechteranalyse wie auch generell der „subjektiven Dimension“ (123): „Zwischen der Analyse politökonomischer Entwicklungen zum einen und den politisch-ideologischen Tendenzen von Organisationen und Institutionen fehlt die gesamte Dimension des Handelns der Akteure, ihrer subjektiven Erfahrungen, Habitusformen, kulturellen und geschlechterbezogenen Wertorientierungen.“ (132f.). Weiter die auch mit dem Hinweis auf die makrosoziologische Herangehensweisen schwach begründete Blindstelle in Sachen empirischer Sozialforschung, die weitgehend fehlende Produktivkraft- und Technikanalyse, das merkwürdige Abebben der Bemühungen um Klassenanalyse (82), das Mensch-Natur-Verhältnis (97). Oft wird freilich übersehen, dass nicht wenige dieser Defizite mit der Zeit thematisiert und für spätere Vertreter der Marburger Schule in der Folgezeit Anlass für eigene Arbeiten wurden bzw. für einige Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, die der Verf. zu dieser Schule rechnet, bereits frühzeitig Thema waren. Aus ihrem Kreis kamen auch entsprechende Initiativen für publizistische (wie „Z“ oder „Forum Wissenschaft“) und wissenschaftliche Aktivitäten im weiteren Umfeld der Marburger Schule. Eine schwer zu entwirrende Mischung aus deutlichen politisch-administrativen Beschränkungen und selbstgewähltem Verzicht kam wohl zusammen, wenn es jenseits der Wissenschaftsinhalte um disziplin- oder hochschulpolitische Interventionen

ging. Einschlägige Aktivitäten blieben in aller Regel auf die Mühen der Fachbereichs- und lokale Universitätspolitik beschränkt, sieht man von den Aktivitäten im BdWi vor allem von Reinhard Kühnl und unterstützende Aktivitäten der Studierendenbewegungen ab. Allerdings gehörte zum Arbeitsprofil der Marburger Schule seit Abendroth auch der arbeitsaufwendige und mühevoll praktische Alltag einer partizipativen, *demokratischen Lehre* und einer möglichst humanen Prüfungspraxis, der weit entfernt war von der einstigen Willkür der Ordinarienuiversität und versuchte, sich aus einer Minderheitsposition den neoliberalen Positions-, Konkurrenz- und Exzellenzkämpfen der 90er und 00er Jahre entgegenzustellen. Tausenden von Studierenden dürfte dies in Erinnerung geblieben sein.

In einer Zeit, in der die „unternehmerische Hochschule“ geradezu zum universitären Standardmodell geworden ist, kann eine explizit auf politische Veränderung zielende Wissenschaft dadurch beim besten Willen nicht mehr die katastrophischen Untergangsschreie über die „kommunistische Unterwanderung“ herbeizaubern, die vor allem zwischen 1965 und 1975 gang und gäbe waren, bevor sie von der praktischen Kombination aus Berufsverbotspolitik und neoliberalen Versprechungen abgelöst wurden. Sie hatten allerdings auch mit dem Skandal der Affinität zur oder Organisation in der DKP zu tun. Peters nüchterne Beantwortung der Frage, warum „sich die Marburger Marxisten gerade von der DKP politisch angesprochen“ fühlten (136ff.) ist geradezu eine Erstaufführung. Er nennt die Präsenz

der DKP namentlich in der industriellen Arbeiterschaft, ihre Gewerkschaftspolitik und Bemühungen zur Kooperation zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten, die zwischen Reform und Revolution vermittelnde Programmatik der Partei, das Verständnis der DDR als Systemalternative, die Unterstützung antikolonialer und nationaler Befreiungsbewegungen und die Forderung nach Abrüstung. Sie wurde als Protestalternative wahrgenommen und hatte zeitweise großen Zulauf auch unter Jugendlichen. Ergänzt werden könnte diese Position mit dem Hinweis auf die kontinuierliche Rezeption einer Reihe beeindruckender theoretischer (vor allem ökonomischer und historischer) wissenschaftlicher Arbeiten aus der DDR. Wissenschaftliche Akzeptanz und auch Hochschätzung marxistischer Arbeiten aus der DDR wie des IMSF und politische Parteinahme kamen hier zusammen. Ob Peters Einschätzung Abendroths, wonach dieser „primär politisch und praktisch dachte“ (63), auch auf die Marburger Schule insgesamt übertragen werden kann, lässt er offen und belässt es dabei, als ihre Eigenart die kommode „Verbindung wissenschaftlicher Analyse und politischer Praxis“ auszumachen (205). Vieles spricht aber dafür, dass hier ein dauerhaftes „Asset“ der Marburger Schule lag, das ihre besondere Attraktivität entscheidend begründete. In der auch parteipolitischen Konstellation, wie sie sich mit dem Aufstieg des Neoliberalismus und dann nach 1989 allmählich herausbildete, stellte sich diese Frage kaum noch. Nicht nur Fülberth („Der große Versuch“), sondern auch Deppe („Jenseits der Systemkonkur-

renz“, „Fin de Siècle“) oder Boris mit seinen kritischen Einschätzungen des „Sozialismus des 21. Jahrhunderts“ versuchten, die 1989 entstandene Situation der „Defensive“ (203) und „Niederlage“ (Deppe) mit historischen und kapitalismusanalytischen Analysen aufzuarbeiten und neue politische Transformationen zu befördern. Nicht als Schule, aber als Maulwurf scheinen ziemlich viele Marburger noch unterwegs zu sein.

Lothar Peter hat ein präzises, höfliches, zutreffendes Buch geschrieben.

Rainer Rilling

Aide-Mémoire

Friedrich-Martin Balzer (Hg.), Heinz Dix, Justiz und Demokratie – Anspruch und Realität in Westdeutschland nach 1945 – gesammelte Schriften (1948 - 2013), Pahl-Rugenstein Verlag Nf. GmbH, 2013, 982 Seiten, 39,99 Euro

Als der Sammelband der Publikationen des 1924 geborenen Richters Heinz Dix im Herbst 2013 erschien, wurde in Deutschland gerade der „Fall Gurlitt“ diskutiert. Nur durch Indiskretionen war bekannt geworden, dass bayerische Behörden seit zwei Jahren auf einer Anhäufung von Kunstwerken saßen, die mindestens zum Großteil unter Ausnutzung der Notlage NS-Verfolgter zusammengetragen worden waren. Die Behörden konnten oder wollten nicht die juristischen Konsequenzen aus dem aufgedeckten Tatbestand ziehen. Dass der Umgang mit NS-Taten auch anders geht, bewies Heinz Dix als Ermittlungsrichter des Ausschwitz-Prozesses. Wie Werner Renz vom

Fritz-Bauer-Institut in einem Vortrag zur Vorgeschichte dieses Verfahrens feststellte, eröffnete Heinz Dix beim Landgericht Frankfurt am Main bereits drei Wochen nach Antragstellung und Übergabe von 52 Bänden Hauptakten mit 600 Vernehmungprotokollen und Schriftstücken weiterer 200 Zeugen die gerichtliche Voruntersuchung. Von August 1961 bis Oktober 1962 vernahm er die Beschuldigten zum Teil mehrmals sowie 129 Zeugen in der Bundesrepublik Deutschland und im (auch östlichen) Ausland und schloss die Voruntersuchung im Oktober 1962 ab, wobei die Zahl der Hauptakten um weitere 22 Bände und die Anzahl der Beschuldigten von 24 auf 28 angewachsen war. Zu Recht bezeichnete Renz die Bestellung von Heinz Dix zum Ermittlungsrichter als Glücksgriff. Dix war jedoch nicht nur ein Glücksgriff für den Ausschwitz-Prozess, sondern ein seltener Glücksfall und Lichtblick in der trüben Geschichte der westdeutschen Nachkriegsjustiz. Wie der Sammelband ausweist, war er als Jurist und Publizist einer der wichtigsten Anwälte für die Rechte aller, die durch NS-Verfolgung oder NS-Unrecht zu Schaden gekommen waren, seien es Juden, Kommunisten und Sozialisten, Sinti und Roma, Zwangsarbeiter, Deserteure und Kriegsdienstverweigerer, Homosexuelle oder aus religiösen Gründen Verfolgte, und zugleich hellsichtiger Kommentator der deutschen Geschichte seit 1945.

Der Sammelband ist Erinnerungshilfe und Geschichtsbuch, Chronik der Skandale oder besser des Skandals des Umgangs der Bundesrepublik und ihrer Politik mit der deutschen Ver-

gangenheit sowie deren Protagonisten, die vielfach zugleich Protagonisten des Skandals waren. Dux' Bilanz von 2004 unter dem Titel „Die Beschützer der willigen Vollstrecker“, vom Herausgeber Friedrich-Martin Balzer (neben der Dissertation aus dem Jahre 1948, einem höchst lezenswerten Beitrag zur Geschichte der deutschen Gewerkschaften) an den Anfang des Bandes gestellt, entlarvt weite Teile der westdeutschen Justiz in den entscheidenden Jahren als Schutzgemeinschaft der Nazi-Täter (kein Mitglied des Volksgerichtshofs wurde je bestraft). Als langjähriges Präsidiumsmitglied der Vereinigung der Verfolgten des Nazi-Regimes, als Gründungsmitglied der Vereinigung Demokratischer Juristen, als Mitherausgeber der Zeitschrift Demokratie und Recht (neben u.a. Wolfgang Abendroth und Helmut Ridder), als Gutachter in parlamentarischen Anhörungen, als stets bereiter Referent, kommentierte Dux nicht nur die bundesdeutsche Schähbigkeit bei der Wiedergutmachung gegenüber den NS-Opfern, den Ausschluss der Kommunisten von der Entschädigung, die Verbrechen der Ärzte und Psychiater in der sog. Euthanasie, die langjährige Verdrängung der Verfolgung und Vernichtung der Sinti und Roma. Der Band ruft die unsägliche Verjährungsdebatte in Erinnerung, thematisiert das Friedensgebot des Artikels 26 Grundgesetz, erinnert an die Initiativen der Friedensbewegung, stellt die Bedeutung der Nürnberger Prozesse heraus. Ausgestattet mit einem hervorragenden Gedächtnis und historisch beschlagen fielen Dux bei den Absurditäten aktueller Diskussionen und Argumentationsmuster stets die

treffenden Parallelvorgänge der Vergangenheit ein, nie verlegen um ein passendes Zitat. Wenn ihn der Herausgeber als „distanzierten Insider“ der bundesdeutschen Justiz bezeichnet, so war er Insider niemals im Sinne von zugehörig zum Kartell, distanziert niemals im Sinne von abgeklärt, sondern kompromisslos und ohne Rücksicht auf Konventionen. So wenn er z.B. der Rechtsprechung des Bundesgerichtshofs zügellosen rechtsfremden Irrationalismus vorwarf. Ob in rechtswissenschaftlichen Aufsätzen, durch ein (erstmal veröffentlichtes) Theaterstück in lyrischer Form oder durch journalistische Arbeiten, stets waren seien Beiträge eingedenk des deutschen Chauvinismus und der Möglichkeit der Wiederkehr des Schreckens, wobei seine Aktivitäten bis zur Gefährdung der eigenen Existenz führten. So versuchte die hessische CDU, ein Disziplinarverfahren nach dem deutschen Richtergesetz gegen ihn in Gang zu setzen u.a. wegen Unterzeichnung eines Aufrufs zum 30. Jahrestag der Befreiung von Faschismus und Krieg. Man wäre geneigt, zahlreiche Beiträge zu referieren, ließe es der für eine Rezension zur Verfügung stehende Raum zu. Hätte man vergessen, was einem an Deutschland seit Ende des Zweiten Weltkriegs missfallen hat und missfallen musste – nach der Lektüre des Sammelbandes wüsste man es wieder. Dem Herausgeber gebührt großer Dank für die offenkundig riesige Arbeit der Zusammenstellung dieses Kommentars der deutschen Zustände.

Joachim Schwammborn

Gewerkschafter: Kritische Haltung, fehlende Perspektive?

Richard Detje/ Wolfgang Menz/ Sarah Nies/ Dieter Sauer/ Joachim Bischoff, Krisenerfahrungen und Politik. Der Blick von unten auf Betrieb, Gewerkschaft und Staat, VSA Verlag, Hamburg 2013, 151 Seiten, 12,80 Euro

Die Studie „Krisenerfahrungen und politische Orientierungen“ von Richard Detje, Wolfgang Menz, Sarah Nies, Dieter Sauer und Joachim Bischoff will einen „Blick von unten auf Betrieb, Gewerkschaft und Staat“ ermöglichen. Sie schließt dabei an die Vorgängerstudie „Krise ohne Konflikt?“ an und setzt sich das Ziel, „tiefer Dimensionen von Alltagsbewusstsein“ der Beschäftigten im Verlauf der krisenhaften Entwicklung der letzten Jahre aufzuzeigen. Mit ihrer Studien wollen die Autoren Anregungen für weitere Diskussionen insbesondere auch über Interessen- und Handlungsorientierungen im Kontext von Krisen geben. Die Studie stützt sich auf zehn Gruppendiskussionen und zwölf Einzelinterviews mit insgesamt 70 Befragungspersonen aus der Metall- und Textilindustrie und aus der stationären Krankenpflege und dem Erziehungsbereich.

Um es gleich vorneweg zu sagen: Die Autoren betonen selbst, dass die Ergebnisse nicht bruchlos auf alle Beschäftigtengruppen verallgemeinert werden können. Neben der geringen Teilnehmerzahl muss bei der Bewertung der Ergebnisse besonders die Auswahl der Teilnehmer_innen ausschließlich aus dem Kreis „basisnaher“ gewerkschaftlicher Interessenvertreter_innen, die am Rande von gewerk-

schaftlichen Qualifizierungsmaßnahmen befragt wurden, berücksichtigt werden. Bei diesem Teilnehmerkreis kann generell ein höheres Maß an Organisationserfahrungen in betrieblichen Konflikten unterstellt werden als im Durchschnitt der Belegschaften.

Dies berücksichtigt, liefert die Studie einen wertvollen Beitrag zur Fundierung politischer und gewerkschaftlicher Handlungsstrategien unter den Bedingungen der gegenwärtigen Krise des Kapitalismus.

Die Autoren stellen in einem ersten Schritt Ergebnisse von Meinungsumfragen zur Krisenbetroffenheit zusammen und kontrastieren sie mit den Erfahrungen und Auffassungen betrieblicher Interessenvertreter_innen. Dabei gehen sie von der Erkenntnis aus, dass ohne Berücksichtigung des Betriebs als einem zentralen Ort der Krise ein tieferes Verständnis des Krisenbewusstseins der Beschäftigten nicht möglich ist.

Demoskopische Befunde der einschlägigen Meinungsforschungsinstitute zur Stimmungslage der Bevölkerung vermitteln ein widersprüchliches Bild. Eine deutlich Mehrheit der Befragten gibt an, von der Krise nicht oder nur gering betroffen zu sein und ist – jedenfalls auf kurze Sicht – durchaus zuversichtlich, was im deutlichen Kontrast zur Stimmung in den „Krisenländern“ steht. Die gängige Erklärung der Meinungsforscher hierfür ist, dass „die Schuldenkrise in Europa die Deutschen bisher kaum erreicht und für sie eher ein virtuelles Ergebnis ist“ (Allensbach). Dies wird so gedeutet, dass das „Systemvertrauen“ wieder zugenommen hat. Die Ergebnisse der vorliegenden Studie rela-

tivieren diese Einschätzungen.

Ein zentrales Ergebnis der Studie ist, dass es trotz schneller Überwindung des Einbruchs von 2008 bei den Untersuchungsteilnehmer_innen kein gewachsenes Vertrauen in das kapitalistische System à la Modell Deutschland gibt. Vielmehr dominiert die „Erfahrung eines zur Permanenz gewordenen Krisenverlaufs“. Dies liegt vor allem am permanenten Rationalisierungs- und Effektivierungsdruck in den Betrieben. Auch wenn es dem eigenen Betrieb zurzeit wirtschaftlich gut geht, bedeutet dies nicht ein Nachlassen dieses Drucks. Die Krise wird vielfach als machtpolitische Inszenierung gedeutet, bei der die Krise nur vorgeschoben wird, um im Betrieb weitere Rationalisierungsmaßnahmen durchzusetzen.

„Die betriebliche Prosperität schafft keine neuen Sicherheiten“ – auch bei guter wirtschaftlicher Situation bleibt der Druck auf die Arbeitskraft bestehen“ – so das Fazit der Autoren. Mit diesem Befund setzten sich die Autoren auch von den Ergebnissen der Jenaer Forschungsgruppe um Klaus Dörre ab, die bei ihren Untersuchungen festgestellt hatte, dass viele Stammbeschäftigte den Betrieb als sicheren Hafen erleben – nach dem Motto „guter Betrieb“ – „schlechte Gesellschaft“.

Trotzdem: Ob es möglich ist, durch aus verbreitete Formen „exkludieren der Solidarität“ zurückzudrängen, hängt stark davon ab, wie es gelingt, betrieblich und gesellschaftlich Widerstand gegen weitere Ausgrenzung und Deregulierung zu organisieren.

Bereits in der Vorgängerstudie haben die Autoren mit dem Begriff „adressatenlose Wut“ versucht, Krisenerfahrungen und Krisenverarbeitung zu be-

schreiben. Nicht einzelne Akteure wie das Management vor Ort oder „die Politiker“ werden von den Befragten als Verantwortliche der Krise angesehen, auch diese sind Getriebene, weil letztlich alle nur Systemvorgaben folgen. Realistische Alternativen zum Profitsystem werden nicht gesehen. Dies ist nach dem grandiosen Scheitern des Realsozialismus auch nicht anders zu erwarten.

Die in der Studie festgestellte durchweg kritische Haltung zu den betrieblichen und gesellschaftlichen Verhältnissen führt aber nicht einfach zu verstärkten Auseinandersetzungen im Betrieb. Die Befragten selber sehen sich in einem „Mobilisierungsdilemma“. Die Aktiven spüren zu wenig Unterstützung „von unten“. Durch den fehlenden Druck aus der Belegschaft fühlen sie sich in eine Art Stellvertreterpolitik gedrängt. Als Erklärungsmuster für die Passivität der Belegschaften wird neben der um sich greifenden Individualisierung der Interessenpositionen innerhalb der Belegschaft die Auffassung vertreten, dass es den „Leuten erst schlechter gehen (muss), damit sie sich bewegen“. Die Autoren der Studie weisen zu Recht auf die Problematik dieser Einschätzung hin. Hatte sich doch auf dem Tiefpunkt der Krise 2009/2010 gerade gezeigt, dass es insbesondere die Angst um den Arbeitsplatz ist, die lähmt.

Die mangelnde Beteiligung von unten, die die befragten gewerkschaftlichen Interessenvertreter_innen vermissen, führt bei ihnen andererseits zu höheren Anforderungen an Unterstützung durch die Gewerkschaft. Dies gilt sowohl für die betriebliche und Branchenebene als auch für die politische und gesellschaftliche Ebene. De-

regulierung und prekäre Arbeitsverhältnisse können nicht allein auf betrieblicher Ebene zurückgedrängt werden. Die Gewerkschaften sollen politischer werden. Sie sollen auch im politischen Raum die Interessen der Beschäftigten wahrnehmen, wobei der parteipolitischen Unabhängigkeit ein hoher Stellenwert eingeräumt wird. Dies ist auch Ausdruck einer zunehmenden „Verachtung des Politischen“. Von „der Politik“ werden Lösungen nicht mehr erwartet. Maßnahmen im Interesse der Beschäftigten können allenfalls durch Druck der Gewerkschaften durchgesetzt werden.

Nach Jahren der Deregulierung, von permanenten Restrukturierungs- und Reorganisationsprozessen und des Rückbaus der sozialen Sicherungsnetze ist es mühsam, Erfolge zu organisieren. Dass dies in Ansätzen möglich ist, zeigt sich beim Kampf gegen Leiharbeit und für einen gesetzlichen Mindestlohn. Gegenüber der Vorgängerstudie ist bei den befragten betrieblichen Aktiven ein deutlich geschärftes Bewusstsein für die Notwendigkeit der Eindämmung prekärer Arbeitsverhältnisse festzustellen. Die Ausgrenzungsprozesse gegenüber den Randgruppen der Belegschaft und gegenüber Arbeitslosen, die die Forschungsgruppe um Dörre bei ihren betrieblichen Befragungen festgestellt hat, sind also nicht in Stein gemeißelt.

Aufmerksamkeit verdient auch die These der Autoren, dass unter den Bedingungen der „permanenten Krise“ und der von den Beschäftigten verlangten „Ultraflexibilisierung“ die Sicherung der Arbeitskraft immer mehr ein einigendes Band zwischen den Beschäftigten unterschiedlicher Branchen werden kann. In Bezug auf den Druck,

der auf die Arbeitskraft ausgeübt wird und wie er das Bewusstsein der Beschäftigten prägt, zeigen sich deutliche Übereinstimmungen zwischen den untersuchten Produktions- und Dienstleistungsbereichen. Hier sind sicher ausbaufähige Ansatzpunkte für branchenübergreifende gewerkschaftliche Strategien (Gute Arbeit) zu sehen.

Am Schluss ihrer Untersuchung verweisen die Autoren auf die zunehmenden autoritären Tendenzen im gegenwärtigen Kapitalismus. Die „Verachtung des Politischen“ und die „adressatenlose Wut“, die sie als Ausdruck von Systemerfahrungen bei den Befragten festgestellt haben, können durchaus auch Anknüpfungspunkte für rechtspopulistische politische Bewegungen sein. Einen Königsweg für die „politische Revitalisierung“ durch „Demokratisierung von unten“ liefert die Studie selbstverständlich nicht, aber sie zeigt, wie sich Gegenwehr entwickeln kann.

Michael Boedecker

Anregungen für eine Revitalisierung politischer Bildungsarbeit in den Gewerkschaften

Heinz-J. Bontrup, Krisenkapitalismus und EU-Verfall, PapyRossa Verlag, Köln 2013, 231 S., 15,90 Euro

In einem Beitrag für das „Neue Deutschland“ stellt Hans-Jürgen Urban fest: „Auch die deutschen Gewerkschaften konnten (oder wollten?) keinen markanten Beitrag zur Stabilisierung oder gar Reaktivierung einer dezidierten Kapitalismuskritik leis-

ten.¹ Will man in den Gewerkschaften dieses Defizit ernsthaft beheben, muss man auch die Frage beantworten, welchen Stellenwert dort die *politische* Bildungsarbeit seit Ende der 1980er Jahre eingenommen hat und welche Rolle dabei die Vermittlung des nach wie vor vorhandenen Grundwiderspruchs zwischen Kapital und Arbeit spielte. Kapitalismuskritik ohne grundlegende Kenntnisse der politischen Ökonomie und deren Vermittlung in den haupt- und ehrenamtlichen Funktionsapparat der Gewerkschaften findet ihren Ausgangs- und Endpunkt in der Standortlogik des Kapitals und im dazugehörigen Co-Management.

Heinz-J. Bontrup hat im PapyRossa Verlag Ende 2013 ein kleines Buch vorgelegt, das sich mit Grundfragen der kapitalistischen Produktionsweise und deren Auswirkungen befasst. Dazu gehört es dann auch, sich mit ökonomischen Formeln und Statistiken zu beschäftigen, so wie dies in dem Buch getan wird.

In den Kapiteln 1. und 2. (kapitalistischer Produktions- und Akkumulationsprozess) lässt Bontrup keine Zweifel daran aufkommen, dass sich Kapital und Arbeit bis heute unversöhnlich gegenüberstehen, dass die kapitalistischen Strukturen den Lohnarbeiter auf der einen und den Eigentümer der Produktionsmittel auf der anderen Seite geschaffen haben. Aufbauend auf diese Erkenntnis zeigt er im 3. Kapitel (Wertschöpfungsprozess, Profitrate, Shareholder-Value-Prinzip, Kartellbildung und Monopolisierung) auf, wie

in der Produktion der Mehrwert entsteht und wie dieser verteilt wird. Weiterhin erläutert er die Doppelfunktion des Arbeitseinkommens und geht auf die Frage ein, wie sich die in der Produktion geschaffene Wertschöpfung am Markt realisieren lässt. In diesem Zusammenhang zeigt er die Funktionsweise des kapitalistischen Wettbewerbsprozesses auf, der in den letzten 20 Jahren durch eine Welle von Insolvenzen zu einem Verdrängungs- und Konzentrationsprozess geführt hat. Globalisierung und Liberalisierung sind für Bontrup nichts anderes als die schlichte Folge kapitalistischer Bewegungsgesetze die nach einer permanenter Expansion (Akkumulation) verlangen (60ff). Eingegangen wird bspw. auch auf die „einzelwirtschaftliche Rationalitätsfalle“, die aus Sicht des Kapitals die Löhne in den Betrieben möglichst niedrig halten will, dies dann aber andererseits zu Nachfrageausfällen der einheimischen Lohnarbeiter führt, die durch zusätzliche Auslandsnachfrage ausgeglichen werden sollen.

In Kapitel 4 geht Bontrup auf die Besonderheiten der Ware Arbeitskraft ein. Hier erläutert er Begrifflichkeiten wie Bruttoinlandsprodukt (BIP), Produktionsrate, Produktivitätsrate und Arbeitsvolumen und stellt sie in ihrer Beziehung zueinander dar. Anhand der historischen Entwicklung des Arbeitsmarktes in Deutschland und der damit verbundenen z.T. dramatischen Folgen für die ausgegrenzten und prekarierten Schichten, bezeichnet Bontrup die von den Unternehmerverbänden und ihrer „medialen Claqueure“ in den Raum gestellte Vollbeschäftigung als Volksverdummung. Er entwickelt in diesem Kapitel eine aus

¹ Urban, Die Rückkehr der Kapitalismuskritik, in: Neues Deutschland v. 25. 11. 2013.

seiner Sicht notwendige und ökonomisch machbare Konzeption für eine weitere kollektive Arbeitszeitverkürzung, mit dem Ziel einer 30-Stundenwoche (83ff).

In Kapitel 5 befasst sich Bontrup mit der Rolle des Staates in seiner „Ersatzrolle als Akteur auf dem kapitalistischen Spielfeld für eine im Akkumulationsprozess versagende Privatwirtschaft“ (94). Er geht auf die von den Neoliberalen gegeißelte Staatsquote ebenso ein wie auf die von den Neoliberalen zwar verteuflerte, aber im Zusammenhang mit Steuer- und Abgabensenkungen zu Gunsten der Gewinneinkommen und zu Lasten der Lohneinkommen in Kauf genommene Staatsverschuldung. Er erläutert außerdem die zu berücksichtigende Tatsache, dass den Schulden immer entsprechende Vermögenswerte gegenüberstehen und deshalb die politische Frage im Raum steht, wer für die Schulden aufkommen soll, der „Faktor“ Arbeit durch mehr Lohnsteuer, oder der „Faktor“ Kapital und die reichen Schichten durch eine stärkere Besteuerung der Gewinne und Vermögenswerte (114).

In Kapitel 6 werden die Entwicklungsphasen des Kapitalismus nach dem zweiten Weltkrieg aufgezeigt und in ihrer jeweils spezifischen Ausprägung dargestellt. Reflektiert werden hier das System von Bretton-Woods, dessen Zusammenbruch 1973 sowie die angebotsorientierte Politik von Ronald Reagan und Margret Thatcher. Für die Bundesrepublik verortet Bontrup ab Mitte der 1970er Jahre eine wirtschaftspolitische Wende „weg vom wohlfahrtsstaatlichen orientierten Keynesianismus hin zum marktradikalen Neoliberalismus“ (127). Er geht im Folgenden auf die Verschärfung des

neoliberalen Kurses, den Wegfall der Systemkonkurrenz und den Zusammenbruch der „New Economy“ im Jahre 2000, sowie auf die im Jahr 2007 in den USA einsetzende Finanz- und Wirtschaftskrise ein, deren verheerende Folgen bis heute nachwirken.

Behandelt wird weiterhin die Thematik von sinkenden Wachstumsraten und tarifpolitisch zeigt Bontrup die möglich gewordenen Verteilungsspielräume und die tatsächlichen Verteilungsverluste der Lohnarbeiter der vergangenen Dekade auf.

In Kapitel 7 wird die aktuelle Finanz- und Wirtschaftskrise behandelt. Bontrup erläutert hier die besondere Rolle der Finanzmärkte, die Geldpolitik der EZB und die Rolle der Banken in diesem Prozess und er geht auf den „Teufelskreis“ aus Umverteilung, Wachstumsschwäche und Arbeitslosigkeit ein. Weiterhin zeichnet er kurz die Politik der Europäischen Union seit Mitte der 1980er Jahre nach, mit all ihren politischen Fehlern und daraus resultierenden Katastrophen.

Im letzten Kapitel befasst sich Bontrup folgerichtig mit der Frage nach Alternativen zur herrschenden neoliberalen Politik in Europa und gibt Anregungen hinsichtlich einer wirtschaftsdemokratischen Konzeption, die durch eine Demokratisierung der europäischen Institutionen zu begleiten wäre. In diesem Zusammenhang sei eine völlig andere Wirtschaftspolitik zu konzipieren und er plädiert für eine Ausweitung gesetzgeberischer Regelungen bzgl. des Wettbewerbs- und Kartellrechtes, des Arbeits- und Umweltschutzes und der betrieblichen und unternehmerischen Mitbestimmungsgesetze.

Die Themen, die in diesem Buch behandelt werden, erschließen sich m.E. am Besten in der praktischen Reflexion und Analyse betrieblicher Fragestellungen (bspw. die Geschäftspolitik der Deutschen Post DHL², die kein Zufallsprodukt ist, sondern der Profitlogik des Kapitals folgt). Im Zusammenhang mit einer solchen Wissens- und Erkenntnisvermittlung wäre dann auch die Frage zu diskutieren, wie in den Gewerkschaften wieder stärker eine betriebsnahe politische Bildungsarbeit vorangebracht werden kann, so wie sie Harald Werner³ für die 1980er Jahre beschrieben hat.

Dem Buch ist eine weite Verbreitung als Lern- und Arbeitsbuch für die politische Bildungsarbeit in den Gewerkschaften zu wünschen. Gemeinsam mit dem neuen Buch von Harald Werner könnten hier m.E. viele Anregungen für die Entwicklung einer wirklich progressiven Bildungsarbeit gewonnen werden, vorausgesetzt, der Wille für eine entsprechende offene Debatte in den Gewerkschaften kann mobilisiert werden.

Falk Prahl

„Uns hat der Krieg behütet für den Krieg“

Arndt Weinrich, *Der Weltkrieg als Erzieher. Jugend zwischen Weimarer Republik und Nationalsozialismus* (Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte – Neue Folge, hrsg. von Ger-

hard Hirschfeld, Bd. 27), Klartext Verlag Essen 2012, 351 S., 39,95 Euro

Gern wird, dem Urteil des US-amerikanischen Diplomaten und Historikers George F. Kennan folgend, vom Ersten Weltkrieg als der „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts gesprochen. Auch wenn diesem Begriff etwas Naturgesetzliches, etwas anscheinend nicht zu Erfassendes und die Kriegsursachen letztlich Verklärendes anhaftet – er bezeichnet durchaus zutreffend jene außerordentlich weitreichenden, zerstörerischen und unmenschlichen Folgen dessen, was im August vor nunmehr 100 Jahren begann. Der direkte Zusammenhang zwischen Erstem und Zweitem Weltkrieg liegt auf der Hand, ebenso der mit dem Kalten Krieg. Nicht allein in der deutschen Gesellschaft offenbart sich die generelle Verschränkung dieser Kriege mit allen großen wirtschaftlichen, politischen und sozialen Auseinandersetzungen des vergangenen Jahrhunderts und auch unserer Zeit.

Seit einiger Zeit befassen sich Historiker speziell mit den geistig-mentalenen Auswirkungen des Krieges von 1914/18. Diese prägten weitgehend das Leben in der Weimarer Republik und beförderten in hohem Maße die Entwicklung hin zur hitlerfaschistischen Diktatur. Zudem wird die systemstabilisierende Rolle untersucht, welche das Instrumentalisieren des Gedenkens an Opfer und Folgen für das braune Regime auf dem Weg zum Zweiten Weltkrieg spielte. Jüngst erschienene Publikationen – u.a. die von Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich und Irina Renz – wären da zu nennen.

Aus dem Umfeld dieser Autoren

² Siehe Tim Engartner, Der große Postraub – Die Privatisierung der Bundespost und ihre Folgen, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 1/2014.

³ Harald Werner, Wie die Gedanken in die Köpfe der Menschen kommen, Köln 2013.

stammt auch das aus einer Dissertation hervorgegangene und hier vorzustellende Buch. Sein Verfasser untersucht vor allem die Formen und Inhalte sowie die mobilisierenden Funktionen des Gedenkens an den Ersten Weltkrieg, welches es – neben dem der Institution Schule – in den Jugendverbänden vieler Parteien gab. Gründlich analysiert er den intensiv betriebenen Kult um jene, die im Krieg „heldenhaft“ gekämpft hatten oder gefallen waren. Dieser Kult bestimmte nach seiner Auffassung weitgehend das Leben und Denken weiter Teile der organisierten Jugend vor allem in den letzten Jahren der Weimarer Republik und im Dritten Reich. Er bewertet ihn als „Multiplikator eines heroischen Männer- und Soldatenbildes“.

Der Band bietet eine Fülle an gründlich recherchiertem Material, entnommen vor allem aus diversen zeitgenössischen und systematisch ausgewerteten Zeitschriften, Leitfäden, Veranstaltungsprogrammen und -berichten. Wenngleich die Wiederholung gleicher oder ähnlicher Aussagen das Lesen nicht unbedingt erleichtert, so entsteht doch ein ernüchternder, zugleich erschreckender Gesamteindruck von Umfang und Wirkung zielorientiert betriebener Geschichtspolitik. Diese suchte rigoros alle Erinnerungen an den „Großen Krieg“ zu nutzen, um unter den männlichen, aber auch unter den weiblichen Jugendlichen Bereitschaft zum Selbst-Opfer in weiteren Kriegen bewirken zu können. Vermeintlich positive Werte wie Tapferkeit, Kameradschaft, Opferbereitschaft und Solidarität der Kriegs-„Helden“ wurden vehement umgedeutet und dienten als Grundla-

ge der Jugend-„Erziehung“.

Im Mittelpunkt der Darstellung steht die Rezeption des Krieges durch die *Hitler-Jugend* (HJ). Für den Titel dieses vierten Kapitels nutzte Weinrich die abschließende Zeile des Gedichts „Des Daseins Sinn“ von Baldur von Schirach, das 1929 entstand. Mit den Worten „behütet“ (oder auch „bewahrt“) für den Krieg zielte es auf eine kriegerische Revision der Nachkriegsverhältnisse und suggerierte, dass der verlorene Krieg in denen der Zukunft gleichsam rückwirkend gewonnen werden könne und müsse. Der Autor verfolgt detailliert, welche Konjunkturen und Verschiebungen es zwischen 1926 und 1945 in der Erinnerung der HJ an den Krieg gab und wie sich ein ausufernder Kult um die heldenhaft „Gefallenen“ entfaltete. Zugleich wird untersucht, welche Auseinandersetzungen um diese geistige Vorbereitung auf einen neuen Waffengang stattfanden. Bei diesen – es gab sie insbesondere zwischen der HJ und anderen Wehrverbänden – ging es vor allem um Deutungshoheit und politische Machtinteressen. Erstere, so der Verfasser, habe sich mehr und mehr selbst als Trägerin des „Vermächtnisses der Front“ in Szene setzen können und solchen Organisationen wie dem *Kyffhäuser-Bund* oder auch dem *Stahlhelm* jegliche Berechtigung abgesprochen, das Fronterlebnis als Legitimationsfolie für eigene politische Forderungen zu instrumentalisieren.

Der Leser findet im HJ-Kapitel oftmals Rückgriffe auf die – nach Meinung des Rezensenten interessanteren und wirklicher Neues bietenden – Kapitel zwei und drei. Hier stellt er das Helden- und Opfergedenken der späten 1920er und frühen 1930er

Jahre dar und analysiert, wie in bürgerlichen, christlichen und ansatzweise auch in sozialdemokratischen Jugendorganisationen – insbesondere der *Deutschen Freischar*, dem *Großdeutschen Jungmännerbund Deutschlands* und dem sozialdemokratischen *Jungbanner im Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold* – über den Ersten Weltkrieg, seine Ursachen und die deutsche Niederlage gedacht worden ist. Bemerkenswert eindeutig urteilt W. über die Gemeinsamkeiten und Übereinstimmungen, die es in allen nationalistisch sowie nationalsozialistisch agierenden Jugendverbänden gegeben hat. Allgegenwärtig waren auch in den untersuchten Verbänden ein mehr oder weniger striktes Bekenntnis zu Soldatentum und nationalistisch interpretierter Opferbereitschaft, ferner die Verklärung und Sakralisierung des Tötens und des Getötet-Werdens. Das Gefühl war weit verbreitet, man sei dem Vermächtnis der Opferhelden zu eigenem opferbereitem Heldentum verpflichtet. Natürlich fragt W. nicht allein nach den Schnittmengen von rechter und rechtsradikaler Ideologie, sondern auch nach den Unterschieden. In inhaltlicher Hinsicht lässt sich allerdings kaum originär faschistisches benennen. Mit Recht meint Weinrich, die Bedeutung beispielsweise von Gorch Fock, Hermann Löns und Walter Flex als im Ersten Weltkrieg gefallener Dichter sei kaum zu überschätzen. Vor allem Letzterer hätte einen bildungsbürgerlichen Kanon vorgegeben, der ein zeittypisches Kondensat aus nationalistischem Idealismus, sozialdarwinistisch-vitalistischer Kriegsbejahung, Sehnsucht nach Volkseinheit, bedingungsloser Hingabe des einzel-

nen für das Vaterland und opfermythischem Heldenkult darstellte. Als eine der wichtigsten Differenzen dieser Kreise zu den Nazis bezeichnet er neben deren rassistischer Ideologie die vehemente Mobilisierung zur Gewalt. Doch da beschönigt er wohl eher das Auftreten, die Auffassungen und die Wirksamkeit der zahlreichen paramilitärischen Organisationen, die zu Weimarer Zeiten neben der HJ agierten. Grundsätzlich schlussfolgert Weinrich aber völlig berechtigt, dass der 30. Januar 1933 „für die Weltkriegsrezeption der Jugend keine Zäsur darstellt. Vielmehr machte die HJ mit zentralen Elementen ihres Kriegs- und Heldengedenk-Diskurses ein weitgehend konsensfähiges Deutungsangebot, das gemeinhin nicht als NS-spezifisch betrachtet, sondern eher als selbstverständlich hingenommen wurde und damit – so kann vermutet werden – die Integration in die sich rapide zur Staatsjugend entwickelnden HJ erleichterte.“ (66) Im Vorwort zum Buch, das Ian Kershaw beisteuerte, heißt es, Hitler „hätte nicht allzu viele Zuhörer gefunden, wenn es nicht Millionen gegeben hätte, die bereit waren, wenigstens partiell seiner Diagnose des deutschen Missgeschicks und der seiner Ansicht nach notwendigen Abhilfe zuzustimmen. Der Band macht deutlich, wie sehr diese Bereitschaft auf die zahllosen Methoden und Praktiken zurückzuführen ist, mit denen die Nationalsozialisten das Trauma des Ersten Weltkriegs ausbeuteten.“

Den Band beschließt ein lesenswertes fünftes Kapitel über das militärisch sinnlose, indessen mythisch nahezu unvergleichlich verklärte Opfer, das junge und auch ältere Männer in der Schlacht bei Langemarck am 10. No-

vember 1914 bedenkenlosen Befehlen folgend gleichsam rauschhaft erbracht hatten. Auch hier enthüllt Weinrich die teils erbittert ausgefochtenen Machtkämpfe um die geschichtspolitische Deutungshoheit zwischen der HJ und der nazistischen Studentenorganisation. Dargestellt werden auch die Versuche, den Langemarck-Mythos als Mittel zur Überwindung von Konflikten zwischen den älteren Frontkämpfern und der jüngeren Generation zu nutzen. Dabei wurde letzterer „der ritualisierte, ehrfürchtige Kotau vor dem zeitlosen Heldentum der Soldaten der alten Armee“ abverlangt.

Alles in allem kann der Leser zu interessanten und überzeugend-verallgemeinernden Schlussfolgerungen gelangen. Beispielsweise belegt das Material eindeutig, dass sowohl die Zerstörung der Weimarer Republik als auch die Zustimmung einer großen Mehrheit der Deutschen zur Politik der regierenden NSDAP ermöglicht worden sind durch das nationalistisch geprägte, auch geistig und mental vorbereitete Bündnis zwischen den rechten bürgerlichen Parteien einerseits und den Nazis andererseits. Dem Band ist auch zu entnehmen, dass dieses Bündnis zustande kam trotz aller Erinnerungen an die Schrecken des Krieges, trotz allgemeiner Ablehnung von Kriegen und der lebhaft befürworteten Losung „Nie wieder Krieg!“ Kriegskritische und heroisierende Auffassungen hätten einander nicht ausgeschlossen, meint W. und erklärt, dass die weitgehende Kompatibilität von Kriegsverdammung und Glorifizierung soldatischer Opferbereitschaft „zum Signum der Weimarer Kultur“ gehört habe.

Der Frage, wie generell das Thema „Krieg“ und sein Platz in der Ge-

schichte der Menschheit von den Nazis als Mittel militaristischer Erziehung und Kriegsbereitschaft genutzt worden ist, wird nicht gestellt. Gelegentliche Einsprengsel und Anklänge an die in Bundesdeutschland landläufig vorgegebene These vom Zusammenspiel rechts- und linksextremer Parteien bei der Zerstörung der Weimarer Republik mögen eine dem Autor vielleicht als notwendig erscheinende Verneigung an den Zeitgeist sein – den quellengestützten Befunden und dem Dargestellten entsprechen sie nicht.

Manfred Weißbecker

Weißer Fleck der Faschismusforschung

Manfred Wichmann, Waldemar Pabst und die Gesellschaft zum Studium des Faschismus 1931-1934, Berlin, Edition Organon 2013, XXV / 276 S. (Bulletin für Faschismus- und Weltkriegsforschung, Beihefte, Hg. Werner Röhr, Bd. 8), 24,- Euro

Bis heute war die im Dezember 1931 gegründete und zwei Jahre später in den Nationalen Klub aufgelöste Gesellschaft zum Studium des Faschismus (GSF) ein weißer Fleck auf der Landkarte der historischen Faschismusforschung. Handelte es sich bei ihr nur um eine Randerscheinung im vielstimmigen Konzert der Mobilisierung zur „nationalen Erhebung“ oder stellte sie eine einflussreiche Schnittstelle im Geflecht der politischen Klubs, Pressiers Groups, Kampfbünde und Parteien dar, in der sich die Ambitionen des italienischen Faschismus auf den Export seines seit dem Umsturz von 1922 entwickelten Herrschaftsmodells

zur Geltung brachten? Oder verbargen sich hinter der GSF lediglich die irredentistischen Ambitionen ihres geschäftsführenden Vorsitzenden, des faschistischen Umstürzlers und Rüstungslobbyisten Waldemar Pabst, der sich dank seiner Verdienste bei der Liquidierung der deutschen Novemberrevolution und seines anschließenden Engagements beim Kapp-Lüttwitz-Putsch und bei der mit den italienischen Interessen abgestimmten Organisation der österreichischen Heimwehr den Ruf eines allzeit bereiten „Stabschefs“ der europäischen Konterrevolution erworben hatte?

Diese Fragen lassen sich nun dank der von Manfred Wichmann vorgelegten Untersuchung hinreichend beantworten. Es handelt sich um die überarbeitete Fassung einer aus langjährigen Forschungen hervorgegangenen und von Wolfgang Wippermann betreuten Promotionsarbeit, die an der Freien Universität Berlin angenommen wurde. Im einleitenden Kapitel referiert der Verfasser zunächst die deutsche Rezeption des italienischen Faschismus seit 1922 und insbesondere seit dem Ausbruch der Weltwirtschaftskrise, wobei er die Debatte über ihren möglichen Vorbildcharakter in den Mittelpunkt rückt. Danach porträtiert er die drei Schlüsselakteure der GSF, nämlich ihren treibenden Motor Waldemar Pabst, den als Galionsfigur fungierenden Herzog Carl Eduard von Sachsen-Coburg und Gotha sowie Giuseppe Renzetti, der in Berlin als Geheiminformant Mussolinis und Präsident der Italienischen Handelskammer aktiv war. Im dritten Kapitel rekonstruiert Wichmann die Gründungsgeschichte und den organisatorischen Aufbau der GSF und analysiert an-

schließend die soziale Zusammensetzung ihrer etwas mehr als 100 ordentlichen sowie etwa 220 Studienmitgliedern, die den politischen, publizistischen, wissenschaftlichen, wirtschaftlichen und militärischen Funktionsebenen angehörten; sie waren ausnahmslos in den durch die „Harzburger Front“ gebündelten nationalkonservativ-faschistischen Organisationen zur autoritär-revanchistischen Beseitigung des Weimarer Status Quo aktiv. Im vierten Kapitel nimmt der Autor die Aktivitäten der GSF unter die Lupe: Sie wiesen sie mit ihren exklusiven Vortrags- und Diskussionsabenden sowie – wenig aktiven – Arbeitsgruppen als „Politischen Club“ aus, in dem sich die Repräsentanten der Funktionsebenen mit den arbeits- und sozialpolitischen, wirtschaftspolitischen und paramilitärischen Aspekten des italienischen Faschismus und den sich auf diesen Feldern ergebenden Fragen einer Übertragbarkeit auf die deutschen Verhältnisse auseinandersetzten. Hier handelte es sich um das Kernanliegen, das die Existenz der GSF im vielschichtigen institutionellen Geflecht des „nationalen Aufbruchs“ spezifisch legitimierte, und deshalb war der Verfasser gut beraten, als er diese Problemstellung im anschließenden fünften Kapitel auf die Analyse der Publizistik einiger in Fragen der „Übertragbarkeit“ des italienischen Modells besonders engagierter GSF-Mitglieder – darunter Ernst Wilhelm Eschmann und Gerhard Albrecht – ausdehnte. Das letzte Kapitel ist dem Schicksal der GSF nach der am 30. Januar 1933 erfolgten Etablierung der Regierung Hitler-Papen-Hugenberg gewidmet. Wichmann weist nach, dass die GSF für die überwiegende Mehrheit ihrer Mitglieder dysfunktional

wurde, weil diese nun in erheblichem Ausmaß in die politischen, wirtschaftlichen und militärischen Machtapparate aufrückten und infolgedessen – so wie auch ihr herzoglicher Vorsitzender – die Agenda der GSF für erfolgreich abgeschlossen hielten. Diese Auffassung teilte jedoch eine qualifizierte Vorstandsminderheit – darunter der geschäftsführende Vorsitzende Waldemar Pabst und der Unternehmer Friedrich Minoux – keineswegs. Sie hielten im Gegenteil gerade jetzt die Stunde der GSF für gekommen und gründeten einen Aktionsausschuss, der die Koalitionsregierung des „nationalen Aufbruchs“ beraten sollte. Daraus wurde jedoch nicht viel. Wichmann hat in den Überlieferungen lediglich Diskussionsprotokolle zur Einflussnahme auf die Beschäftigungspolitik des neuen Regimes lokalisieren können, deren Ergebnis Minoux schließlich beim Reichsarbeitsministerium einreichte; sie wurden dort aber offenbar nicht zur Kenntnis genommen. Ganz offensichtlich hatte die Gruppe um Pabst den Anschluss verpasst. Ende Dezember 1933 beschloss der Vorstand die Selbstauflösung und überführte seine noch aktiv verbliebenen Mitglieder als „Faschistische Studiengesellschaft“ in den Nationalen Klub. Dort verloren sich ihre Spuren dann neun Monate später, als Pabst das Büro kündigte. Zuvor war ein knappes Dutzend früherer GSF-Mitglieder in die Fänge der Greif- und Killertrupps des 30. Juni 1934 geraten, die im Auftrag der NS-Führung die bis zu diesem Zeitpunkt noch verbliebenen Kontrahenten innerhalb des nationalkonservativ-faschistischen Lagers beseitigten. Auch Pabst wurde verhaftet, jedoch wenige Tage später nach der Interven-

tion seiner Freunde und Kameraden wieder auf freien Fuß gesetzt.

Soweit der orientierende Überblick über die Forschungsergebnisse Wichmanns. Seine Untersuchung gewinnt durch eine dem Anhang beige-fügte Gruppe von Schlüsseldokumenten aus der Feder Pabsts sowie einen mustergültig erstellten Apparat zusätzlich an wissenschaftlichem Wert. In methodischer Hinsicht hat sich Wichmann die soziologische Netzwerkanalyse zu Eigen gemacht. Dieses Verfahren hat sich in den vergangenen Jahren in der historischen Forschung breit durchgesetzt, weil es die Herausarbeitung der Spezifik und der Bedeutung kleinerer Verbände, Kampfbünde, Vereine und Lobbygruppen unterhalb der „großen“ institutionellen Komplexe der politischen Sozialgeschichte ermöglicht. Anhand dieses Verfahrens kann der Verfasser überzeugend nachweisen, dass es sich bei der Gesellschaft zum Studium des Faschismus keineswegs um eine – wie der Name und auch die Satzung suggerierten – harmlose akademische Vereinigung, sondern um einen hoch motivierten Politischen Klub handelte, der den auf eine autoritär-faschistische Variante der Krisenüberwindung setzenden deutschen Funktionseliten eine Plattform bot, auf deren Grundlage sie die mögliche Vorbildfunktion des italienischen Faschismus abklären konnten. Insofern handelte es sich um eine typische organisatorische Schnittstelle, die ihre Mitglieder aus dem gesamten Spektrum der politischen Rechten rekrutierte und dezidiert darauf hinarbeitete, durch einen am italienischen Modell orientierten Brückenschlag den für den politischen Umsturz erforderlichen Homogenisierungsprozess zu erleich-

tern.

Durch ihre erfolgreich umgesetzte Orientierung an diesem methodischen Ansatz zeigt die Untersuchung Wichmanns aber auch die Schwachstellen der soziologischen Netzwerkanalyse auf. Letztlich lässt sich die tatsächliche politische Bedeutung der GSF für den Umschlag der Weimarer Präsidialkabinette zur NS-Diktatur nur dann einschätzen, wenn die Netzwerkanalyse mit anderen Verfahren der historischen Forschung kombiniert wird. Dazu gehört meines Erachtens erstens die historische Komparatistik: Wie schneidet die GSF ab, wenn sie mit anderen typischen Netzwerkstrukturen der nationalkonservativ-faschistischen Lagers verglichen wird, innerhalb derer die deutschen Funktionseliten den Diskurs um die Ziele und Modalitäten des autoritären Umbruchs vorantrieben? Aus einem Vergleich mit einigen typischen Parallel- und Konkurrenznetzwerken könnten darüber hinaus auch Rückschlüsse auf die Relevanz oder Irrelevanz der GSF für die späteren Karrieren so exponierter Mitglieder wie Hermann Göring, Hans-Heinrich Lammers, Hans Frank, Hjalmar Schacht, Walther Funk, August Heinrichsbauer und andere gezogen werden. Und daraus ließe sich dann drittens die besonders wichtige Frage ableiten, inwieweit sich die innerhalb der GSF geführten und protokollierten Debatten über die „Kompatibilität“ des italienischen Faschismus mit dem deutschen das spätere Handeln dieser Akteure wirklich beeinflusst haben. Zu diesem Zweck hätte Wichmann die in dieser Hinsicht durchaus aussagekräftigen Personalakten des ehemaligen Berlin Document Center konsultieren können.

Des Weiteren hätte es ein solcher komparativer Ansatz dem Autor erleichtert, sich um eine möglichst durchgängige Kontextualisierung seines Untersuchungsobjekts zu bemühen. An Ansätzen dazu fehlt es keineswegs, wie etwa die Überlegungen Wichmanns über das doch recht selbstbewusste wie spezifische Selbstverständnis des faschistischen Europäers Waldemar Pabst oder über das rasante Tempo der Ausschaltung der Koalitionspartner des Hitler-Papen-Hugenberg-Regimes durch die NS-Führung belegen. Dabei handelt es sich jedoch nur um sporadische Exkurse. Infolgedessen entgeht dem Verfasser beispielsweise, dass es unterhalb der „großen“ Aktionsebene der „Einschaltung“ wichtige Unterströmungen gab, in denen die korporatistisch-ständestaatlichen und mit den nationalkonservativen Restaurationsbestrebungen verwobenen Tendenzen einer „italienischen“ Variante weiterexistieren, bevor sie ab Frühjahr 1934 durch den uneingeschränkten Primat der Hochrüstung und der beschleunigten Kriegsvorbereitung eliminiert wurden. Hätte sich Wichmann um eine stringente historische Kontextualisierung bemüht, dann hätte er vielleicht auch eine plausible Erklärung dafür gefunden, warum sich Waldemar Pabst, der unumstrittene Spiritus Rector seines Untersuchungsobjekts, im Spätherbst 1931 so schnell von einen – offensichtlich mit seinen italienischen Mentoren abgesprochenen – Visionen einer sich europaweit etablierenden „Weißen Internationale“ verabschiedete und zu einer alles in allem doch recht betulich daherkommenden Mini-Ausgabe in Gestalt der Gesellschaft zum Studium des Faschismus herbeiließ. Und

schließlich hätte der Verfasser anhand einer genauer kontextualisierenden Analyse der Veranstaltungsprotokolle nachweisen können, dass es dem Vorstand der GSF nicht gelang, seine auf die Liquidierung der Weimarer Republik setzenden Mitglieder von der Stringenz zentraler Charakteristika des italienischen Faschismus – insbesondere seines Milizsystems und des Aufbaus eines starken staatlichen Wirtschaftssektors – zu überzeugen. Meines Erachtens war dies der entscheidende Grund, der die um Pabst und Renzetti gescharten Aktivisten der GSF daran hinderte, rechtzeitig mit einem eigenen Aktionsprogramm hervorzutreten und sich offensiv in die Gestaltung des faschistischen Umsturzes einzumischen.

Doch sind dies Fragen, die heutzutage nur noch die Fachleute der historischen Faschismusforschung tangieren, und deshalb will ich sie hier auch nicht weiter ausbreiten. Dass die Lektüre der von Wichmann so entlegen veröffentlichten Studie dessen ungeachtet ein politisches „Muss“ ist, ist den aktuellen Zeitläuften geschuldet. 1933/34 gelang es der NS-Führung ohne große Mühe, die in der Gestalt Pabsts, Renzettis und vieler anderer Akteure verkörperte Vision eines europaweit koordinierten faschistischen Herrschaftssystems zu marginalisieren. Wer sich kritisch mit den gegenwärtigen europaweiten Koordinationsbestrebungen des Neo-Faschismus beschäftigt, bemerkt schnell, dass die Kenntnis der u.a. in der GSF verkörperten europäischen Variante einer faschistisch-neokonservativen Symbiose heute wieder hochaktuell ist.

Karl Heinz Roth

Kolonialismus und Siedlergesellschaften

Thomas Kiefer, Die britischen Kolonien Kenia, Nord- und Südrhodesien in der Entkolonialisierung 1945 – 1965. Politische Strukturen von Siedlergesellschaften in der Krise, Schriftenreihe der Stipendiatinnen und Stipendiaten der Friedrich-Ebert Stiftung, LITVerlag, Münster 2013, 416 S, 44,90 Euro

Was genau den Autor bzw. dessen Doktorvater dazu bewogen hat, die ehemaligen britischen Kolonien in Ostafrika bzw. in Zentralafrika gemeinsam zu behandeln ist unklar. Zwar hatten Zimbabwe (Südrhodesien), Nordrhodesien (Sambia) und Njassaland (Malawi) kolonialpolitisch gewisse Gemeinsamkeiten (u.a. der Versuch zur Bildung einer zentralafrikanischen Föderation in den 1950er Jahren), Kenia hat aber definitiv eine völlig andere Entwicklung genommen. Dafür klammert der Autor Njassaland völlig aus. Ein roter Faden oder eine seriöse erkenntnisleitende Fragestellung ist nicht sichtbar. Der in der Einleitung aufgestellten These: „In beschränktem Umfang kann die Geschichtsforschung zu Kolonialismus und Dekolonisierung dazu beitragen, die Ursachen für heutige Probleme der ehemaligen Kolonien darzustellen“ (7) nachzugehen wäre interessant gewesen, das wird vom Autor aber noch nicht einmal versucht. Dies wäre im Übrigen auch von der Anlage der Untersuchung her unmöglich gewesen: Der Autor analysiert die politischen Strukturen der kleinen, letzten

Endes nur einige zehntausend Menschen zählenden Siedlergesellschaften penibel. Dagegen werden die beiden anderen kolonialpolitischen ‚player‘, nämlich die Gesellschaft des kolonisierenden Großbritannien einerseits und vor allem die der afrikanischen Mehrheitsgesellschaften andererseits nur oberflächlich behandelt. Daher kann das Buch auch kaum einen seriösen Beitrag zu einer eingangs erwähnten Debatte leisten, nämlich ob es sich bei der Entkolonialisierung um einen von den ‚Mutterländern‘ mehr oder weniger planmäßig gesteuerten Prozess handelte oder ob er das Ergebnis des Freiheitskampfes der afrikanischen Völker gewesen war: Die Afrikaner als politisch handelnde Gruppen werden nur gelegentlich und sehr summarisch erwähnt.

Die gemeinsame Behandlung von Kenia, Südrhodesien und Nordrhodesien (nicht aber Njassaland) ist auch deshalb kaum nachvollziehbar, weil der Charakter der jeweiligen Siedlergesellschaften, um die vor allem es dem Autor geht, völlig unterschiedlich war: Während in Kenia, in geringerem Maße in Südrhodesien, die Landwirtschaft im Vordergrund stand und die Siedlergesellschaften mehrheitlich aus Farmern bestanden, die sich längerfristig ansiedeln wollten, handelte es sich bei den Weißen in Nordrhodesien vielfach um Ingenieure und Facharbeiter, die im Kupferbergbau rasch Geld verdienen und nach Europa zurückkehren wollten (285). In Kenia und in Südrhodesien verteidigten die weißen Siedler vor allem den exklusiven Zugriff auf Land, während in Nordrhodesien die Privilegierung der Europäer in der Minenindustrie im Vordergrund stand. Entsprechend stehen die

abwechselnd geografisch und chronologisch geordneten Abschnitte des Buches weitgehend unverbunden nebeneinander, was es dem Leser schwer macht, ein Bild der einzelnen Kolonien zu gewinnen.

Für die kleinen Siedlergesellschaften (es ist bei den Zahlen – maximal 200.000 in Südrhodesien bzw. 70.000 jeweils in Kenia und Nordrhodesien – in Rechnung zu stellen, dass nur ein Teil dort dauerhaft lebte) ging es bei den vom Autor liebevoll und detailliert geschilderten politischen Auseinandersetzungen fast ausschließlich um die Frage, wie man als kleine Minderheit die wirtschaftliche und politische Vorherrschaft gegenüber der afrikanischen Mehrheit sichern könnte. „Liberale“ Strategien der partiellen Einbindung von relativ privilegierten Gruppen standen „konservativen“ (373) Herrschaftsmodellen gegenüber, die sich mehr oder weniger am südafrikanischen Beispiel der Gewaltherrschaft und der Ausgrenzung orientierten. Dass die Siedlergesellschaften keinen einheitlichen politischen Block bildeten, sondern dass es eine starke „politische Binnendifferenzierung“ (367) gab, belegt der Autor mit großem Aufwand – ein Ergebnis, das angesichts der prekären Stellung der Siedler aber kaum überraschen kann. Warum sich in Kenia, Nordrhodesien (und auch Njassaland) letzten Endes jene Fraktionen durchsetzten, die die Vorgaben der britischen Regierungen, für welche die Kolonien politisch und wirtschaftlich zur Belastung geworden waren, nolens volens akzeptierten, während in Südrhodesien die Scharfmacher siegten, wird in der Arbeit leider nicht deutlich. Aber selbst die detaillierten und gut belegten Analysen

der politischen Strömungen innerhalb der Siedlergesellschaften, eigentlich eine Stärke des Buches, hängen gewissermaßen in der Luft, weil die entsprechenden politischen Entwicklungen in der afrikanischen Gesellschaft, auf welche die Siedler sich ja beziehen mussten, nur sehr oberflächlich geschildert werden.

So ist der Erkenntnisgewinn des Buches trotz fleißiger Quellenarbeit sehr begrenzt. Immerhin bleibt festzuhalten, dass die britische Kolonialmacht keineswegs von Anfang an – d.h. nach 1945 – einen Kurs der Entkolonialisierung verfolgte. Anhänger von John Maynard Keynes werden mit Unbehagen lesen, dass er 1945 die Regierung Attlee ausdrücklich davor warnte, die Kolonien aufzugeben: Dies sei „erniedrigend“ und würde Großbritannien zu einer Mittelmacht herabstufen (75).

Jörg Goldberg

Demografie und Ökologie

Demografischer Wandel im Spannungsfeld zwischen Globalem und Regionalem, hrsg. von Horst Hesse und Dieter Janke, Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen, Kommunalpolitisches Forum Sachsen, Leipzig 2013 (Diskurs. Streitschriften zu Geschichte und Politik des Sozialismus, Heft 40), 119 S., 7,50 Euro

Dieses Argument kennt jeder: Immer weniger junge erwerbstätige Leute müssen immer mehr Rentner versorgen – die dazu noch immer länger leben. Die politische Konsequenz, die aus dieser Analyse gezogen wird, liegt nahe: Das Rentenniveau soll sinken, die Menschen länger arbeiten

und privat vorsorgen.

Dabei ist es paradox, dass dieses allgegenwärtige Gerede über Demografie im umgekehrten Verhältnis zu den Kenntnissen über dieses Thema steht. Die Mainstream-Sicht erweckt den Anschein, dass ein bestimmtes Verhältnis von jungen und alten Bevölkerungsteilen der wesentliche Faktor dafür ist, ob sich ein Staat ein ausreichendes Rentenniveau leisten kann. Dabei werden aber, wie es in dem Vorwort des zu besprechenden Sammelbandes heißt, „grundlegende ökonomische Prozesse, die von Bedeutung sowohl für die Wertschöpfung als auch für die Verteilung und deren Stabilität sind, wie die Produktivität und deren Entwicklung, ignoriert.“ (5) Von marxistischer und linkskeynesianischer Warte wird eben deshalb dieser Gesichtspunkt immer wieder herausgestellt. Völlig zu Recht, so lange diese Sicht nicht ausreichend Eingang in die Öffentlichkeit findet. Norbert Reuter vom ver.di-Bundesvorstand leistet dies in der zu besprechenden Broschüre. Er legt anhand des Produktivitätsfortschritts dar, dass die abnehmende Zahl an Erwerbstätigen durch deren zunehmende Produktivität bei gleichzeitig sinkender Gesamtbevölkerung mehr als wett gemacht werde. Insofern würden sich keine Belege für die These finden lassen, wonach wegen der Alterung der Gesellschaft in Zukunft vieles nicht mehr bezahlbar sei. „Dazu müsste man etwa unterstellen, dass es zukünftig keinen oder nur noch einen minimalen Produktivitätsfortschritt geben würde.“ (39) Für diese Annahme indes sieht Reuter keine vernünftige Begründung. Man mag ihm hierin spontan zustimmen. Allerdings: Erhöhung der

Produktivität ging historisch immer auch mit einer beschleunigten Zunahme des Verbrauchs von Natur einher. Und es gibt wenig Anlass dafür, dass sich das einmal ändern wird – den Optimisten, die von einer Entkoppelung von Wachstum und Naturverbrauch sprechen, zum Trotz. Und sind die Grenzen der ökologischen Tragfähigkeit unseres Planeten nicht bereits erreicht? Karl Georg Zinn stellt nicht nur diese Frage – mit allen heiklen Konsequenzen, die sich daraus ergeben –, sondern er beantwortet sie auch: Ihm zufolge leben wir bereits in Malthusianischen Zeiten. In einer Situation also, in der zu viele Menschen auf dem Planeten leben. Er veranschaulicht das Problem der „Katastrophenträchtigkeit des ungebremsten demografischen Wachstums“ in einem Bild des schwedischen Nationalökonom Knut Wicksell: Demzufolge würden mit dem Bevölkerungswachstum zwar immer mehr Löffel an die Menschen verteilt, aber in den Topf mit Brei, aus dem sie schöpften, fließe nichts nach. „Anders gesagt: Der Planet Erde ist unvermehrbar.“ (33)

Man ahnt, worauf die Argumentation hinausläuft. Zinn versteckt sich zwar hinter dem prominenten Gewährsmann John M. Keynes, doch auch er ist dafür, dass das Wachstum der Erdbevölkerung kontrolliert werden müsse. Der Meisterökonom hatte es 1923 in einem Vortrag zum Zusammenhang zwischen Wohlstand, Bevölkerungsgröße und begrenzten Naturressourcen so formuliert: Er hielte es für einen Fortschritt, wenn die Menschheit eine bewusste Begrenzung ihres zahlenmäßigen Wachstums erreichen würde. (33) Die Ein-Kind-Politik der

chinesischen Kommunisten kommt insofern bei Zinn gut an. Doch so zwingend die Argumentation von ihm auch ist, es widerstrebt, sie in ihrer Konsequenz nachzuvollziehen. Schließlich landet man dann bei autoritären Bevölkerungspolitiken. Andererseits ist auch klar: Wenn die Linke sich dieser Fragen nicht annimmt, so wie sie es in der Vergangenheit getan hat,¹ wird eine Leerstelle bleiben.

Zinn selbst deutet die Richtung des Auswegs nur an. „Das durch die Bevölkerungsexplosion geschaffene Katastrophenpotential“, schreibt er, „kann weder durch den sogenannten technischen Fortschritt noch durch forcierte Wachstumsbemühungen bewältigt werden, ohne dass zugleich systemische Reformen erfolgen.“ (32) Denn der technische Fortschritt und das Wachstum würden unter den bestehenden Produktionsverhältnissen darauf hinwirken, dass die Fehlentwicklungen weitergehen. Andere Produktionsverhältnisse – darauf käme es mithin an.²

Zinns Beitrag ist mit Abstand der kontroverseste und interessanteste der Publikation. Doch auch die weiteren über die Auswirkungen des

1 Vgl. zum Verhältnis von Marx und Malthus auch Wolfgang Weiss, Zwischen Marx und Malthus. Die Scheu der Linken vor der Demographie, in Utopie kreativ, H. 159 (Januar 2004), S. 42-53.

2 Zu erinnern ist auch an das Buch „Kommunismus ohne Wachstum“ des marxistischen Philosophen Wolfgang Harich. Er bezog sich positiv, wenngleich differenziert, auf Malthus, redete einem autoritär-asketischen Verteilungsstaat das Wort, wovon er sich später wieder distanzierte. Gleichzeitig nannte er den Kommunismus als Voraussetzung dafür, die ökologischen Krisen in den Griff zu bekommen.

demografischen Wandels auf ost-deutsche Wirtschaftsstrukturen und die Daseinsvorsorge (Joachim Ragnitz), auf die Generation zwischen dem 20. und 30. Lebensjahr (Wolfgang Kühn) sowie auf die Frauenerwerbstätigkeit (Cornelia Heintze) sind lesenswert. Bemerkenswert ist auch, dass ein Wissenschaftler des ifo-Instituts, dem ein gewisser Hans-Werner Sinn vorsteht, für eine Publikation einen Beitrag beisteuert, die zu einer Reihe gehört, die den Titel „Streitschriften zu Geschichte und Politik des Sozialismus“ trägt.

Guido Speckmann

EU – Krise ohne Ende?

Leo Mayer/Fred Schmid, Die Krise und die Spaltung Europas/Europa am Scheideweg, isw-Report Nr. 95, München 2013, 39 S., 3,50 Euro

Mit der Lissabon-Strategie verkündete die Europäische Kommission 2000 das ehrgeizige Ziel, Europa als „wettbewerbsfähigsten und dynamischsten wissensbasierten Wirtschaftsraum der Welt“ zu etablieren, um mit den USA und Südostasien bestehen zu können. Ein Scheitern wurde schnell ersichtlich: Eine neue Wirtschaftsdynamik, die Schaffung neuer Arbeitsplätze und mehr sozialer Schutz blieben aus.¹ Schlagworte wie „intelligentes, nachhaltiges und integratives Wachstum“ (EU-Gipfel 2010) wirken beim gegenwärtigen Zustand der EU – „einer Karikatur dieser Prognose“ (3) – ge-

radezu zynisch. Statt Dynamik und Wachstum sind dauerhafte Krise, Stagnation und Schrumpfung zu konstatieren. Längst ist aus einer Wirtschafts- eine Integrationskrise² geworden. Durch die „Austerity Peitsche der Troika“ (Schmid) driften die Kern- und Peripherieländer Europas weiter auseinander, in den einzelnen Ländern spaltet eine Kluft die Fraktionen von Kapital und Arbeit.

In seinem Beitrag „Krise und Spaltung Europas“ bescheinigt Fred Schmid EZB-Chef Draghi, der sich in der Exportüberschussdiskussion für eine Orientierung der Wettbewerbsfähigkeit am „Musterschüler“ Deutschland ausgesprochen hat, „wirtschaftspolitische Ignoranz“ (3). Wie soll eine solche Maßgabe von Krisen-Staaten bei radikalen Einsparungen im Bildungsbereich und Tabula Rasa bei Infrastruktur erfüllt werden? Zudem exportieren Deutschland und die Staaten des „neo-merkantilistischen Blocks“ (Becker) die Krise und Arbeitslosigkeit in die Peripherieländer. Es sei auch unmöglich, „dass gleichzeitig alle Staaten mehr exportieren als importieren“ (3). Und wo sind neue Absatzmärkte vor dem Hintergrund eines gesättigten „reale(n) Weltmarkt(es) als Summe der nationalen Teilmärkte“ zu entdecken? Das gegenwärtige Bemühen der Peripheriestaaten um Wettbewerbsfähigkeit birgt weiteres Krisenpotential, denn „Lohn- und Sozialabsenkungen dezimieren [...] die Massenkaukraft [...] und verstärken die Rezession“ (4).

Ein BIP zwischen Rezession und

¹ Vgl. Martin Beckmann, Frank Deppe, Mathis Heinrich, In schlechter Verfassung? Ursachen und Konsequenzen der EU-Verfassungskrise, in: Prokla, Jg. 36 (2006), H. 144, S. 307-324.

² Joachim Becker, EU: Von der Wirtschaftszur Integrationskrise, Z 85 (März 2011), S. 10-31.

Stagnation, Pleitenrekorde im Süden und eine verstärkte De-Industrialisierung sind Indikatoren für den ökonomischen und sozialen Zustand Europas, den Schmid im Hinblick auf Armut und Arbeitslosigkeit analysiert (4-15). Schmid verbleibt nicht auf einer (makro-)ökonomischen Ebene, sondern bezieht die Folgen der Krise für die Menschen Europas ein. Besonders alarmierend ist hier die Jugendarbeitslosigkeit, in 11 EU-Ländern liegt sie über 25 Prozent – in den Peripherieländern offenbart sich eine „gesellschaftliche Tragödie“ (7). Deklassierung und Exkludierung sind Dimensionen der menschenunwürdigen Hartz-IV-Regelungen, eine solche Agenda wird den südeuropäischen Staaten als „Gesundungsrezept“ (8) aufkrotyriert. Das gestiegene Risiko sozialer Unruhen (ILO) verwundert nicht.³ Es ist zu Abwärtsspiralen bei Löhnen und Haushaltseinkommen in zwei Drittel der EU-Staaten gekommen – die Peripherie-Staaten befinden sich in einem Teufelskreis von Schulden und Zinsen (14). Den „Verlierern“ stellt Schmid die „Gewinner“ (Deutscher Staat, Banken, Konzerne, Geldreiche) gegenüber. Sie profitieren aufgrund der Niedrigzinsen, während in den Peripherieländern zeitweilig mindestens fünf Prozent an Zinsen gezahlt werden mussten (17). Es wird gnadenlos am „Elend“ profitiert, wie die Integration von „produktiven Inseln“ (6) in die globalen Wertschöpfungsketten transnationaler Konzerne zeigt. Auch die Arbeitsplatzmisere in den Krisenlän-

dern wird von deutschen Unternehmen auf der Suche nach Fachkräften profitmaximierend verwertet (9).

Der gegenwärtig vorangetriebene „autoritäre Wettbewerbsetatismus“ (Oberndorfer) der EU – Schmid spricht von einer „ultraneoliberalen Zurichtung Europas“ (21) – wird sogar als „Vertiefung der europäischen Union“ (24) verkauft. Angestrebt ist eine „marktkonforme Demokratie“ (21), eine „bürgerliche Demokratie“⁴, die eine von störenden Eingriffen der Demokratie befreite Ökonomie garantiert. Dieser „Einheitsmarktstaat“ (24) tritt dann auf die Weltbühne und „soll in der Welt [...] die Herausforderung mit der Noch-Supermacht USA und der neuen ökonomischen Weltmacht China aufnehmen“ (24). Der Kreis schließt sich: Bei Neoliberalen das immer gleiche Mantra der Wettbewerbsfähigkeit und ein immer gleiches Rezept: „Erhöhung bzw. Herstellung der Wettbewerbsfähigkeit durch Sparen bei Löhnen, Sozial- und Bildungsausgaben“ (3), Schmid prognostiziert „eine Krise ohne Ende“ (4).

Leo Mayer sieht Europa am „Scheideweg“. In seiner zivilgesellschaftlichen Analyse bildet die „Post-Maastricht-Krise“ (Deppe) den Ausgangspunkt. Die Krise der Eurozone ist im Kern eine politische Krise; ein nötiger Sprung zur Demokratisierung – als Alternative zur Desintegration – „wird durch die auf Wettbewerb basierende neoliberale Konstruktion von EU und Eurozone blockiert“ (25). Eine Umdeutung der Finanz- und Bankenkrise in eine ‚Euro-Krise‘ und

³ Hierzu: Frank Deppe, *Neue Periode sozialer Unruhe?*, Z 96 (Dezember 2013), S. 8-19.

⁴ Zur Unterscheidung „bürgerliche“ – „soziale“ Demokratie: David Salomon, *Demokratie*, Köln 2012, S. 10-17.

Staatsschuldenkrise seitens der Herrschenden ermöglichte mit Austeritätspolitik auf die Krise zu reagieren. Das war keine Lösung, aber diese Politik ermöglichte „die Durchsetzung von alten Forderungen der Kapitalseite“ (25). Die Folgen der Euro-Einführung (Deregulierung von Arbeit, Niedriglohnsektor etc.) sind „aber nicht „Konstruktionsfehler“ der Eurozone, sondern Elemente eines neoliberalen Projektes, das Europa in den globalen Kapitalismus eingliedert und sich die Zerschlagung des „Sozialstaates“ zum Ziel gesetzt hat“ (26). Mayer skizziert ein Szenario von sinkender Zustimmung und zunehmender Integration. So würden einerseits seit Krisenausbruch Kompetenzen an den Europäischen Rat und die Kommission zur Kontrolle der nationalen Staatshaushalte, der Tarif- und Sozialpolitik übertragen (26). Andererseits befindet sich, so der Autor, das (neoliberale) Europäische Projekt in einer Hegemoniekrise (27), latente Konflikte sind offen aufgebrochen: innerhalb des herrschenden Blocks und zwischen ihm und den untergeordneten Klassen. Die Troika ist uneins, vor allem der harte Sparkurs der deutschen Regierung führt zu Kontroversen (28). Auch vor dem Hintergrund einer deutlichen Machtverschiebung zugunsten Deutschlands (32) verschärft sich die Debatte innerhalb der EU um Wege aus der Krise. Mayer spricht sich „für einen progressiven Weg aus der Krise“ (33) aus und erteilt in diesem Kontext den Positionen eines Euro-Austritts von links (Flassbeck und Lafontaine) eine deutlich Absage (33f.) Er plädiert für eine „Europaweite Front für ein soli-

darisches Europa“ (37), diskutiert anhand von Vorschlägen (EuroMemorandum, DGB, EGB, EL) ein mögliches Programm, stellt aber klar: „Das Hauptproblem ist nicht das Programm selbst; es ist die Kraft, die es endlich in Gang setzen könnte.“ (39)

Innerhalb der linken Debatte sind die Autoren der Richtung zuzurechnen, die gegen einen „Euro-Austritt“ von Krisenstaaten argumentiert.⁵ Leider fehlt eine dezidierte Auseinandersetzung mit „Osteuropa“ im Kontext neoliberaler Wettbewerbslogik. Vor allem die Folgen der Osterweiterung für die Südstaaten wäre zu thematisieren.⁶ Der Report ist sehr informativ: Zwei inhaltlich aufeinander abgestimmte Teile mit viel Zahlenmaterial verschaffen einen guten Überblick über die gegenwärtige Lage der EU und regen zur Diskussion (gerade auch innerhalb der Linken) an.

Patrick Ölkkrug

Kämpfe um Hegemonie im „Staatsprojekt Europa“

Sonja Buckel, „Welcome to Europe“ – *Die Grenzen des europäischen Migrationsrechts. Juristische Auseinandersetzungen um das „Staatsprojekt Europa“*, transcript, Bielefeld 2013, 369 S., 33,80 Euro

Forschungsgruppe „Staatsprojekt Europa“ (Hg.), *Kämpfe um Migrationspolitik. Theorie, Methode und Analysen kritischer Europafor-*

⁵ Übersicht der Debatte: Jürgen Leibinger, Das Euro-Projekt: Geschichte und linke Kritik, Z 93 (März 2013), hier: S. 88-94.

⁶ Vgl. Andreas Wehr, Die Europäische Union, Köln 2012, S. 73 ff.

schung, transcript, Bielefeld 2014, 304 S., 24,99 Euro

Die vorliegenden Bände bündeln zentrale Ergebnisse des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft in den Jahren 2009 bis 2013 geförderten gesellschafts- und herrschaftskritischen Projekts „Die Transnationalisierung des Staates im Prozess der Entstehung einer gemeinsamen europäischen Migrationspolitik“. Sie sind in ihrer Forschung und Entstehung eng miteinander verknüpft und wurden federführend von Sonja Buckel, die damit zugleich ihre überarbeitete Habilitationsschrift veröffentlicht, John Kankankulam und Jens Wissel vorangetrieben.

Beide Veröffentlichungen sind gelungene Beispiele kritisch-materialistischer Forschung. Sie verknüpfen Staats- und Rechtstheorie mit empirischer Forschung und unterfüttern dies diskurstheoretisch. Es handelt sich nicht um Interpretations-, sondern um intensiv betriebene empirisch-analytische Arbeiten. Insbesondere das methodische Vorgehen des Projekts springt ins Auge, hat wegweisenden Charakter und soll deshalb näher beleuchtet werden.

Ausgangspunkt für Buckels Arbeit ist die Auffassung des „genuin politischen Charakter[s] jeder rechtlichen Auseinandersetzung“. Solche Auseinandersetzungen erscheinen dem juristischen Laien „als rein rechtstechnische Vorgänge“ erscheinen, da die politischen Kämpfe hinter den vielfach „unverständlichen Rechtsfiguren“ verschwinden (12). Buckel unternimmt den Versuch, „eine eigene Forschungsperspektive zu entwickeln, um die Kämpfe um Hegemo-

nie nachvollziehbar zu machen und zu zeigen, wie die späteren Rechtsfiguren als Ergebnisse ebendieser Kämpfe entstehen“ (12f.). Untersuchungsgegenstand ist das „im Entstehen befindliche europäische Migrationsrecht“. Buckels Wahl ist plausibel begründet, „überkreuzen“ sich hier doch „verschiedene Herrschaftsachsen und Strukturprinzipien kapitalistischer Gesellschaften“, konkret „das Nord-Süd-Verhältnis, Staat, Nation und damit Ethnizität, Klasse und Geschlecht“ (13). Als weiteres Argument führt die Autorin an, dass der Prozess der Europäischen Integration einen „widersprüchlichen Staatswerdungsprozess“ darstellt, der gerade in der derzeitigen Krisenkonstellation „große Dynamik entfaltet“. Die Analyse der Migrationspolitik ermögliche die Untersuchung dieser Staatswerdung, weil sich in ihr „staatliche Tätigkeiten wie in einem Brennglas verdichten“ (ebd.).

Buckel arbeitet entlang zweier Fallstudien. Zuerst konzentriert sie sich auf die „umstrittene Konstruktion eines europäischen Sozialstaates“, die „trotz fehlender Europäisierung der Sozialpolitik“ (14) vonstatten geht. Dies wird dargestellt anhand der Untersuchung der Rechtsprechung des Gerichtshofs der Europäischen Union (13). Die Auseinandersetzungen „um eine Verrechtlichung der südlichen europäischen Seegrenze“ (14) sind Gegenstand des zweiten Falles. Im ersten Fall wird exemplarisch „die Konstitution eines europäischen Inneren“ und im zweiten Fall „die Produktion des Außen“ (ebd.) nachvollzogen. Den Fallstudien vorausgeschickt ist ein theoretischer Teil

zum Themenkomplex „Hegemonie – Recht – Staat“, in dem grundlegende, an marxistische Theorien und Erkenntnisse anschließende Definitionen geliefert werden. Es folgt ein Überblicks-Kapitel zur „Europäisierung der Migrationskontrolle“, an das sich eine Darlegung der empirischen Vorgehensweise anschließt.

Die zugrunde liegenden methodischen Überlegungen, vor allem in der Frage, wie Kämpfe um Hegemonie und Hegemonie selbst empirisch zu untersuchen sind, sind Resultat eines „kollektiven Erkenntnisprozess(es)“ (17), der insbesondere in dem Sammelband offen gelegt wird. Zentral ist hier das neogramscianische Konzept der Hegemonieprojekte, das von der Forschungsgruppe „aufgegriffen und erweitert“ (19) wurde. Demnach werden Hegemonieprojekte verstanden als „Verkettung einer Vielzahl unterschiedlicher Taktiken und Strategien, mittels derer Myriaden von Akteur*innen versuchen, ihre partikularen Interesse in allgemeine zu transformieren, um hegemonial zu werden“ (ebd.). Es lassen sich „Strategien, die jeweils der gleichen Rationalität folgen, [...] in Hegemonieprojekten bündeln“. Dabei müsse betont werden, dass diese Projekte „begriffliche Konstruktionen“ (ebd.) darstellen. Diese Strategien seien durchaus Resultat bewusster Handlungen, aber auf Grund der „gesellschaftliche[n] Komplexität“ und der Vielzahl von Akteuren, sei „der Gesamteffekt dieser Strategien von den Einzelnen nicht mehr kontrollierbar“ (ebd.). Im Prozess der „Zurechnung der strategischen Praxen“ zu einzelnen AkteurInnen und Gruppierungen findet eine „begriffliche Konstruktionsleistung“

statt, die keine kausalen Verbindungen herstellen kann, sondern auf Basis von „Plausibilitäten“ arbeitet (ebd.). Nach Auswertung bereits vorliegender neogramscianischer Analysen und eigenen „exemplarischen Sozialstrukturanalysen“ der BRD, Großbritanniens und Spaniens (22) identifiziert die Forschungsgruppe je ein neoliberales, national-soziales, proeuropäisch-soziales, konservatives sowie linksliberal-alternatives Hegemonieprojekt (22-29).

Der Sammelband ist das Resultat der kollektiven Arbeit junger NachwuchswissenschaftlerInnen. Der erste Teil stellt die „Prämissen, Fragestellungen und Methoden“ der Forschungsarbeit vor. Als zentrale Herausforderung geht es um die Operationalisierung der Forschungsergebnisse „historisch-materialistischer Forschung“ im Hinblick auf „empirische und gegenstandsbezogene“ Arbeiten (9). In Auseinandersetzung mit und in Abgrenzung zur Mainstream-Governance-Forschung entwickeln die AutorInnen eine „historisch-materialistische [...] Politikanalyse“, die sie ihren Untersuchungen zur europäischen Migrations- und Grenzpolitik zugrunde legen. Es folgen drei Länderstudien. Im Mittelpunkt stehen „das Wechselverhältnis zwischen den nationalstaatlichen Kämpfen um Migrationspolitik und deren Implikationen für das europäische Grenzregime“ (ebd.). In weiteren Beiträgen werden Frontex, Dublin II, die Verknüpfung von Migrations- und Arbeitskraftpolitik sowie Care-Arbeitsverhältnisse in Spanien behandelt. Abgerundet wird der Band mit einem bilanzierenden Beitrag, der auch die Situation in der aktuellen

Krisenkonstellation beleuchtet. Die Forschungsgruppe ist der Auffassung, dass ihr Ansatz „in vielfältigen Forschungsfeldern inspirieren kann“ – genannt werden die Klima-, Gesundheits-, Währungs- und Sozialpolitik (256).

Die Lektüre der detailreichen Studien erfordert Geduld und den Mut, sich vor allem mit den rechtlichen Zusammenhängen der EU zu beschäftigen. Das Vorgehen wird trans-

parent erläutert, eingenommene Positionierungen und getroffene Entscheidungen werden nachvollziehbar begründet. Die Bände liefern nützliche Argumente in der Auseinandersetzung um den Zustand und die Zukunft der EU, weit über die hier geschilderte Migrationspolitik hinaus. Sie bieten – das ist ihr zentraler Wert – wichtige Anregungen für die Debatte um eine geeignete Methodik kritischer Forschung.

Sebastian Klauke



Georg Fülberth

MARXISMUS

Basiswissen Politik / Geschichte / Ökonomie

Marxismus beinhaltet 1.) die historisch-materialistische Analyse der Ökonomie, 2.) eine auf sie gestützte politische Theorie und 3.) Praxis zur Aufhebung des Kapitalismus. Marx wird verhamlost, wenn sein zentraler Anspruch, die Umwälzung der bürgerlichen Gesellschaft, herausgebrochen wird.

111 Seiten | € 9,90



Dieter Boris

BOLÍVARS ERBEN

Linksregierungen in Lateinamerika

Dieter Boris bietet den ersten Gesamtüberblick über den kontinentalen Linkstrend in Lateinamerika. Dabei handelt es sich um eine einmalige historische Konstellation – und das obwohl im »Rest der Welt« nahezu ungebrochen neoliberale Prinzipien tonangebend sind.

202 Seiten | € 14,90



Lothar Peter

MARX AN DIE UNI – Die »Marburger Schule« Geschichte, Probleme, Akteure

Die marxistisch orientierte »Marburger Schule« entfaltete wissenschaftlich und politisch intensive Wirkung. Kennzeichnend für W. Abendroth, W. Hofmann und H. Maus – und auch ihre Nachfolger – ist ein Wissenschaftsverständnis, das Lehre und Forschung mit dem Ziel gesellschaftsverändernder Praxis verknüpfte.

248 Seiten | € 14,90

PapyRossa Verlag

Luxemburger Str. 202 | 50937 Köln

Tel. (0221) 44 85 45 | www.papyrossa.de | mail@papyrossa.de

Autorinnen und Autoren

Prof. Dr. Gretchen Binus – Berlin, Wirtschaftswissenschaftlerin

Michael Boedecker – Frankfurt am Main, Politikwissenschaftler, Gewerkschaftssekretär IG BAU i.R.

Dr. Stefan Bollinger – Berlin, Politikwissenschaftler und Historiker

Hermann Dworzak – Wien, Sozialwissenschaftler

Pia Eberhardt – Brüssel, Politikwissenschaftlerin, Mitarbeiterin von Corporate Europe Observatory (CEO)

Prof. Dr. Georg Fülberth – Marburg, Politikwissenschaftler

Olaf Gerlach – Berlin, wiss. Mitarbeiter MdB Birgit Wöllert, Fraktion DIE LINKE

Dr. Jörg Goldberg – Frankfurt/M., Wirtschaftswissenschaftler, Z-Redakteur

Dr. Gert Hautsch – Frankfurt am Main, Medienjournalist und Gewerkschafter

Valentin J. Hemberger – Lohra, Student der Geschichtswissenschaft

Dr. Hartmut Henicke – Alteschdorf, Historiker

Prof. Dr. Gudrun Hentges – Fulda, Politikwissenschaftlerin, Hochschullehrerin

Sebastian Klauke – Kiel, Doktorand im Bereich politische Soziologie

Prof. Dr. Hermann Klenner – Berlin, Rechtswissenschaftler

Dr. Jürgen Leibiger – Radebeul, Wirtschaftswissenschaftler

Dr. André Leisewitz – Frankfurt/M., Dipl. Biologe, Z-Redakteur

Prof. Dr. Christa Luft – Berlin, Wirtschaftswissenschaftlerin

Sarah Nagel – Bochum, M.A. Politik Ostasien

Patrick Ölkrug – Marburg, Student der Politikwissenschaft

Prof. Dr. Kurt Pätzold – Berlin, Historiker

Falk Prahl – Frankfurt/M., ver.di Betriebsgruppenvorsitzender Serviceniederlassungen Deutsche Post DHL in Darmstadt, Mitglied im Vertrauensleuteausschuss ver.di Südhessen

Prof. Dr. Rainer Rilling – Marburg, Soziologe

Prof. Dr. Werner Röhr – Berlin, Historiker

Dr. Karl-Heinz Roth – Bremen, Sozialwissenschaftler

Dr. David Salomon – Frankfurt/M., Sozialwissenschaftler, Z-Redakteur

Dr. Peter Scherer – Frankfurt/M., Historiker

Joachim Schwammborn – Frankfurt am Main, Rechtsanwalt

Guido Speckmann – Hamburg/ Berlin, Politikwissenschaftler und Journalist bei der Tageszeitung „neues deutschland“

Christian Stache – Hamburg, Sozial- und Wirtschaftshistoriker (M.A.), Doktorand

Armin Stolle – Bremen, Lehrer i.R.

Peter Wahl, Berlin, Vorsitzender von WEED, Mitglied im wissenschaftlichen Beirat von Attac

Prof. Dr. Manfred Weißbecker – Jena, Historiker

Dr. Gerd Wiegel – Berlin, Politikwissenschaftler, Fachreferent Rechts-extremismus/Antifaschismus der Linksfraktion im Bundestag, Z-Redakteur

Prof. Dr. Jörg Wollenberg – Bremen, em. Hochschullehrer für Weiterbildung

Die FIFA wird
mich freisprechen!



Die Tageszeitung
junge Welt

Gründung 1947 · Freitag, 11. April 2014 · Nr. 86 · 1,30 Euro · PPSX A8002 · Entgelt bezahlt

Legale Ausbeuterei

Arbeit für 1,60 Euro die Stunde? Amtsgericht Coburg erlaubt extrem niedrige Löhne. Von Susan Borsath

4

Gewaltsames Ende

Die irakische Polizei stürmt eine seit zwei Monaten von Arbeitern besetzte Fabrik in Istanbul

6

Brüchige Waffenruhe

Syrien: Lebensmittellieferungen

1

**3 Wochen
kostenlos testen**

[www.jungewelt.de/
probeabo](http://www.jungewelt.de/probeabo)

www.jungewelt.de

Postvertriebsstück D 2841 F

Gebühr bezahlt

Z-Vertrieb, Postfach 500936, D-60397 Frankfurt/M.

„Und endlich ist kein anderer Krieg für Preußen-Deutschland mehr möglich als ein Weltkrieg, und zwar ein Weltkrieg von einer bisher nie geahnten Ausdehnung und Heftigkeit. Acht bis zehn Millionen Soldaten werden sich untereinander abwürgen (...). Die Verwüstungen des dreißigjährigen Kriegs zusammengedrängt in drei bis vier Jahre, und über den ganzen Kontinent verbreitet; (...) Zusammenbruch der alten Staaten und ihrer traditionellen Staatsweisheit, derart, daß die Kronen zu Dutzenden über das Straßenpflaster rollen und niemand sich findet, der sie aufhebt; absolute Unmöglichkeit, vorherzusehen, wie das alles enden und wer als Sieger aus dem Kampf hervorgehen wird; nur ein Resultat absolut sicher: die allgemeine Erschöpfung und die Herstellung der Bedingungen des schließlichen Siegs der Arbeiterklasse. - Das ist die Aussicht, wenn das auf die Spitze getriebene Systems der gegenseitigen Überbietung in Kriegsrüstungen endlich seine unvermeidlichen Früchte trägt.“

Friedrich Engels, Einleitung [zu Sigismund Borkheims Broschüre „Zur Erinnerung für die deutschen Mordspatrioten. 1806-1807“], London, 15. Dezember 1887, in: MEW Bd. 21, S. 350f.

Internet: www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de
e-mail: redaktion@zme-net.de

ISSN 0940-0648